

Predigten von  
H.H. Prälat Prof. Dr. Georg May

2020

Aufgezeichnet von Patricia Befard-Bitz

[www.glaubenswahrheit.org](http://www.glaubenswahrheit.org)

# Inhaltsverzeichnis

<i>Die Taufe Jesu (12.01.2020)</i> .....	4
<i>Die unauflösliche Ehe (19.01.2020)</i> .....	8
<i>Die Reue (16.02.2020)</i> .....	13
<i>Die geistige Kommunion (23.02.2020)</i> .....	16

## **Der Schmerzensmann auf den Stationen seines Lebens**

(1) Unser Herr am Ölberg (01.03.2020) .....	20
(2) Unser Herr an der Geißelsäule (08.03.2020) .....	23
(3) Der König der Dornen (15.03.2020) .....	27
(4) Der Kreuzweg (22.03.2020) .....	32
(5) Der Gekreuzigte (29.03.2020) .....	35
(6) Der Tod des Messias (Palmsonntag, 05.04.2020) .....	39
(7) Das Kreuz Jesu Christi (Karfreitag, 10.04.2020) .....	43

<i>Der Herr ist auferstanden (Ostersonntag, 12.04.2020)</i> .....	47
<i>Emmaus (Ostermontag, 13.04.2020)</i> .....	50
<i>Der ungläubige und gläubige Thomas (19.04.2020)</i> .....	52
<i>Der gute Hirt (26.04.2020)</i> .....	55

## **Unfehlbarkeit**

(1) Unfehlbarkeit (03.05.2020) .....	58
(2) Der Abschied Jesu (10.05.2020) .....	62
(3) Die Unfehlbarkeit des Papstes (17.05.2020) .....	65

<i>Christi Himmelfahrt (1) (21.05.2020)</i> .....	68
<i>Christi Himmelfahrt (2) (24.05.2020)</i> .....	70
<i>Der Heilige Geist (1) (Pfingstsonntag, 31.05.2020)</i> .....	73
<i>Der Heilige Geist (2) (Pfingstmontag, 01.06.2020)</i> .....	75
<i>Der dreieinige Gott (Dreifaltigkeitssonntag, 07.06.2020)</i> .....	77
<i>Die Transsubstantiation (Fronleichnam, 11.06.2020)</i> .....	80
<i>Der Himmel (14.06.2020)</i> .....	83
<i>Das heiligste Herz Jesu (21.06.2020)</i> .....	86
<i>Straft Gott? (1) (28.06.2020)</i> .....	89
<i>Straft Gott? (2) (05.07.2020)</i> .....	93
<i>Pius XII. (1) (12.07.2020)</i> .....	96
<i>Pius XII. (2) (19.07.2020)</i> .....	102
<i>Der Herr lobt den ungerechten Verwalter (26.07.2020)</i> .....	109

## **Das Fest Mariä Himmelfahrt**

(1) Maria, die Gottesmutter (02.08.2020) .....	111
(2) Maria, die unbefleckt Empfangene (09.08.2020) .....	114
(3) Die Aufnahme Marias in den Himmel (16.08.2020) .....	117

<i>Selig die Augen, die sehen, was ihr seht! (23.08.2020)</i> .....	120
<i>Bernhard Lichtenberg (30.08.2020)</i> .....	124
<i>Canisius (06.09.2020)</i> .....	129
<i>Die äußere Gnade (04.10.2020)</i> .....	132

## Handlungen mit doppelter Wirkung

(1) Handlungen mit doppelter Wirkung (11.10.2020) .....	135
(2) Mitwirkung zu fremder Sünde (18.10.2020) .....	138
<i>Kreuz und Halbmond (25.10.2020) .....</i>	<i>143</i>
<i>Die Seligpreisungen (Allerheiligen, 01.11.2020) .....</i>	<i>147</i>
<i>Die Feinde des Kreuzes (08.11.2020) .....</i>	<i>152</i>
<i>Elisabeth von Thüringen (15.11.2020) .....</i>	<i>155</i>
<i>Das besondere Gericht (22.11.2020) .....</i>	<i>158</i>
<i>Das Kommen Gottes auf die Erde (29.11.2020) .....</i>	<i>161</i>
<i>Das Kommen des Heiligen Geistes (06.12.2020) .....</i>	<i>164</i>
<i>Das Kommen des Antichristen und die Wiederkunft Christi (13.12.2020) .....</i>	<i>167</i>
<i>Die Auferstehung der Toten (20.12.2020) .....</i>	<i>170</i>
<i>„Heute ist euch der Heiland geboren“ (Weihnachten, 25.12.2020) .....</i>	<i>174</i>
<i>Weihnachten in Lagern (26.12.2020) .....</i>	<i>176</i>
<i>Der Apostel und Evangelist Johannes (27.11.2020) .....</i>	<i>179</i>
<i>Jahresanfang (01.01.2021) .....</i>	<i>182</i>
<i>Die Weisen und der Stern (03.01.2020) .....</i>	<i>185</i>

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Taufe Jesu

12.01.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Alle vier Evangelisten berichten, dass sich Jesus aus seiner Heimat Nazareth an den Jordan begibt, wo Johannes taufte. Er hat sich in die große Taufbewegung, die Johannes entfacht hat, hineinbegeben; er ließ sich von ihm taufen. Jesus erkennt den Täufer als von Gott gesandten Propheten und seine Predigt und Taufe als von Gott verordnete Vorbereitung des messianischen Heiles an. Die Taufe Jesu hebt sich von all den zahllosen Taufen, die Johannes gespendet hat, ab. Sie allein ist mit einer Gotteserscheinung verbunden. Jesus ist es, der die Spaltung des Himmels sieht und das Herniederschweben des Heiligen Geistes in Taubengestalt auf ihn selbst. Jesus ist es auch, der die Himmelsstimme hört: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich mein Wohlgefallen gefasst; ihn sollt ihr hören.“ Hier findet die Messiasweihe Jesu statt. Die Worte der Himmelsstimme sind Worte Gottes. Sie bezeichnen Jesus als den geliebten, d.h. als den einzigen Sohn. Gott hat an ihm sein Wohlgefallen gefunden, d.h. er hat ihn zum Messias ausgewählt. Über den Zeitpunkt der Erwählung zum Messias ist damit nichts ausgesagt; sie kann auch vorher erfolgt sein und ist nicht an diesen Termin gebunden. Aber er wird jetzt mit Heiligem Geist und mit Wunderkraft ausgestattet. Die Herabkunft des Heiligen Geistes auf Jesus ist als wirkliche Ausstattung mit Kraft des Geistes zu verstehen. Der Geist ist es auch, der ihn bald in die Wüste hinaustreibt, damit er vom Teufel versucht werde. Ja, es war der Heilige Geist, der ihn in die Wüste geführt hat, damit er vom Teufel versucht werde. Da will er den Kampf mit dem Satan bestehen. Nicht durch den Täufer empfängt er den Geist, sondern nach dem Empfang der Taufe beim Heraussteigen aus dem Wasser.

Johannes hat mit der von ihm vorgenommenen Taufe an die bei den Juden üblichen rituellen Waschungen angeknüpft. Von den Waschungen der Pharisäer und den täglichen Waschungen der Essener unterscheidet sich aber seine Taufe durch ihre Einmaligkeit. Die Pharisäer machten ja den Jüngern Jesu den Vorwurf, dass sie ihre Hände vor dem Essen nicht waschen, wie sie das taten. Aber nein, die Taufe, die der Täufer Johannes spendet, ist von anderer Art. Sie ist einmalig, und ihre Empfänger sind Juden, im Unterschied zu der Proselytentaufe. Die Juden hatten nämlich die Gewohnheit, Heiden, die zum Judentum stießen, zu taufen mit der so genannten Proselytentaufe. Dadurch wurden sie in den Verband der jüdischen Religionsgemeinschaft eingegliedert. Johannes spendet eine Taufe anderer Art. Sie sollte ein Akt der Buße, der religiös-sittlichen Umkehr sein. Sie sollte nicht bloß rituelle, also für den Gottesdienst geeignet machende, sondern sittliche Reinheit bewirken. Sie hatte messianischen Charakter. Die Johannestaufe überschritt den Bestand der jüdischen Frömmigkeit und stellte ihn in Frage. Wodurch? Nun, sie wurde nicht deshalb gespendet, weil Israel damals gottloser gewesen wäre als andere Völker, sie bedeutete vielmehr, dass das Gesetz und alle Bemühungen, es zu erfüllen, nicht imstande waren, das Sündigen des Volkes zu überwinden; deswegen die Taufe als Taufe der Umkehr, welche die von den Propheten vorhergesagte Reinigung des Volkes zu Beginn der Heilszeit bewirken sollte. Von der späteren christlichen Taufe unterschied sich die Taufe des Johannes wesentlich. Sie war nicht sakramental, sie hat also nicht von sich selbst die Reinigung und Heiligung und Begabung mit dem Heiligen Geist bewirkt. Sie hat auch nicht den Geist

verliehen wie die christliche Taufe und das neue Leben mitgeteilt. Es war ein Akt der Buße, ein Akt der Bekehrung, ein Akt der Umkehr.

Matthäus erzählt das mit der Taufszene verbundene Gespräch Jesu mit dem Täufer. Als sich Jesus dem Täufer näherte, um die Taufe zu empfangen, da wehrte der Täufer ab: „Ich habe nötig, von dir getauft zu werden, und du kommst zu mir?“ Jesus erwiderte: „Lass es jetzt geschehen; denn es geziemt uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.“ Das ist der entscheidende Satz: Es geziemt uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Die Erfüllung aller Gerechtigkeit besagt die Beobachtung des Willens Gottes. Es ist Gottes Wille, dass Jesus sich der Taufe durch Johannes den Täufer unterzieht. Johannes hat die Distanz, den Abstand vom Heiland stets gewahrt. Er wusste sich als Wegbereiter für einen anderen. Er hatte von Jesus gesagt: „Ich taufe mit Wasser zur Umkehr; aber nach mir kommt einer, der stärker ist als ich, er wird mit Heiligem Geist und mit Feuer taufen.“ Die Worte zur Umkehr sollen den Sinn der Johannestaufe erläutern. Der Empfang der Taufe setzt die Bekehrung voraus, also die Abkehr von der Schuld und der Sünde und die Hinkehr zum Guten; sie ist selbst ein Akt der Umkehr. Die Taufe mit Heiligem Geist und mit Feuer ist ganz anderer Art. Sie ist doppelter Art: mit Feuer und mit Heiligem Geist. Wenn mit Heiligem Geist getauft wird, dann bedeutet das, dass die Heilszeit angebrochen ist, denn die Heilszeit ist die Zeit des Heiligen Geistes. Wenn mit Feuer getauft wird, dann ist das ein Bild des messianischen Gerichtes. Die Feuertaufe bereitet der Spreu ihr Schicksal. Spreu ist der Abfall, der beim Dreschen von Getreide anfällt; damit sind die Sünder, die unbußfertigen Sünder gemeint. Die Wirksamkeit des Messias wird also nach den Worten des Johannes eine zweifache sein: Begabung mit Heiligem Geist für die Bußfertigen und Verbrennen im Feuer für die Unbußfertigen, strafendes Gericht, Vernichtung. In der prophetischen Perspektive des Täufers fallen entgegen der Wirklichkeit das erste und das zweite Kommen des Messias zusammen; erst das zweite bringt ja das Gericht, das erste bringt den Geist. Aber Johannes der Täufer sieht beides zusammen. Er steht eben noch auf dem Boden des Alten Testaments, der alten jüdischen Eschatologie, die nur ein Kommen des Messias in Macht und Gericht kennt. Damit ist dann auch das Ende des gegenwärtigen Äons verbunden. Dieser Umstand, dass er nur ein Kommen des Gerichtes sieht, gibt dem Predigen des Johannes einen drohenden Zug und dem Bild des Messias eine herbe Farbe.

Die Taufe Jesu hat dem frühen Christentum Schwierigkeiten bereitet. Man empfand es als ein schweres Problem, wie sich der sündenlose Messias von Johannes die Bußtaufe spenden lassen kann. Muss aus dem Empfang der Bußtaufe nicht ein Sündenbewusstsein Jesu erschlossen werden? Matthäus gibt auf diese Frage keine Antwort. Aber man kann die Antwort in der Gotteserscheinung finden, die bald nach der Taufe Jesu stattfand. Der Messias, auf dem Gottes Wohlgefallen ruht, kann kein sündiger, der Umkehr bedürftiger Mensch sein. Es ist Gottes Wille, dass Jesus sich den Scharen der Täuflinge einreihet, ohne dass er eine Umkehr nötig hatte. Der nicht ausgesprochene Grund, aus dem Jesus sich nach Gottes Willen taufen lässt, ist der, dass er als der leidenden Gottesknecht die Sünden der Vielen auf sich nehmen muss; dazu ist er ja in die Welt gekommen. Alles, was Jesus tut, geschieht für uns, zu unserem Nutzen, zu unserer Erlösung. Er ist vom Himmel herabgestiegen – für uns; er wurde zur Nacht in einem Stalle geboren – für uns; er wurde verfolgt und musste nach Ägypten fliehen – für uns; er wurde beschnitten und im Tempel ausgelöst – für uns; er ließ sich von Johannes taufen – für uns. Alles, was er tat und was er litt, geschah für uns. Wohl aber beseitigt Matthäus den zweiten Anstoß, nämlich die scheinbare Unterordnung Jesu unter Johannes. Dies geschieht dadurch, dass er das Gespräch zwischen beiden erzählt. Johannes weigert sich, Jesus zu taufen. Jesus überwindet die Bedenken des Täufers durch den Hinweis darauf, dass es sich für beide geziemt, alle Gerechtigkeit, d.h. den Willen Gottes zu erfüllen. Er selbst weiß sich durch den Willen des Vaters dazu getrieben, zum Täufer zu kommen. Des Täufers Sendung aber ist es, die messianische Weissagung zu erfüllen, nämlich die Vorbereitungstaufe zu spenden. Diese soll er darum auch ihm spenden, obgleich er ihn als den Messias erkannt hat. Mit dieser Antwort muss sich der Täufer begnügen.

Johannes der Täufer, meine lieben Freunde, hat viele Menschen angezogen und begeistert. Es scheint, dass es ganze Täufergemeinden gegeben hat. Der Evangelist Johannes schildert gleich im Eingang seines Evangeliums das Auftreten des Täufers: „Es ward ein Mann von Gott gesandt, sein Name war Johannes. Er sollte Zeugnis geben vom Licht (d.h. vom menschgewordenen Gottessohn). Er war nicht das Licht, sondern er sollte Zeugnis geben vom Lichte.“ Diese geflissentliche Betonung:

„Er war nicht das Licht“, dass der Täufer nicht das Licht war, lässt erkennen, dass Johannes sich hier gegen eine Anschauung wehrt, die im Täufer mehr als einen Vorläufer Jesu sah. Es gab wohl zur Zeit der Abfassung des 4. Evangeliums noch Täuferjünger und Täuferverehrer, ja womöglich eine Täufergemeinde. Johannes kämpft darum in seinem Evangelium immer wieder gegen eine Überschätzung des Täufers. Johannes ist nur der Freund, nicht der Bräutigam. Er muss abnehmen, der andere muss zunehmen. Johannes kann kein einziges Wunder wirken; nach ihm kommt ein Größerer. Damit sorgt Johannes, der Evangelist, für die rechte Einschätzung des Täufers Johannes. Der Evangelist Johannes sagt nicht, für wen die Täuferkreise den von ihnen verehrten Meister hielten. Aber seine Polemik lässt erkennen, dass sie ihn als das Licht, d.h. als den Offenbarer Gottes oder Bringer des Heils angesehen haben. Diese Überschätzung missfällt dem Evangelisten, und gegenüber ihr betont er mit Nachdruck, dass der Täufer nur die Aufgabe gehabt hat, für das Licht Zeugnis abzulegen, d.h. Jesus als das Licht der Welt zu bezeugen. Dazu ist er sogar durch eine ihm gewordene Offenbarung befähigt worden. Gott sprach zu ihm: „Auf wen du den Geist herabkommen siehst und bei wem du ihn bleiben siehst, der ist es, welcher im Heiligen Geiste tauft.“ „Ich habe ihn gesehen“, sagt Johannes, „und ich bin Zeuge dafür geworden.“ Für das Johannesevangelium ist der Täufer einfach und schlechthin der Zeuge für Jesus als den gottgesandten Bringer des Heils. Auch wenn der Evangelist Johannes den Täufer tief unter Jesus stellt, so erhebt er ihn doch dadurch, dass er der Zeuge ist, auf eine Höhe, auf der kein anderer außer ihm steht. In seinem Zeugenamt liegt seine Schranke, aber auch seine Größe. Er wird hervorgehoben, und es wird betont, dass er von Gott gesandt, d.h. für sein Zeugenamt von Gott befähigt und beauftragt ist. Die Wichtigkeit seines Zeugnisses wird noch dadurch unterstrichen, dass durch ihn alle zum Glauben kommen sollen.

Durch die Johannestaufe oder vielmehr durch die Person des Johannes des Täufers wurde eine Gemeinschaft gegründet: die Gemeinschaft der Johannesjünger. Sie hatte auch nach der Verhaftung und dem Tod des Johannes noch Bestand. Paulus kam auf seiner zweiten Missionsreise nach Ephesus, einer riesigen Stadt von großem Ausmaß; man spricht von 300 000 Bewohnern, damals. Er fand dort zwölf gläubig gewordene Männer. Sie hatten aber die christliche Taufe nicht empfangen und wussten nichts von der Geistsendung durch Christus. Sie hatten lediglich die Johannestaufe empfangen, vielleicht vom Täufer selbst. Paulus wird ihnen in der Synagoge begegnet sein. Als er sie fragt, ob sie den Geist empfangen haben, entgegneten sie: „Wir haben nicht einmal gehört, dass der Heilige Geist schon gekommen ist.“ Auf die weitere Frage, was für eine Taufe sie empfangen haben, antworten sie: „Die Taufe des Johannes.“ Paulus erläutert ihnen, dass Johannes lediglich eine Buß-, Bekehrungs-, Umkehrtaufe gespendet und dem Volke gesagt hat, sie sollten an den glauben, der nach ihm komme, d.h. an Jesus. Darauf belehrt Paulus die Männer über die christliche Taufe und die Sendung des Geistes. Als sie dies hörten, ließen sie sich taufen. Paulus legte ihnen die Hände auf, und der Heilige Geist kam auf sie herab. Erst dadurch wurden sie in die Gemeinde des Messias aufgenommen.

Die Person und das Geschick Johannes des Täufers haben die junge Christenheit und überhaupt die Zeitgenossen lange Zeit beschäftigt; er war eben eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Als Johannes im Gefängnis des Herodes Antipas vom Auftreten Jesu hörte, war er unsicher, ob er wirklich der Messias sei, den er angekündigt hatte. Warum unsicher? Ja, er vermisste, dass der Messias, dass Jesus die Wurfschaukel in die Hand nimmt und seine Tenne reinigt, dass er die Spreu in unauslöschlichem Feuer verbrennt. Er vermisste an Jesus das Gericht, weil er eben nicht erste und zweite Ankunft unterschied. Jesus musste ihm nachweisen, dass er der Messias sei. Wodurch? Indem er auf seine Taten verwies: „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird die Heilsbotschaft verkündet, und wohl dem, der sich an mir nicht ärgert.“ Diese Taten weisen ihn aus, es sind messianische Taten. Es sind die Taten, welche die Propheten angekündigt haben. Sie bezeugen den Heilscharakter auch seines erstmaligen Kommens. Das Gericht und die Vergeltung ist seinem Wiederkommen in Macht und Herrlichkeit vorbehalten.

Es wurde viel gerätselt über die Person Johannes des Täufers. Der König Herodes Antipas war der Meinung, dass Jesus der von den Toten auferstandene Johannes der Täufer sei. Der hohe Klerus in Jerusalem registrierte das Auftreten des Täufers, war sich aber nicht schlüssig, wer er sei. Sie entsandten eine Abordnung zu ihm, die ihn ausfragen sollte. Sie fragten: „Wer bist du? Was sagst du von dir selbst?“ „Ich bin nicht der Messias“, sagt Johannes. „Wer bist du dann? Bist du Elias?“ Er

sagt: „Ich bin es nicht.“ „Bist du der Prophet?“ „Nein!“ „Wer bist du dann?“ „Ich bin die Stimme eines Rufers in der Wüste: ‚Bereitet den Weg des Herrn.‘“ In diese Rolle hat sich Johannes demütig und gehorsam eingefügt. Er wollte nicht mehr sein als er war. So wurde er der wahre Vorläufer des Herrn. Jesus hat Johannes als einen bezeichnet, der mehr ist als ein Prophet. Warum ist er mehr? „Siehe – so erfüllt sich in ihm die Weissagung des Propheten Malachias –, ich sende meinen Boten vor dir her, der den Weg vor dir bereiten wird. Unter den vom Weibe Geborenen ist keiner größer als Johannes der Täufer.“

Johannes ist nicht der Messias, Messias ist der Eingeborene vom Vater. Kein irdischer Messias, ein himmlischer Messias bringt das Heil. Aber der, der ihm dient, der ihm vorangeht, der ihm den Weg bereitet, der gewinnt gleichsam einen Anteil an seiner Würde, an erster und oberster Stelle der Täufer. Wir Priester, meine lieben Freunde, beten jeden Tag in der Frühe den Lobgesang des Zacharias, des Vaters Johannes des Täufers. Darin ist von der Funktion seines Sohnes die Rede. „Er wird den Weg bereiten dem Herrn.“ Nach der Absicht, die die Kirche damit verbindet, dass sie uns Priester jeden Tag diesen Hymnus beten lehrt, sollen auch wir Priester Wegbereiter des Herrn sein. Es ist völlig verfehlt, wenn ein Priester sich vor den Menschen aufplustert und Anerkennung und Lob finden will. Er ist ein Wegbereiter, er muss völlig zurücktreten hinter den Messias, den er verkündet. Deswegen auch die Stellung beim Messopfer. Er wendet nicht dem Volk den Rücken zu, er wendet sich und das Volk dem Herrn zu; das ist der Sinn dieser Stellung. Der Priester muss völlig zurücktreten hinter den, den er verkündet und den er in seinen Händen trägt. Das ist seine Aufgabe: Wegbereiter, Vorbereiter zu sein für den Heiland in die Herzen aller Menschen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die unauflösliche Ehe

19.01.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ehe ist die vom Schöpfer gewollte, in der Menschennatur begründete rechtmäßige Verbindung eines Mannes und einer Frau zu dauernder Lebens- und Leibesgemeinschaft zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes. Jede andere Verbindung von Menschen ist keine Ehe. Die „Ehe für alle“, also die Verbindung zwischen gleichgeschlechtlichen Personen, die der Deutsche Bundestag beschlossen hat, ist ein Missbrauch des Namens der Ehe und ein Anschlag gegen Gottes Schöpfung und gegen Gottes Gebote. Eine derartige Perversität ist von Völkern und Naturen bekannt, die dem Untergang entgegengehen. Die Ehe kommt zustande durch die freiwillige, gegenseitige, entsprechend kundgegebene Willenseinigung der beiden Ehemittler. Zweck der Ehe ist die der Menschenwürde entsprechende Erzeugung und Erziehung von Nachkommenschaft, die gegenseitige leiblich-geistige Hilfeleistung und Förderung der Gatten sowie die geordnete Befriedigung des Geschlechtstriebes. Als vorherrschender Zweck einer Natureinrichtung ist das Gut anzusehen, das ohne sie nicht erreicht werden kann; dies ist aber für die Ehe die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes. Christus hat die Ehe zum Sakrament erhoben. Nach dem Apostel Paulus ist die Ehe das Abbild der Verbindung Christi mit der Kirche. Die Verbindung Christi mit der Kirche besteht wesentlich darin, dass Christus der Kirche Gnaden spendet. Die gnadenspendende Hingabe Christi an die Kirche ist das Urbild für die Ehe. So muss auch die Vereinigung von Mann und Frau in der Ehe gnadenstiftend sein. Die rechtmäßige Ehe, der rechtmäßige Ehevertrag zwischen Christen ist selbst das Sakrament. So ist jede gültige Christenehe sakramental.

Die Kirche hat sich von Anfang an bemüht, dem Willen Christi über der Ehe Achtung und Gehorsam zu verschaffen. Sie hat die Völker zu erziehen gesucht, und es ist ihr in einem erheblichen Maße gelungen. Sie hat schwere Kämpfe ausgestanden und herbe Verluste hinnehmen müssen, weil sie Gottes Gesetz über der Ehe nicht preisgeben mochte. Mit der so genannten Reformation des 16. Jahrhunderts setzte die Herabstufung der Ehe, ihre Säkularisierung ein. Für Luther ist die Ehe ein „äußerlich weltlich Ding wie Haus und Hof“. Er leugnete den sakramentalen Charakter der Ehe, und das hatte zur Folge, dass die Ehe als Rechtseinrichtung vom Staat an sich gezogen wurde. Luther gab die Eigenschaften der Einheit und der Unauflöslichkeit der Ehe preis, sowohl die Einheit, also die Einehe, als auch die Unauflöslichkeit. Die Freigabe der Ehescheidung erklärt zum großen Teil die Anziehungskraft des Protestantismus gegenüber der katholischen Kirche, die bis heute anhält. Die Unbedenklichkeit, mit der im Protestantismus Ehen geschieden werden und von neuem geheiratet wird, ist in vielen Fällen zum Motiv für den Abfall vom katholischen Glauben geworden. Der große Pianist und Dirigent Hans von Bülow, im 19. Jahrhundert, war mit der Tochter von Franz Liszt, Cosima, verheiratet. Diese lernte Richard Wagner kennen und wurde mit ihm intim. Sie verlangte von Bülow die Zustimmung zur Scheidung. Bülow verweigerte sie und sagte ihr: „Schließlich bist du katholisch.“ Darauf antwortete sie: „Dann werde ich eben protestantisch“, und sie wurde protestantisch und heiratete Wagner. Dasselbe vollzog der Walzerkönig Johann Strauss. In Österreich konnte



man zu seiner Zeit keine Geschiedene als Katholik heiraten. Er ging nach Sachsen-Coburg-Gotha, wurde deutscher Staatsbürger und trat zum Protestantismus über, um auf diese Weise zur Ehe zu kommen. Seit dem Auftreten Luthers sind Wesen und Eigenschaften der Ehe ständig weiter dem Gesetz Gottes und der Kirche entfremdet worden. Die maßgebenden Kräfte in der Politik suchen aus Unglauben, aus Unmoralität und Kirchenfeindschaft das christliche Verständnis der Ehe zu zerstören.

Die Kirche hält sich in Bezug auf die Festigkeit des Ehebandes aus Achtung vor dem Willen Gottes an die Heilige Schrift. Die Pharisäer fragten den Herrn: „Ist es dem Manne erlaubt, die Frau zu entlassen?“ Darauf antwortet Jesus: „Wer seine Frau entlässt und eine andere heiratet, der bricht die Ehe. Und wenn sie ihren Mann entlässt und einen anderen heiratet, bricht sie die Ehe.“ Aus diesen eindeutigen Worten ihres Herrn bildete die Kirche das Prinzip göttlichen Rechtes: Die gültig geschlossene und vollzogene Ehe ist absolut, also ausnahmslos, unauflöslich. Aus der gültigen Eheschließung entsteht zwischen den Gatten ein seiner Natur nach unzerreißbares Band. Sakramental ergibt sich die Unauflöslichkeit der Ehe aus der realen Symbolkraft des Ehesakramentes. Es ist ja Vergegenwärtigung der Liebeseinheit zwischen Christus und der Kirche. So unauflöslich wie diese Liebeseinheit ist, so unauflöslich soll die Ehe sein. Die unauflösliche Ehe ist ein Abbild der Verbindung Christi mit der Kirche. Die auflösliche Ehe wäre kein Abbild, sondern ein Zerrbild. Anthropologisch beruht die Unauflöslichkeit der Ehe auf dem Ja-Wort der Frau und des Mannes, sich für das ganze Leben zur Übernahme gemeinsamen Schicksals einander zu versprechen. Solches Ja-Wort schließt zeitliche Begrenzung aus. Die eheliche Gemeinschaft besitzt eine unvergleichliche Innigkeit. Sie lässt die Gatten gleichsam ineinander aufgehen und in Eins verschmelzen. Diese Innigkeit fordert den immerwährenden Besitz. Volle Lebensgemeinschaft verlangt ein rechtmäßiges und dauerndes Verbunden-Sein der beiden Gatten, ein bleibendes, unveräußerliches und unverzichtbares Recht des einen auf den anderen. Die Idee der Ehe gebietet, dass die geschlechtliche Liebe zu einer sittlichen Liebe erhoben wird, die das ganze Leben der Gatten umfasst, die als ebenso ausschließliche wie bleibende Gemeinschaft die volle und zuversichtliche gegenseitige Hingabe der ganzen Persönlichkeit ermöglicht und sichert. In der wahren Dauerehe zweier Menschen liegen hohe moralische Güter und Kulturwerte. Die wahre Dauerehe weckt große seelische Kräfte, verdoppelt die Schaffensfreude und die Spannkraft, läutert die Naturgewalt der Liebe zur Geisteseinheit, in der die Gatten miteinander leben sollen. Die Gatten werden fruchtbar in gemeinsamer Verantwortung, in gemeinsamer Bewährung an objektiven Aufgaben und im gemeinsamen Schaffen einer Familienkultur. Die Aussicht auf die Lösung des Ehebandes gibt dem gegenseitigen Misstrauen der Gatten Raum, lähmt im ehelichen Unglück, in Krankheit, in Ungemach die sittliche Widerstandskraft, hemmt, schaltet aus oder vernichtet die geistigen Energien zu individuellem und sozialem Wirken, verschließt sich pflichtmäßigem Opfergeist im persönlichen und gemeinsamen Leben, fördert den Niedergang des Gesamtwohles und den inneren Zusammenbruch des Volkes.

Gegen die Unauflöslichkeit der Ehe werden Einwände erhoben. Man sagt, man muss barmherzig sein. Ist Gott unbarmherzig? Dass Gott die Ehe als unauflösliche will, ist Ausdruck seiner Barmherzigkeit, seiner Liebe zu dem schwachen und gefährdeten Geschöpf. Gott möchte den Menschen das ersparen, was der Ehescheidung vorauszugehen und nachzufolgen pflegt. Gott hat die Ehe unauflöslich gemacht, damit sich einer auf den anderen verlassen kann. Eheleute liefern sich ja in gewisser Weise einander aus; diese Auslieferung soll geschützt werden; sie wird geschützt durch die lebenslange Ehe. Gott hat die Ehe unauflöslich gemacht, damit die Gatten wissen: Wir müssen die Tugenden und Haltungen erwerben und bewahren, ohne die es unmöglich ist, es miteinander auszuhalten. Und noch ein Letztes: Barmherzigkeit gegenüber den Scheidungswilligen wird verlangt. Warum nicht auch Barmherzigkeit gegenüber den Verlassenen? Man sagt, die Unauflöslichkeit der Ehe ist den Menschen von heute nicht mehr zu vermitteln. Diese Meinung ist übertrieben. Auch heute, und sogar heute, gibt es noch Menschen, und nicht ganz wenige, die aus Achtung vor Gottes Willen am Gottesgebot der Unauflöslichkeit der Ehe festhalten. Was sodann die Vermittlung der Eigenschaft und des Gebotes der Unauflöslichkeit angeht, so ist darauf hinzuweisen, dass den entchristlichten und entkirchlichten Massen von heute vieles, was zum christlichen Glaubensgut und zur christlichen Sittlichkeit gehört, nicht mehr zu vermitteln ist, d.h. nahezubringen und zur Annahme vorzulegen; sie wollen es nicht. Wie steht es um die Dogmen, um die unverbrüchlichen Glaubens-

wahrheiten? Wie vielen Zeitgenossen ist die Menschwerdung, die wirkliche Gottessohnschaft Jesu Christi, nicht mehr zu vermitteln. Und wie steht es um die Lehre der heiligen Dreifaltigkeit? Sie wird von vielen protestantischen Theologen preisgegeben, geschweige denn von den entchristlichten Massen. Wer sich den Wahrheiten des Glaubens entfremdet hat und sich weigert, sie wieder anzuerkennen, dem ist menschlich gesehen nicht zu helfen. Er wird sich Gott gegenüber beim persönlichen Gericht nach dem Tode verantworten. Die Kirche kann sich nicht wie ein Unternehmen verhalten, das sein Angebot zurückfährt, wenn die Nachfrage einbricht.

Ehescheidung als wirkliche Auflösung des geknüpften Ehebandes ist nach naturrechtlichen und sakramentsrechtlichen Grundsätzen nicht zulässig. Der Protestantismus hat sich von Anfang an nicht daran gehalten, und der Staat folgt ihm. Der Staat, der sich des Eherechts bemächtigt hat, stellt das Institut der Ehescheidung zur Verfügung. Eine Ehe kann durch gerichtliches Urteil auf Antrag eines oder beider Gatten geschieden werden. Sie ist dann nach staatlicher Auffassung mit Rechtskraft des Urteils aufgelöst. In früheren Jahrhunderten mussten Gründe benannt werden, deretwegen die Ehe geschieden werden konnte; es wurden ihrer immer mehr. Das Preußische Allgemeine Landrecht von 1794 gab als Scheidungsgründe an: unheilbare und ansteckende Krankheit, gegenseitige Einwilligung und unüberwindliche Abneigung. Damit war jeder Scheidung Tür und Tor geöffnet. Heute ist man davon abgekommen, nach dem Verschulden zu fragen und konkrete Gründe für die begehrte Scheidung zu nennen. Dem deutschen Ehescheidungsrecht liegt das so genannte Zerrüttungsprinzip zugrunde, d.h. die Ehe kann geschieden werden, wenn sie gescheitert ist, und sie ist gescheitert, nach dem Gesetz, wenn die Ehegatten die Lebensgemeinschaft aufgegeben haben und nicht erwartet werden kann, dass sie wiederhergestellt wird. Grundsätzlich hat es jeder Verheiratete in der Hand, aus der Ehe auszubrechen und die Scheidung zu erreichen. Der Protestantismus ist mit dieser Rechtslage einverstanden. Nach ihm ist das subjektive Gewissensurteil allein maßgebend für die Entscheidung, sich scheiden zu lassen. Das ist eine nicht überprüfbare Entscheidung, nach protestantischem Verständnis. Die meisten Gründe, die nun tatsächlich von den Scheidungswilligen genannt werden, liegen auch bei denjenigen Paaren vor, die sich die Treue halten. Vielen, vielleicht den meisten fehlt es an dem entschiedenen Willen, in jedem Falle an der Ehe festzuhalten. Sie fassen von vorneherein die Möglichkeit ins Auge, sich notfalls scheiden zu lassen. Die meisten Geschiedenen streben eine neue Ehe an. Die Aussicht auf eine weitere Ehe ist sogar bei vielen das maßgebende Motiv bei der Ehescheidung. Die Scheidung gestattet den Wechsel des Partners, die Abwechslung. Tatsache ist: Die meisten Menschen besitzen nicht die Eigenschaften und Tugenden und erwerben sie auch nicht, die für eine dauerhafte Ehe erforderlich sind. Die fehlende Leidenstoleranz, das mangelnde Durchhaltevermögen und das schnelle Aufkündigen sind zu einer neuen Not unserer Zeit geworden.

Die Scheidung einer Ehe ist heute zu einer nicht hinterfragten Selbstverständlichkeit geworden. Mit ihr zu rechnen und von ihr Gebrauch zu machen, gilt als üblich und alltäglich. Immer mehr Bundesbürger trennen sich im Seniorenalter nach einer oft jahrzehntelang währenden Ehe von ihren Partnern. Jede 6. Ehe wird nach 26 und mehr Jahren geschieden. Der Entertainer Thomas Gottschalk trennte sich nach 42 Jahren von seiner Frau Thea. Der frühere Ministerpräsident von Baden-Württemberg Lothar Späth trennte sich nach 51 Jahren von seiner Frau. Angela Merkel und Joachim Sauer leben in zweiter Ehe, beide schon einmal geschieden. Man kann häufig hören, dass die nach Scheidung eingegangene Zweitehe glücklich sei, gelinge. Diese Behauptung ist noch nie bewiesen worden. Ich habe den Professor für Statistik an unserer Universität Mainz gefragt, wie viele Zweitehen geschieden werden. Er musste mir antworten: Eine Statistik über die Zahl oder den Prozentsatz der Zweitehen, die geschieden werden, existiert nicht. Immerhin wissen wir von nicht wenigen Prominenten, dass auch ihre Zweitehe getrennt wurde. Ich erinnere an den früheren Bundespräsidenten Christian Wulff, der zwei Mal geschieden wurde. Ich erinnere an die Schauspielerin Romy Schneider, die zwei geschiedene Ehen hinter sich gebracht hat. Der Entertainer Udo Jürgens blickt auf zwei so genannte gescheiterte Ehen zurück. Von ihm stammt der unverschämte Satz: „Treue ist keine Frage des Charakters, sondern der Gelegenheiten.“ Franz Beckenbauer, der große Fußballer, brachte es auf drei Ehen. Der Dirigent Lorin Maazel hatte ebenfalls drei Ehefrauen. Der früherer französische Präsident Sarkozy ist drei Mal verheiratet. Der ehemalige Bundeskanzler Schröder brachte es auf vier Scheidungen und fünf Ehen. Der Vorstandsvorsitzende der Volkswagen AG Piëch hat ein Dutzend

Kinder von vier Frauen. Für Oskar Lafontaine ist Sahra Wagenknecht die vierte Ehefrau. Der ehemalige Außenminister Joschka Fischer ist ebenfalls bei Ehefrau Nummer fünf angelangt. Der Fußballer Lothar Matthäus hofft, dass die Russin Anastasia Klimko, die er geheiratet hat, seine fünfte und letzte Ehefrau sein werde. Wir brauchen nicht nach Amerika zu schauen, wo Heiraten und Scheiden eine bürgerliche Zeremonie ist, die man in fünf Minuten erledigt. Die Schauspielerin Liz Taylor ließ sich im Jahre 1996 zum achten Mal scheiden. Die Schauspielerin Zsa Zsa Gabor verbrauchte ebenfalls neun Ehemänner. Also, die Behauptung, die zweite Ehe sei eine glückliche, eine gelungene hält der Wirklichkeit nicht Stand. Außerdem ist zu bemerken: Der Mensch ist fähig, eine einmal getroffene Lebensentscheidung durchzuhalten, wenn er will! Das gilt für den Priester ebenso wie für die Verheirateten.

Je mehr ich darüber nachdenke, meine lieben Freunde, und je reichhaltiger die Erfahrung ist, umso klarer wird mir, dass die Ablehnung der Ehescheidung durch die Kirche die einzig mögliche Lösung ist, umso rückhaltloser steigt meine Bewunderung für diese Kirche, die in der ganzen Welt die einzige pädagogische Organisation ist, die an der Unauflöslichkeit der Ehe festhält. Alle anderen haben sich gebeugt: der Islam, das Judentum, der Protestantismus, die Orthodoxie. Sie alle haben sich vor der Wucht des menschlichen Triebes gebeugt, haben das Gesetz, das Gesetz Gottes, die Unauflöslichkeit der Ehe, dem Willen der Menschen geopfert. Nicht so die katholische Kirche. So ist sie das Zeichen Gottes in der Welt, so ist sie ein Hinweis auf ihre göttliche Stiftung. Kein anderes Unternehmen auf dieser Welt kommt ihr gleich. Sie ist von Gott gestiftet, sie ist von Gott erhalten, sie ist von Gott geführt. Die Ehe gilt ihr als Lebensgemeinschaft, das ist der Ehe natürlicher Sinn. Menschen, die heiraten wollen, beabsichtigen keinen Kontrakt auf Kündigung. Ihnen gilt bräutlicher Schwur: Gemeinschaft bis zum Tode. Das ist der Sinn des Brautschleiers und des Ringes, nicht nur bei Christen. Diese ursprüngliche Auffassung muss gehütet werden. Nun bricht irgendwo eine Ehe. Die beiden wollen nicht mehr den gemeinsamen Weg, reiben sich aneinander wund, ihr Zusammensein wird Katastrophe. Und dies begibt sich natürlich im Pharaonenstaat genauso wie im Sonnenland des französischen Königs, im lässigen Schweden ebenso wie im heißblütigen Spanien. Jede Lebensgemeinschaft erlebt ihre Stürme. Was soll werden? Kirche und Menschheit haben die Wahl: Ehescheidung oder Unauflöslichkeit? Gilt der Einzelne oder gilt die Gesamtheit? Die Kirche entscheidet sich für die Gesamtheit, stützt die Idee; die Idee der Lebensgemeinschaft verträgt kein Schwanken. Gibt die Kirche die Wiederverheiratung zu, dann kriselt es im ganzen Gebäude vom First bis zum Kellergeschoss, dann werden Spannungen genährt, die sonst wieder abklingen. Jede Lebensgemeinschaft erlebt ihre Stürme, muss sich zur Klarheit durchkämpfen, geht durch Nebel und durch Sonne. Steht die Idee fest, dass die Ehe Lebensgemeinschaft ist, dann sind tausend Missverständnisse erledigt, tausend Stürme abgeblasen. Die Auflösbarkeit der Ehe gefährdet dauernd ihren Halt, nährt dauernd die Drohung des Abbruchs, zerrüttet die Eheeinrichtung. In dem Dilemma muss sich die Kirche für die Weltgeschichte und gegen das Einzelschicksal entscheiden. Auf dieser Welt gibt es keine doppelseitigen, hundertprozentigen Lösungen, sondern ein Entweder-oder. Die Einzeltragik bleibt. Sagen Sie bitte nicht, meine lieben Freunde: Du hast leicht reden, du bist nicht verheiratet. Darauf antworte ich: Ein Gesetz wird dadurch nicht falsch, dass es den, der es auf Anruf verkündet, nicht trifft. Und weiter: Wir Priester gehen eine Bindung ein, die der Ehe an Würde und Strenge nicht nachsteht. Die Priesterweihe hat uns ein unauslöschliches Siegel eingepreßt, das uns zum Dienst und zur Treue für das ganze Leben verpflichtet. Über unserem Leben steht das Wort: *Mors sola*, nur der Tod kann uns von unseren Verpflichtungen befreien. Wir haben einmal den Weg der Nachfolge angetreten, wir dürfen weder umkehren noch aufgeben. Nun fragen Sie vielleicht: Werden wir denn die Kraft dafür haben? Wir sehen immer nur das Sichtbare, nur die Katastrophe, nie die Verhütung. Der Gedanke, dass feierlich gelobte Lebensgemeinschaft untrennbar ist, dass nur der kalte Tod sie löst, war – ich kann leider nicht sagen ist – für Millionen von Ehen absolute Sicherheit, Überspannung jeder Kluft, granitene Unzerreißbarkeit; wortlos fügte sich millionenfach Hand in Hand. Solcher Zwang kann ethisch sein; er ist es in religiöser Atmosphäre, dort gibt es innere Erneuerung. Christliche Ehen sind heilbar: eine Generalbeichte, eine Osterkommunion, zwei Menschen nebeneinander wie einst auf dem roten Kissen vor dem Tabernakel, zwei Christen, die sich verzeihen, die ihre Pflicht wieder finden; das ist Auferstehung, das ist Versöhnung. Die Betroffenen fragen mich: Reicht meine Kraft dafür? Reicht

---

meine sittliche Kraft? Schauen wir statt auf uns auf die anderen: die Lungenkranken, denen keine Ehe gegönnt ist, die Frühwitwen, denen wirtschaftliche Not jedes neue Heim zerschlägt, die Andersveranlagten, die ein Leben lang ihre Not tragen müssen. Was sollen wir sagen? Es gibt nur eine Antwort: Opfer. Ohne Opfer hat es nie ganze Kultur gegeben, noch weniger ganzes Christentum. Sein Geheimnis beginnt hier, seine Kraft. Lassen Sie uns, meine lieben Freunde, lassen Sie uns beginnen, Christen zu sein.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Reue

16.02.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Eine der wichtigsten Einrichtungen und Übungen unserer Religion ist die Reue. Reue ist der Schmerz der Seele über die begangene Sünde und Abscheu vor der Sünde, samt dem Vorsatz, nicht mehr zu sündigen. Der Schmerz der Seele ist die Betrübnis über die begangene Sünde, der Unwille über die eigene böse Handlung. Der Abscheu ist das geistige Missfallen der Sünde, der Widerwillen, der Ekel. Der Abscheu richtet sich nicht nur auf die begangene Sünde, sondern auf jede Sünde: auf vergangene und zukünftige Sünden. Der Schmerz über das frühere Leben treibt von selbst zum Entschluss der künftigen Besserungen. Der Abscheu vor der Sünde enthält bereits den Vorsatz, künftige Sünden zu meiden. Die Reue schließt die Abwendung von der Sünde und die Hinwendung zu Christus in sich. Sie ist eine Selbstverurteilung, ein Bekenntnis zu dem in Christus sich offenbarenden heiligen Gott. Das Entscheidende ist die sittliche, willentliche Abkehr von der Sünde und die Hinkehr zu Christus. Die Gemütsbewegung kann fehlen. Der Mensch kann zwar durch die Reue die begangene Handlung nicht ungeschehen machen, aber er kann von ihrer Schuldhaftigkeit befreit werden. Gott hat verheißen, die Schuld zu tilgen, wenn er die Reue des Menschen für genügend befindet. Da gilt es einem Missverständnis zu wehren. Es ist nicht so, dass die Reue unmittelbar die Sünde vernichtet; das wäre ja Selbsterlösung. Nein, so ist es nicht. Eine Selbsterlösung ist ausgeschlossen. Es gibt immer nur eine Fremderlösung durch unseren Erlöser Jesus Christus. Also nicht die Reue tilgt die Sünde, sondern Gott vergibt aufgrund der Reue die Sünde. Die Reue ist für den persönlichen Sünder zur Vergebung unbedingt notwendig mit der Notwendigkeit des Gebotes und mit der Notwendigkeit des Mittels. Gott vergibt die Sünde nicht ohne die Reue.

Die gültige Reue hat bestimmte Eigenschaften. Erstens: Sie muss innerlich sein, also aus dem Herzen kommen. Sie muss das Herz ergreifen. Sie will Sinnesänderung, Tat des guten Willens sein. Zweitens: Die Reue muss über alles groß sein. Sie muss der Bewertung nach – der Bewertung nach! – die Sünde als das größte Übel verurteilen und bedauern. Wenn man bedenkt, dass sie ein Angriff gegen die Würde und Hoheit Gottes ist, dann versteht man auch, dass man nur mit einer über alles großen Reue vor Gott erscheinen darf. Drittens: Die Reue muss allgemein sein, d.h. sie muss sich auf alle begangenen Todsünden erstrecken. Diese weisen ja im Wesentlichen den gleichen Gegensatz zu Gott auf. Die Bereuung der einzelnen Sünden ist nicht gefordert. Die im Allgemeinen erweckte Reue, die aus allgemeinen Beweggründen hervorgehende Reue richtet sich faktisch gegen alle, auch die etwa vergessenen Todsünden. Die Reue muss, viertens, übernatürlich sein, d.h. sie muss aus der Gnade Gottes hervorgehen und ihrem Beweggrund nach geeignet sein, dem übernatürlichen Zweck der Buße, nämlich der Aussöhnung mit Gott, zu dienen. Übernatürlich ist diejenige Reue, die nicht aus Rücksicht auf irdischen Nutzen oder Schaden, sondern aus den höheren Beweggründen der Religion und der Sittlichkeit hervorgeht.

Wir unterscheiden vollkommene und unvollkommene Reue. Vollkommene und unvollkommene Reue haben etwas gemeinsam, nämlich die Abwendung von der Sünde. In dieser Hinsicht, in der Distanzierung von der Sünde, besteht kein Unterschied zwischen den beiden Arten der Reue. Sowohl

vollkommene wie unvollkommene Reue sind, wenn sie überhaupt Reue sind, entgegengesetzt in gleichem Maße der Sünde. Der Unterschied zwischen vollkommener und unvollkommener Reue besteht im Motiv, im Beweggrund. Vollkommen heißt jene Reue, deren Motiv Gott selber ist, insofern er mit der theologischen Tugend der Liebe geliebt wird. „Dich liebt, o Gott, mein ganzes Herz, und dies ist mir der größte Schmerz, dass ich erzürnt dich, höchstes Gut. Ach, wasch mich rein mit deinem Blut!“ Unvollkommen ist jene Reue, in der der Mensch die Sünde bedauert, weil sie ihn von Gott trennt, weil sie ihm den Verlust der göttlichen Liebe und Lebensfülle einträgt. Die vollkommene Reue tilgt schon vor dem Empfang des Bußsakramentes die Sünden. Ja, ich spreche noch einmal diesen gewichtigen und leicht missverständlichen Satz aus: Die vollkommene Reue tilgt schon vor dem Empfang des Bußsakramentes die Sünden. Wo Gott in der Seele eines Sünders die vollkommene Reue sieht, vergibt er augenblicklich die Sünden. Das bedeutet: Jede vollkommene Liebe rechtfertigt schon vor dem Empfang des Bußsakramentes. Das ist eine wunderbare Wahrheit, eine oft vergessene Wahrheit, eine vielleicht auch manchmal unterschlagene Wahrheit. Ja, so ist es: Die vollkommene Liebe rechtfertigt schon vor dem Empfang des Sakramentes. Sie hat diese Wirkung aber nicht ohne das in ihr eingeschlossene Verlangen nach dem Sakrament. Dieses begreift sie wesenhaft und notwendig in sich. Selbstverständlich muss es so sein. Das Ja zu Gott umschließt ja die Bereitschaft, seinen Willen zu erfüllen, und dieser Wille verlangt eben den Empfang des Bußsakramentes. Die Bereitschaft, in die von Christus eingesetzte Form der Buße einzugehen, ist in der vollkommenen Reue eingeschlossen. Gott hat das Bußsakrament als den normalen Weg bestimmt, auf dem der Getaufte von der Sünde frei werden soll. Die vollkommene Reue ist daher wesenhaft auf das Bußsakrament hingerichtet, auch wenn der Vorsatz, das Sakrament zu empfangen, nicht ausdrücklich erweckt wird; es darf nur kein gegenteiliger Willensentschluss gefasst werden. Also, das müssen wir uns merken, meine lieben Freunde: Die vollkommene Reue lebt in der sakramentalen Ordnung. Sie ist in ihrem Wesen durch ihre Beziehung zum Bußsakrament geprägt. Die vollkommene Reue ist gewissermaßen eine Begierdebeicht. Wenn die Sünde vor dem Empfang des Bußsakramentes aufgrund der dem Sakramentenempfang vorausgehenden Reue nachgelassen wird, wirkt die kirchliche Absolution voraus.

Wir haben gelernt, dass wir zur heiligen Kommunion nur gehen dürfen, wenn wir von schwerer Sünde frei sind. Das ist ein eherner Grundsatz; er ist unaufgebbar. Nun aber kann es in Ausnahmefällen genügen, ohne Empfang des Bußsakramentes, nur aufgrund der vollkommenen Reue, zum Altare des Herrn hinzutreten. Ich benenne zwei Beispiele: Nehmen wir einmal an, es besteht die Notwendigkeit, die heilige Kommunion zu empfangen, aber es besteht keine Möglichkeit zum Empfang des Bußsakramentes. Ja, was tut man dann? Eine solche Notwendigkeit kann bestehen für einen Priester, der die heilige Messe feiern muss und eine Todsünde begangen hat. Eine solche Notwendigkeit kann bestehen für einen Laien, der die Hostien vor sakrilegischer Misshandlung schützen will. Dem Priester schreibt die Kirche in diesem Falle vor, sobald wie möglich das Bußsakrament zu empfangen. Also auch in diesem Falle bleibt die Verpflichtung bestehen, die schweren Sünden baldmöglichst dem Bußgericht zu unterbreiten.

Die unvollkommene Reue rechtfertigt nicht ohne den wirklichen Empfang des Bußsakramentes. Die unvollkommene Reue genügt zum Empfang des Bußsakramentes, aber sie rechtfertigt nicht ohne den Empfang des Sakramentes. Der innere Grund für die Heilskraft der unvollkommenen Reue beim Bußsakrament liegt darin, dass das Bußsakrament aufgrund des gesetzten Zeichens die Sündenvergebung wirkt, sobald der Mensch das Hindernis für das Einströmen des göttlichen Lebens, die Anhänglichkeit an die Sünde, beseitigt hat. Das ist eben der Fall bei der unvollkommenen Reue. Die unvollkommene Reue beseitigt die Anhänglichkeit an die Sünde. Sie distanziert sich von der Sünde genauso wie die vollkommene Reue. Durch die unvollkommene Reue wendet sich der Mensch von der Sünde ab. Merken wir also noch einmal: Die unvollkommene Reue ist hinreichende Disposition zum fruchtbaren Empfang des Bußsakramentes. Reue, Bekenntnis und Genugtuung gehören innerlich zu den konstituierenden Elementen des wirksamen sakramentalen Zeichens.

In jeder wahren Reue, meine Freunde, ist der Vorsatz, die Sünde zu meiden, eingeschlossen – das nennt man den virtuellen Vorsatz, den Vorsatz, der der Kraft nach schon in der Abwendung von der Sünde enthalten ist. Der Vorsatz ruht in der Kraft der Reue. Empfehlenswert oder sogar notwendig ist ein ausdrücklicher Vorsatz: Ich will diese, diese besondere Sünde, diese besonders peinliche Sünde,

die will ich ganz besonders und vor allen anderen meiden. Der Vorsatz muss bestimmte Eigenschaften haben. Erstens: Er muss allgemein sein. D.h. er muss sich auf alle Todsünden, und zwar nicht nur auf früher begangene, sondern auch künftig zu begehende erstrecken. Vielfach ist auch ein spezieller Vorsatz gegen bestimmte Sünden notwendig. Zweitens: Der Vorsatz muss fest sein. D.h. der gegenwärtige Wille muss entschlossen sein, die Sünde unbedingt zu meiden. Da erhebt sich aber eine Schwierigkeit. Denn wenn wir beichten gehen und uns die Lossprechung geben lassen, ahnen wir, fürchten wir, dass wir wiederkommen müssen, weil wir wieder gesündigt haben. Ja, ist der Rückfall nicht ein Beweis, dass der Wille, die Sünde zu meiden, gefehlt hat? Nein. Es ist der Rückfall oft nur ein Zeichen, dass der menschliche Wille schwach ist und sich ändern kann. Die Ernsthaftigkeit des jetzigen Wollens ist mit der Mutmaßung oder mit der Befürchtung der künftigen Untreue vereinbar. Drittens: Der Wille muss praktisch wirksam sein. D.h. er muss nicht nur auf das Ziel, die Sünde zu meiden, sondern auch auf die Mittel, die notwendig sind, es zu erreichen, gerichtet sein. Wer es ablehnt, sich vorzunehmen, die Mittel zu gebrauchen, ohne die die Sünde nicht vermieden werden kann, hat keinen geeigneten Vorsatz. Ebenso fehlt es am hinreichenden Vorsatz, wenn jemand sich weigert, die Gelegenheit zur Sünde zu meiden. Wer die Gelegenheit zur Sünde nicht meidet, zeigt damit an, dass er die Sünde nicht meiden will.

Meine lieben Freunde, die Reue, ihre Möglichkeit, ihre Wirklichkeit ist ein hervorragendes Geschenk Gottes an die sündigende Menschheit. Wer das Unglück hat, in eine schwere Sünde zu fallen, ist nicht verloren. Er ist gefallen, aber er vermag sich wieder zu erheben. Gott gibt ihm die aktuelle Gnade, die helfende Gnade, seine Sünde zu erkennen, ihren Unwert zu durchschauen, sich mit Schmerz und Abscheu von ihr abzuwenden, sich Gott in Scham und Vertrauen zuzuwenden, ihn um Vergebung und Nachlass zu bitten. Der gläubige Christ kann gewiss sein, aufgrund dieser inneren Haltung vergibt ihm Gott die Sünden. Wer also das Unglück hat, in eine schwere Sünde zu fallen, braucht nicht zu warten, bis er Gelegenheit hat, das Bußsakrament zu empfangen. Nein, hier und jetzt, wenn er die erwähnte Gesinnung und Haltung einnimmt, kann er von der Sünde frei werden und in den Stand der Gottesfreundschaft zurückkehren durch das große Geschenk der vollkommenen Reue. Die Männer, die 1944 versuchten, das Schicksal Deutschlands zu wenden, die also am Attentat gegen Hitler beteiligt waren, durften keinen Seelsorger vor ihrer Hinrichtung empfangen. Es war ihnen verboten, einen Priester kommen zu lassen; sie konnten also das Bußsakrament nicht empfangen. Waren sie verlassen? O nein. Durch das große Geschenk der vollkommenen Reue konnten sie gerettet werden, konnten sie sich selbst durch Gottes Gnade retten lassen. Einer der Verurteilten, Max Ulrich Graf von Drechsel, der am 4. September 1944 hingerichtet wurde, schrieb in seinem letzten Briefe: „Gott hat mir die Gnade der vollkommenen Reue gegeben. Voll Vertrauen zu ihm, dem allgütigen Richter, trete ich jetzt meinen letzten Weg an.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die geistige Kommunion

23.02.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Zur Erlangung der übernatürlichen Seligkeit ist das notwendige Mittel der Empfang der heiligen Taufe. Die Notwendigkeit dieses Mittels ist aber eine zweifache, nämlich entweder durch tatsächlichen Empfang oder durch das Verlangen nach dem Empfang. Die wirkliche Taufe geschieht durch Übergießen mit Wasser und Aussprechen der trinitarischen Taufformel durch den Spender. Eine Selbsttaufe ist unzulässig. Bei der Unmöglichkeit, einen Taufspender zu finden oder das unerlässliche Wasser herbeizutragen, gibt es einen Ersatz in der Begierdetaufe. Die Begierdetaufe besteht in einem Akt der vollkommenen Liebe oder der vollkommenen Reue. Dieser Akt hat nach Gottes Willen rechtfertigende Kraft. Er birgt in sich psychologisch notwendig im Ungetauften das Verlangen nach dem Sakrament. Das Bußsakrament ist das ordentliche Mittel der Rechtfertigung für die nach der Taufe begangenen schweren Sünden. Der Empfang des Bußsakramentes ist allen, die nach der Taufe schwer gesündigt und dadurch die Rechtfertigungsgnade verloren haben, heilsnotwendig. Aber ähnlich wie bei der Taufe ist beim Bußsakrament der tatsächliche Empfang vom Verlangen nach dem Sakrament zu unterscheiden. Die vollkommene Reue, verbunden mit dem Verlangen nach dem Bußsakrament, bewirkt ebenfalls die Rechtfertigung – wie wir am vergangenen Sonntag bedacht haben. Die vollkommene Reue rechtfertigt schon vor dem wirklichen Empfang des Bußsakramentes, nicht aber ohne das in ihr von selbst eingeschlossene Verlangen, das Bußsakrament zu empfangen. Durch dieses Verlangen wird der subjektive Reueakt mit der Schlüsselgewalt der Kirche und dem Leiden Christi – aus dem ja alle sündentilgende Gnade stammt – in Verbindung gebracht. Die unvollkommene Reue rechtfertigt den Sünder nicht ohne den wirklichen Sakramentenempfang, disponiert ihn aber zur Erlangung der Gnade im Bußsakrament.

Der Empfang der heiligen Kommunion ist dem Christen kraft göttlichen Gebotes notwendig. „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und der wird auferstehen am Jüngsten Tage.“ Der Empfang der Kommunion ist heilsnotwendig, entweder in Wirklichkeit oder im Verlangen. Die sakramentale Kommunion, also der Empfang des Herrenleibes, vereinigt den Empfänger mit dem Leibe Christi und dadurch mit der gottmenschlichen Person Jesu Christi. Die sakramentale Kommunion bewirkt eine ganz besondere, einzigartige Vereinigung mit Christus durch das Band der Liebe. Sie bewirkt Mehrung der heiligmachenden Gnade. Sie bewirkt Tilgung der lässlichen Sünden und Bewahrung vor schweren Sünden. Sie bewirkt Minderung und Schwächung der Begierlichkeit. Sie bewirkt Unterpfand der künftigen Herrlichkeit und der glorreichen Auferstehung. Aus diesen Wirkungen ist die überragende religiöse Bedeutung des Empfanges des Herrenleibes zu erkennen. Wie bei der Taufe und beim Bußsakrament gibt es aber auch bei der Eucharistie neben dem sakramentalen Empfang einen geistigen Empfang durch das Verlangen nach dem Sakrament. Die geistige Kommunion enthält das Verlangen nach dem sakramentalen Herrenleib. Sie ist eine Begierdekommunion. Der Römische Katechismus bestimmt die geistige Kommunion als den Wunsch und das Verlangen, beseelt vom lebendigen Glauben, der in der Liebe wirksam ist, den sakramentalen Leib des Herrn zu empfangen. Die geistige Kommunion ist der Genuss des Leibes Christi durch den Glauben,



durch das Verlangen, durch den Willen, d.h. allein durch den Geist des Menschen; deswegen geistige Kommunion. Sie besteht in der Erweckung des Glaubens, der Liebe, der Reue über die Sünden und vor allem in dem Verlangen, den Leib des Herrn geistig und bei nächster Gelegenheit auch sakramental zu empfangen. Ohne dieses Verlangen kommt die geistige Kommunion nicht zustande. Die geistige Kommunion ist eine personale Kommunikation, eine personale Verbindung. Sie ist eine würdige Kommunion, sie ist das Verlangen nach der sakramentalen Kommunion. Das Konzil von Trient beschreibt die geistige Kommunion wie folgt: Sie besteht in dem vom Verlangen eingegebenen Vorsatz, das Himmelsbrot zu essen, der aus lebendigem Glauben, der durch die Liebe wirkt, hervorgeht. Durch das Verlangen und die Sehnsucht erlangt man die Gnadenwirkung der sakramentalen Kommunion auf nichtsakramentale Weise, also auf dem Wege der Begierdekommunion. Begierdetaufe, Begierdebeicht und Begierdekommunion beruhen auf dem gleichen Grundsatz, nämlich dass der wirksame Wunsch nach Sakramentenempfang den sakramentalen Empfang ersetzen kann. Die Notwendigkeit eines sakramentalen Mittels ist also eine zweifache: entweder durch tatsächlichen Empfang oder durch das ernsthafte Verlangen nach dem Empfang. Die Barmherzigkeit Gottes kommt denen entgegen, die das Sakrament aus ernsthaften Gründen nicht empfangen können.

Geistige Kommunion ist der sakramentalen Kommunion gleichwertig. Sie bewirkt die vorsakramentale und außersakramentale personale Gemeinschaft mit Christus allein durch Glaube und Liebe. Die geistige Kommunion vereinigt den Gläubigen mit Christus. Sie bewahrt, entfaltet und kräftigt das göttliche Leben in uns; sie stärkt gegen Leidenschaften und Versuchungen; sie entzündet die heilige Freude in der Seele; sie tilgt die lässlichen Sünden und bewahrt vor Todsünden; sie vergibt zeitliche Sündenstrafen. Noch einmal: Die geistige Kommunion ist kein Derivat, keine Ableitung, kein Ersatz für die sakramentale Kommunion, sondern sie ist in der inneren Wirkung der sakramentalen Kommunion gleichwertig. In beiden Formen geschieht die reale gnadenhafte Kommunikation mit der Person Christi. Wie viel an Gnaden jeder empfängt, der die geistige Kommunion übt, hängt vom Zustand seiner Seele ab, also vor allem vom Grad und Maß des sehnsüchtigen Verlangens nach dem eucharistischen Heiland. Wer größere Sehnsucht nach dem sakramentalen Empfang des Herrenleibes hat, vermag mehr Kraft und Licht vom Herrn zu schöpfen.

Aber aufgepasst! Die geistige Kommunion verlangt alle zur sakramentalen Kommunion erforderlichen Voraussetzungen. Die inneren Anforderungen sind bei der geistigen Kommunion keine anderen als bei der sakramentalen Kommunion. Die geistige Kommunion ist also kein Ersatz für den, der in schwerer Sünde lebt und deswegen die sakramentale Kommunion nicht empfangen kann. Wenn man – wie das heute geschieht – ungültig Verheirateten empfiehlt, statt der ihnen verwehrten sakramentalen Kommunion die geistige Kommunion zu üben, so rät man ihnen zu etwas Unmöglichem. Ich sage noch einmal: Die inneren Anforderungen sind bei der geistigen Kommunion dieselben wie bei der sakramentalen. Das Herz dessen, der sie übt, muss frei von schwerer Sünde sein.

Die Notwendigkeit der sakramentalen Kommunion steht fest. „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat ewiges Leben und ich werde ihn am Jüngsten Tage auferwecken.“ Nun kann aber ein Hindernis vorliegen, das die reale sakramentale Kommunion unmöglich macht. Es gibt Situationen, in denen der Empfang des wahren Herrenleibes unmöglich ist: Es ist kein Priester erreichbar, der das Messopfer feiert und die sakramentale Kommunion austeilte. Es ist kein Spender der sakramentalen Kommunion vorhanden, oder ein solcher steht zwar bereit, verfügt aber nicht über konsekrierte Hostien, oder der Leib des Herrn wird zwar ausgeteilt, aber die Hostien reichen nicht für alle, die zur Kommunion gehen wollen. Also: Als Nutznießer der geistigen Kommunion kommen infrage Kranke, Todsünder mit vollkommener Reue vor Empfang der sakramentalen Absolution, Christen in der Diaspora und in Missionsländern, in der Verfolgung. Wer immer aus äußeren Gründen den Leib des Herrn nicht in sakramentaler Weise empfangen kann, ist aufgefordert, ihn in geistiger Weise aufzunehmen. Ich habe hier, meine lieben Freunde, einen Leserbrief in einer Zeitung. Da schreibt ein Herr: „Ich selbst bin 79 Jahre alt und kann aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr die heilige Messe besuchen. Daher freue ich mich, dass ich seit einigen Monaten am Fernsehen mit dem katholischen Sender „k-tv“ die heilige Messe täglich mitfeiern kann. Bei der Austeilung der heiligen Kommunion erscheint jeweils eine kleine Monstranz auf dem Bildschirm, und Pfarrer Hans Buschor, der Mit-

begründer von „k-tv“, spricht dabei das Gebet der geistigen Kommunion, das alle Fernsehteilnehmer gut mitbeten können.“

Die geistige Kommunion hat sogar einen Vorteil vor der sakramentalen Kommunion. Denn sakramental soll man grundsätzlich nur ein Mal am Tage die Kommunion empfangen; nur bei erneuter Teilnahme am Messopfer darf man es zwei Mal tun. Die geistige Kommunion kann so oft empfangen werden, wie es möglich und tunlich ist. Man kann die geistige Kommunion jederzeit üben: am Tag wie in der Nacht, beim Aufstehen und beim Schlafengehen, in der Freude und im Leid, bei Kummer und in Versuchungen. Man kann die geistige Kommunion überall üben: in der Kirche, zuhause, auf der Reise; besonders empfehlenswert ist ihre Vornahme beim Besuch des allerheiligsten Sakramentes und beim Vorübergehen an einer Kirche. Die geistige Kommunion zu üben, ist nicht schwer; sie ist sehr einfach. Wer aufrichtig zu Jesus betet: „Ich glaube an dich, ich liebe dich, ich verlange nach dir“ hat die geistige Kommunion gültig vollzogen. Die geistige Kommunion nimmt nicht viel Zeit in Anspruch; man braucht keine langen Gebete zu sprechen; man bedarf nicht eines Gebetbuches; man braucht keinen Priester und keinen Diakon; man muss nicht die eucharistische Nüchternheit beobachten. Das Formulieren des Verlangens nach geistiger Kommunion ist nicht schwer, meine lieben Freunde. „Komm, mein Jesus, mein eucharistischer Heiland, du mein Erlöser und Freund, komm in meine Seele, erleuchte sie, stärke sie, vereinige sie mit dir.“ Und schon hat man die geistige Kommunion erweckt. „Komm zu mir, o Jesus, im heiligsten Sakrament des Altares, komm in mein Herz, läutere es, reinige es, schmücke es. Sei mein Licht und meine Stärke.“ Ein besonders geeignetes Gebet, um auf geistige Weise Kommunion zu halten, sich mit Christus zu vereinigen, ist das Gebet:

„Jesus, Jesus, komm zu mir,  
o wie sehn' ich mich nach dir!  
Meiner Seele bester Freund,  
wann werd' ich mit dir vereint?

Tausendmal begehrt' ich dein,  
Leben ohne dich ist Pein.  
Tausendmal seufzt' ich zu dir:  
O Herr Jesus, komm zu mir!

Keine Lust ist in der Welt,  
die mein Herz zufrieden stellt.  
Deine Liebe, Herr, allein,  
kann mein ganzes Herz erfreun'.

Darum sehn' ich mich nach dir;  
eile, Jesus, komm zu mir!  
Nimm mein ganzes Herz für dich  
und besitz es ewiglich.

Ach, o Herr, ich bin nicht rein,  
dass du kehrest bei mir ein.  
Nur ein Wort aus deinem Mund,  
und die Seele wird gesund.

Komm, o Jesus, komm geschwind,  
mache mich zum Gotteskind.  
Meine Seel' bewahre dir,  
ewig, ewig bleib bei mir!“

Dieses Gebet, meine lieben Freunde, sollten wir alle auswendig beten können und oft und oft zur Erweckung der geistigen Kommunion sprechen. Da mit festem Glauben und inniger Liebe zum eucharistischen Heiland das Verlangen nach dem Sakrament gegeben ist, erweckt man eigentlich durch jeden Akt der Liebe zum Heiland im Tabernakel die geistige Kommunion. Wer derart sein geistiges Leben auf den eucharistischen Heiland konzentriert, lebt in geistiger Kommunion und wird fortwährend sakramentaler Gnaden in der Eucharistie teilhaftig. Die Besichtigung des Allerheiligsten und die eucharistische Anbetung sind ihrem Wesen nach geistige Kommunion. Und es ist Ihnen zu empfehlen, meine lieben Freunde, sich tagsüber immer wieder um die Verbindung mit unserem Gott und Heiland zu bemühen. Ein geeignetes Mittel dafür ist die geistige Kommunion. Wer die Verbindung mit unserem Herrn sucht, wird von ihm angenommen und getragen. Das Buch von der „Nachfolge Christi“ schreibt: „So oft wir das große Geheimnis der Menschwerdung und das Leiden Christi betrachten und dadurch zur Liebe gegen ihn entzündet werden, so oft gehen wir auf geistige Weise zur Kommunion und werden in dieser Verbindung mit Christus unsichtbar gestärkt.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Schmerzensmann auf den Stationen seines Lebens (1)

Unser Herr am Ölberg

01.03.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die heilige Fastenzeit hat ihre Tore geöffnet. Bußglocken läuten und rufen uns zu: Ihr Menschenkinder, die Zeit der Einkehr ist da, die Zeit der Umkehr ist gekommen. Ist es nun wirklich notwendig, dass die Kirche wochenlang jedes Jahr uns Einkehr und Umkehr predigt? Wenn es je notwendig war, meine lieben Freunde, so heute. Nie war die Erde ein stärkerer Magnet. Was sie den Menschen an Genussgütern bietet, ist wie Seelenopium. Die Gefahr ist groß, dass die Menschen das Licht von „oben“ nicht sehen und ihre Ohren der Botschaft Gottes verschließen. Nicht von allen wird Gottes Ruf überhört. Sie, meine lieben Freunde, sind ein Beispiel dafür, dass Sie wissen, was Gott in dieser Zeit von Ihnen verlangt. Unsere Mutter, die Kirche, versteht uns in unserer Sorge um das Wichtigste und Entscheidende: um die Rettung der Seele. Sie nimmt uns bei der Hand und führt uns zum leidenden Heiland. Ihr wollen wir folgen. Wir wollen an den Fastensonntagen das Leiden des Herrn betrachten anhand der Geheimnisse des schmerzhaften Rosenkranzes. Wir wollen also den Schmerzensmann anschauen auf den Stationen seines Lebens, seines Leidens vom Ölberg bis Golgotha.

Heute besuchen wir den Ölberg. In der Dämmerung des Abends gehen wir zum Ölberg, vorbei an Absalons Grab. Dumpf rauscht der Wald der Ölbäume, plätschernd stürzt der Cedronbach in die Tiefe. In der Dämmerung des Abends gehen wir zum Ölberg. Wir sehen Christus auf der Erde knien, totenbleich sein Antlitz. Die Brust geht schwer, Stöhnen aus seinem Munde, Zittern läuft über sein Gesicht und seinen Leib, Blut rinnt zur Erde, vermischt sich mit dem Angstschweiß. Wer enträtselt uns dieses Unerhörte? Die Evangelisten sagen es uns; einige Worte, aber mit tiefgefülltem Inhalt: Trauer überfiel ihn. Trauer drückt zu dieser Stunde die Seele des Heilands zu Boden. Welche Trauer mag es sein? Der Herr ist Priester, ist Seelsorger. Die Seelen seiner Landsleute wollte er retten. Für sie ist er gekommen in diese Not, für sie hat er sich abgemüht. Und das Judenvolk versagt fast geschlossen ihm den Glauben. Zuerst liefen sie ihm in Scharen nach, aber als die Sensation abgekühlt war, da verließen sie ihn. Die Führer des Volkes hassten ihn von Anfang an. Sie machten ihm Schwierigkeiten, wo sie nur konnten. Ihre Herzen waren in Bosheit erstarrt. Bald werden sie rufen: Kreuzige ihn! Kreuzige ihn! Das sieht der Herr am Ölberg. Umsonst leuchtete seine Wahrheit, umsonst wärmte seine Liebe, umsonst bricht morgen sein Herz in Todeswehen; für die meisten umsonst. Dieses schreckliche Wort „umsonst“ legt sich auf des Heilands Herz; er trauert um verlorene Seelen. Der Blick des Heilands geht in die Zukunft. Er sieht auch unsere Zeit, die Zeit des großen Abfalls. Er sieht, wie sich die Menschen vom Unglauben einfangen lassen und lästernd aus der Kirche heraus ins Lager seiner Todfeinde marschieren. Wie viele diesen Schritt nicht tun, aber tote Seelen sind, das wissen wir nicht. So sein Christenvolk. Und seine Führer, die Großen, die Staatsmänner, die Politiker, die Politikerinnen, was ist mit denen? In welchem Parlament wird Gottes Name genannt? Die Abgeordneten fragen nach dem Willen der Mehrheit der Menschen; nach dem Willen Gottes fragen sie nicht. Sie proklamieren die Rechte der Menschen, aber die Rechte Gottes missachten sie. Sie lassen

den Unglauben wuchern, und das sieht der Herr am Ölberg voraus. Umsonst gekommen, umsonst gepredigt, umsonst gewirkt.

Aber Trauer ist nicht das einzige Leid des Herrn am Ölberg. Ekel hat seine Seele erfasst. Dieses peinlichste Weh hat sich auf sein Innerstes gestürzt und hält es in hellem Aufruhr. Christus hat sich dem Vater bereiterklärt, die Sünden der Menschheit auf sich zu nehmen und auf das Kreuz hinaufzutragen. Und jetzt kommen sie angekrochen, die Sünden, an erster Stelle die Sünden des Unglaubens, diese erbärmlichste Sünde von allen. Der Herr hat den Menschen einen Funken seines Lichtes gegeben in der Vernunft. Mit der Vernunft vermag er Gott zu erkennen. Aus den Werken der Schöpfung kann man auf den Werkmeister schließen. Aber nein, der Mensch versagt sich dem Anruf der Schöpfung, dem Anruf des Gewissens, dem Anruf der Vernunft. Achthundert Busse fahren durch England, und auf ihnen steht geschrieben: Es gibt wahrscheinlich keinen Gott. Jetzt mache dir keine Sorgen und genieße dein Leben. Ebenso viele Busse fahren in Barcelona, in New York und in Washington. Sodann die Sünden des Hasses, des Hasses der Kinder gegen die Eltern, der Geschwister gegen die Geschwister, der Verwandten gegen Verwandte. Sie holen den Hass aus der Hölle und stoßen Christi Liebe von sich. Der Hass triumphiert, die Liebe weint. Schließlich die Sünden der Unzucht. Vernunftbegabte Menschen gebrauchen ihren Leib, den Tempel des Heiligen Geistes, um tierischer als das Tier zu sein. Eine wahre Schlammflut ergießt sich durch unsere Zeit. Sex von der Wiege bis zur Bahre; das ist die Losung. Alle diese Sünden kommen herangeschlichen und legen sich auf Jesu Seele. Ekel packt ihn.

Und noch etwas: Furcht kam über ihn, Furcht vor dem entsetzlichen Sühneleiden. Wie viel Genugtuung erheischt die Schlammflut der Jahrtausende? Christus ist entschlossen, diese Genugtuung zu leisten. Aber wie fürchterlich wird sie ausfallen? Der Weg zum Kreuzestod ist mit Bitterkeit und Schmerz übersät. Der Herr spürt den Judaskuss auf der Stirn. Der Apostel verrät ihn um den Lohn eines Sklaven. Von einem Gerichtshof zum anderen schleppt man ihn, traktiert ihn mit Backenstreichen und dem Narrenkleid, ein Mörder wird ihm vorgezogen. Er sieht sich wehrlos an der Geißelsäule hängen. Die Henker peitschen ihn aus wie einen Verbrecher. Im Hofraum des Pilatuspalastes setzen ihm erbarmungslose Soldaten einen Dornenkranz auf das Haupt. Sie spucken ihn an und hämmern mit dem Rohrzepter auf die Krone des Hauptes. Durch Jerusalems Straßen schleppt man den geschwächten Heiland; er muss sein eigenes Schandholz zur Hinrichtungsstätte tragen. Zwischen Himmel und Erde hängt er angenagelt, zwischen zwei Verbrechern als einer aus ihrer Zunft. Das ist das Schauerliche, was auf ihn wartet, und das sieht der Herr am Ölberg. Kein Wunder, dass die Angst ihn packt. Er sieht den verzehrenden Durst, er sieht die unsagbare Qual, er sieht die Gottverlassenheit. Das ist das Schreckliche, das auf ihn wartet. Die Seele Jesu ist durchjagt von entsetzlicher Angst.

Er steht auf; allein packt er es nicht mehr. Er sucht Trost bei seinen Dienern; der Schöpfer sucht Trost bei den Geschöpfen. Er läuft zu ihnen, er weckt sie auf. Schlaftrunken, verständnislos schauen sie ihn an. Er kommt zurück, fällt zu Boden, durchquält, durchschauert von Angst und Furcht. Da hebt er sein Haupt und ruft zum Himmel: „Vater, wenn es möglich ist, lass diesen Kelch an mir vorübergehen.“ Er weiß, wozu er gekommen ist: zu leiden für die unerlöste Menschheit. Er weiß, was Gott von ihm verlangt: das Opfer des Lebens. Dennoch fleht er in dieser Stunde, Gott möge davon absehen, ihn in das Grauen des Todes zu stürzen, aber nur, wenn es möglich ist. Ach, er weiß schon, dass es nicht möglich sein wird. Und so betet er zum zweiten Mal, aber anders als beim ersten Mal. Jetzt sagt er nicht: „Wenn es möglich ist, so möge der Leidenskelch an mir vorübergehen“, nein, jetzt sagt er: „Wenn es nicht möglich ist, so geschehe dein Wille.“ Jetzt hat er den Leidenswillen gefunden. Jetzt ist er bereit, jetzt kann er zu den Jüngern sprechen: „Steht auf, lasst uns gehen! Seht, mein Verräter naht!“ Jetzt wissen wir, meine lieben Freunde, wie wir beten sollen in den Ölbergstunden unseres Lebens. Wir dürfen bitten, dass die Prüfung uns erspart bleibe, aber wir müssen zugleich hinzufügen: Wenn sie uns nicht erspart bleiben soll, dann, o Gott, lass mich sie tragen, wie du sie getragen hast. Und noch etwas wissen wir aus dieser Ölbergstunde: Gott verlässt die Seinen nicht, niemals, in keiner Not. Er verlässt auch seinen Sohn in dessen Ölbergstunde nicht. Er sendet ihm einen himmlischen Boten, einen Engel, und dieser tröstet ihn. Ein Geschöpf tröstet den Schöpfer.

Vom leidenden Heiland schweift der Blick ab zu uns. Auch uns werden die Ölbergstunden nicht erspart bleiben. Trauer wird uns überfallen. Denken wir daran, wenn Enttäuschung unsere Seele quält.

Man hat es so gut gemeint, hat so viel Vertrauen und Liebe verschenkt, umsonst – Undank ist der Welt Lohn. Ekel wird auch uns packen, wenn wir uns in unserer Schwäche, in unserer Erbärmlichkeit sehen, wenn wir hineinschauen in unser Inneres, der Ekel vor der eigenen Schlechtigkeit. Furcht wird über uns kommen, Angst und Bangen der Seele. Der Tod steht bereit. „Sterblicher, denk ans Sterben!“ Er zerschneidet das Band der Seele und des Leibes. Er reißt Leib und Seele auseinander, und diese Trennung tut weh, schmerzt, besonders wenn ein Mensch sein Leben lang dem Leibe gedient hat. Der Gedanke an den Tod birgt Angst und Schrecken. Ein zweiter Gedanke folgt gleich hinterdrein. Er schreckt noch mehr: Und dann kommt das Gericht. Die Heilige Schrift lässt keinen Zweifel daran. Wo du stirbst, wirst du gerichtet, und zwar sofort nach dem Hinscheiden. Der Richter ist der allwissende, gerechte Gott. Seinem Auge ist nichts entgangen. Gott sieht alles und vergisst nichts. Wir haben so oft versucht, unsere innere Schande auf Erden zu verbergen; der göttliche Richter deckt sie auf. Beschämt stehen wir vor ihm. Seinem Auge ist das Verborgenste offenbar. Dann kommt die Entschuldigung: Ich hab's nicht so gewusst. Ist es dir nicht immer wieder gesagt worden von der Kanzel, im Beichtstuhl, im Gewissen? Aber es war so schwer. Du wusstest ganz genau, dass du nur durch Überwindung und Beherrschung das Himmelreich erwerben kannst. Die anderen taten es auch so, sie taten es alle. Seit wann, meine lieben Freunde, wird Böses gut, wenn es alle tun? Der Richter spricht das Urteil. Mit zitterndem Ernst fragen wir: Wie wird es lauten? Denn so wie der Baum fällt, so liegt er eine Ewigkeit lang: entweder – oder. Meine lieben Freunde, wir sind im Gehaste und Gejage unserer Zeit so oberflächlich geworden. Lassen Sie uns zur inneren Einkehr zurückkehren. Mit einer leeren Seele können wir die Ölbergstunden unseres Lebens nicht bestehen. Haben wir deswegen Mut, wahrhaft klug zu sein. Richten wir unser Lassen und Tun so aus, wie uns der allwissende Richter richten wird, vor dem alle Ausreden wie Schnee vor der Sonne vergehen. Nur wenn wir uns ehrlich selber richten, werden wir nicht gerichtet. Gott über alles; das Geschöpfliche erst in zweiter Linie. Weg mit ihm, wenn es den Weg zu Gott verlegt, heraus aus unserem Leben mit allem, was unsere Seele gefährdet. Zu lange schon spielen wir mit Himmel und Hölle. Es ist höchste Zeit, dass wir wahrhaft klug werden. Gedenken wir, meine lieben Freunde, des leidenden Heilandes, vergessen wir ihn nicht. Gehen wir in dieser heiligen Fastenzeit den Kreuzweg – wir haben hier in unserem Gotteshaus einen ergreifenden Kreuzweg von einem großen Künstler. Gehen wir den Kreuzweg. Stationen sind keine Parade. Es sind herzliche Einladungen: Komm und schau, was dein Herr für dich litt. Und beten wir den schmerzhaften Rosenkranz, am besten mit den Angehörigen zusammen am Abend, wie es ein altherwürdiger Brauch in christlichen Familien ist. Der Heiland lässt sich an Großmut nicht übertreffen. Wenn wir ihn in seinem Leiden nicht vergessen, dann vergisst auch er uns nicht in unseren Ölbergstunden, schickt seinen Engel, der uns tröstet und stärkt, der uns glücklich durch die Todespforte hindurchführt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Schmerzensmann auf den Stationen seines Lebens (2)

Unser Herr an der Geißelsäule

08.03.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Sünde ist nicht das Lieblingsthema der Welt von heute. Sie proklamiert den Genuss als Sinn des Lebens: Pflücke die Rosen, ehe sie verblühen. Hemmungsloser Genuss lässt keinen Platz für die Sünde. Was wir Sünde nennen, bezeichnen viele als Selbstverständlichkeit, als Mitgehen mit der Zeit, als Lebensbejahung. Wir sind gläubige Menschen. Was der Glaube uns sagt, ist für uns maßgebend. Sünde ist das Vergehen gegen Gottes heiliges Gebot. Sünde macht schuldig. Sünde verdient Strafe. Gott hat seinen Sohn geschickt, damit er die Sünden der Menschen stellvertretend auf sich nehme und sühne. Den, der die Sünde nicht kannte, hat Gott für uns zur Sünde gemacht. Des Sohnes Strafleiden ist die Sündenpredigt des Vaters.

Pilatus steht mit Jesus auf der Treppe des Palastes; zu ihren Füßen tobt ein Vulkan. Die Glut des Hasses schlägt aus tausend Kehlen und Herzen heraus: „Kreuzige ihn! Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Pilatus bekommt es mit der Angst zu tun. Er knickt ein. Er fürchtet, dass sich hier eine Revolte zusammenbrauen könnte. Deswegen: „Ich finde keine Schuld an ihm, aber ich will ihn züchtigen.“ Was ein Richter, meine lieben Freunde, was ein Richter. Wenn er Jesus für schuldlos hält, muss er ihn freigeben. Wenn er ihn aber züchtigt, dann bekennt er ja damit, dass er schuldig sei. Welch ein Widerspruch eines römischen Richters. Pilatus versichert: „Er ist ohne Schuld, aber ich will ihn züchtigen und dann freigeben.“ Züchtigung ist die Geißelstrafe. Nach römischem Recht war die Geißelstrafe eine Begleitstrafe der Hinrichtung; die Hinzurichtenden wurden vorher geißelt. Aber hier ist es anders. Hier ist die Geißelstrafe eine selbständige Strafe. Pilatus lässt Jesus geißeln in der Hoffnung, die Juden würden dann von ihrer Forderung ablassen, ihn zu kreuzigen. Er will die Juden besänftigen, indem er ihnen Jesus als Gegeißelten vorstellt: „Ich will ihn geißeln lassen und dann freigeben.“ Diese wenigen Worte des Pilatus führen das Schauspiel herauf, das unsere Seele erbeben lässt. Der Reinste und Unschuldigste, der je über diese Erde ging, wird zu einer menschlichen Ruine, zum Auswurf der Menschheit geschlagen. Man versteht, dass Jesus bei der Vorherverkündigung seines Leidens immer wieder auf die Geißelung zu sprechen kam. Sie war ja so entehrend. Der Gegeißelte war für sein ganzes Leben gerichtet, gebrandmarkt, in die Verbrecherklasse eingereiht, ohne bürgerliche Ehrenrechte. Und diese Strafe war so schrecklich – schon bei den Juden, die nur neununddreißig Streiche zuließen – vierzig weniger einen. Anders bei den Römern. Die Römer vollzogen die Geißelung nicht mit Ruten wie die Juden, sondern mit einer Peitsche. Die Lederriemen dieser Peitsche waren mit Knochen, Bleikugeln oder sonstigen Metallstücken versehen. Ein Höchstmaß von Schlägen war nicht vorgesehen. Es kam nicht selten vor, dass ein Gegeißelter unter den Geißelhieben starb.

So steht der Herr jetzt inmitten seiner Henkersknechte. Sie reißen ihm die Kleider vom Leibe. Sie überschütten ihn mit rohen Witzen – wir wissen, wie solche Männer sich verhalten. Man bindet Stricke um die Hände und bindet ihn fest: die Arme, die Füße, den Körper, die Beine, sodass sich der Herr nicht bewegen kann. Die Geißeln sausen durch die Luft und klatschen auf Schulter und Rücken.

Bald sind Rücken und Schulter mit Striemen, dann mit Rissen, schließlich mit Wunden übersät. Blut tropft herunter auf den Boden und zu den Henkern, als flehe es um Erbarmen. Aber sie kennen kein Erbarmen. Sie hören und sehen nicht, sie geißeln weiter. Unmessbarer Schmerz erfüllt den Herrn. Hier wird über die Sünde Gericht gehalten! Weiter wütet der Schmerz, bis der Heiland – so dürfen wir annehmen – die Besinnung verliert und ohnmächtig an der Geißelsäule niedersinkt. Jetzt legen die Henker die Geißeln weg. Sie müssen aufhören, denn sonst schlagen sie ihn tot. Stehen kann er nicht, die Schwäche ist zu groß, der Schmerz hält ihn betäubt. Regungslos – so dürfen wir annehmen – liegt er wie tot am Fuße der Säule in seinem Blut. Jetzt ist das eingetreten, was der Prophet Isaias vor Jahrhunderten vorausgesagt hat: „Wie verachtet ist er, der letzte der Menschen, ein Mann der Schmerzen. Unsere Leiden trägt er und büßt für unsere Sünden. Er ist verwundet worden um unserer Missetaten willen. Ob unserer Sünden liegt die Last auf ihm, unseres Friedens wegen erduldet er die Züchtigung.“ Das ist jetzt Wirklichkeit geworden an der Geißelsäule von Jerusalem. Wir wissen, wir Menschen sind schuld daran, auch wir durch unsere Sünden. Wir halfen mit, dass Gottes eingeborener Sohn zum Mann der Schmerzen geschlagen wurde. „Ach, Herr, was du erduldest, ist alles meine Last. Ich habe das verschuldet, was du getragen hast.“

Abscheu über die Sünde sollte uns packen. Die Sünde ist keine Selbstverständlichkeit. Sie ist keine Würze des Lebens, sie ist eine bodenlos gemeine Tat. Ihretwegen lässt Gott seinen geliebten Sohn zerschlagen. 1. Gebot: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben!“ So viele, die Gott vergessen. Sie stürzen sich in das irdische Leben, in seine Genüsse, Arbeit und Sorgen und achten das Leben in Gott als nichts. So viele, die behaupten, an Gott zu glauben, aber seine Gebote für ganze Gebiete des Lebens ablehnen: für das Erwerbsleben, für das Eheleben, für das politische Leben. So viele, die Gott leugnen. Sie sehen das Weltenbauwerk und leugnen den Weltenbaumeister. Sie sehen die Wunderwerke der Schöpfung. Ein Blatt am Baum, meine lieben Freunde, ist eine chemische Fabrik, und diese chemische Fabrik ruft nach einem Ingenieur, nach einem Schöpfer. Von denen, die Gott leugnen, sagt Paulus, „sie sind unentschuldigbar“. So viele, die Gott hassen. Das ist das Unheimlichste: der Gotteshass. Er äußert sich heute in zunehmendem Vandalismus, also in blinder Zerstörungswut an geistlichen, an religiösen Gegenständen. In Frankreich wurden im Jahr 2019 tausendzweiundfünfzig Anschläge gegen katholische Kirchen gemeldet. Bei uns ist es nicht viel anders. In Mainz und in umliegenden Orten werden fortwährend Kreuze und Bilder zerstört: in Mombach, in Bodenheim, in Gernsheim, in Laubenheim, in Ingelheim: das Jesuskind gestohlen aus der Krippe, eingeworfene Kirchenfenster, Zerstörung von Kreuzen, Fäkalien im Weihwasser. Wie viele Sünden gegen das 3. Gebot: „Gedenke, dass du den Sabbat heiligest!“, so hieß es im Alten Bunde. An die Stelle des Sabbats ist der Sonntag getreten. Wie eifersüchtig wachte Gott im Alten Bund über die Heilighaltung seines Tages. Und wie viele Christen kümmern sich nicht um den Tag des Herrn. Millionen von Katholiken, die die heilige Messe nicht besuchen, Millionen von Katholiken, die sie aus den geringsten Gründen versäumen. Und wie verbringen sie den Tag des Herrn? Ohne Aufblick zum ewigen Gott, ohne Danksagung für seine Gaben, ohne Gebet und Einkehr. Wenn der Sonntag stirbt, meine lieben Freunde, dann stirbt auch die Religion! Das 5. Gebot: „Du sollst nicht töten!“ O, der Tod, nein, der Mord geht um in unserem Lande. Fachleute sagen, dass in jedem Jahre Hunderttausende deutsche Frauen morden und morden lassen. Sie verleugnen die Mutternatur und erschlagen kalten Herzens das Ungeborene unter dem Mutterherzen.

Ob sich das Gott alles gefallen lässt? Niemand, auch kein Bischof, niemand spricht davon, dass die Sünde den Zorn Gottes hervorruft, von dem in der Heiligen Schrift dutzendweise die Rede ist. Die Missachtung der sittlichen Ordnung, die ja in Gott ihren Urheber hat, ist ein Anschlag gegen den Gesetzgeber, gegen Gott. Und der Zorn Gottes ist die gerechte Strafe und Ahndung dieser Vergehen. Niemand täusche sich: Gott ist allmächtig im Trösten, er ist aber auch allmächtig im Züchtigen. Der Zorn Gottes hat viele Möglichkeiten, sich an den Schuldigen auszuwirken. Ihm ist jeder erreichbar und keiner entgeht ihm. Gott ist der Herr der Natur. Er kann ihr gebieten, in Ausführung seines Zornes die sündige Menschheit zu strafen. Wenn er will, steht die Natur auf gegen die Menschheit, die den Herrn der Natur verspottet: langanhaltende Trockenheit oder Dürre, Stürme und Tornados, Wasserfluten und Überschwemmungen, Aussterben der nützlichen Tiere und Zunahme der verderblichen Tiere. Die Explosion des Vulkans Krakatau in Indonesien stieß eine Materialmenge von 18 km<sup>3</sup>



aus. Die Asche fiel auf eine Fläche von 800000 km<sup>2</sup>. Sie stieg in eine Höhe von 50-80 km. Sie verteilte sich über die ganze Erde und verursachte in der Atmosphäre Dämmerungserscheinungen, die noch nach drei Jahren zu spüren waren. Die Früchte des Feldes gediehen nicht wegen der fehlenden Sonneneinstrahlung. Mangel an Lebensmitteln breitete sich aus, Hungersnöte suchten ganze Länder heim, Wälder starben ab, die Blätter fielen von den Bäumen. Das alles geschah im Jahre 1883. Es kann jeden Tag wiederkommen. Auf Erden gibt es Hunderte tätiger Vulkane. Gott kann auch ein Virus beauftragen, seine Strafe an einer gottvergessenen Bevölkerung zu vollziehen. Der Lauf des Virus geht rasch, er ist nicht aufzuhalten. Ganze Städte, Regionen und Länder werden von einer Epidemie heimgeholt. Aus der Epidemie wird die Pandemie, d.h. eine Krankheitswelle, die über ganze Länder und ganze Erdteile zieht. Die Krankenanstalten fassen die Kranken nicht mehr; Bekämpfungsmittel stehen nicht zur Verfügung. Der Tod hält Ernte. Das Wirtschaftsleben bricht zusammen. Im vorigen Jahre haben Wirtschaftsfachleute gesagt, in dem Jahre 2020 kommt der Crash, also der große Zusammenbruch der Wirtschaft. Hat er vielleicht schon begonnen? Die Produktion stockt, der Absatz knickt ein. In den Ländern, die auf die Touristen angewiesen sind, bricht der Besucherstrom ein. Die bislang schwerste Pandemie, die Spanische Grippe, die von 1918-1920 herrschte, erfasste in vier Wellen 500 Millionen Menschen; von ihnen starben 25-40 Millionen. Gott ist kein Hampelmann, er lässt seiner nicht spotten. „Ihr nennt mich Vater und ehrt mich nicht. Ihr nennt mich Erlöser und hört mich nicht. Ihr nennt mich Herr und fürchtet mich nicht. Dass ich euch verdamme, verdenkt mir's nicht.“

Aus dem Dunkel taucht das kleine inhaltsschwere Wort Hölle auf. Das Wort ist heute verbannt, das will man nicht hören. Wer kann heutzutage noch von Hölle reden, so sagt man. Meine lieben Freunde, einer ist es, der von der Hölle redet: es ist unser Herr und Heiland. Dutzendmal hat er von der Hölle gesprochen. Sein Wort ist die Wahrheit. Denken Sie an das Gleichnis vom reichen Prasser und vom armen Lazarus. Der Prasser sitzt bei einem üppigen Mahle mit Freunden und Freundinnen, ein reicher Potz. Der Gott dieser Menschen ist der Bauch. Sie trinken den Becher der Lust bis auf den letzten Tropfen. Sie lachen über Gott und spotten über ihn. Vor der Tür des Prassers liegt der Bettler Lazarus. Er hofft auf Brosamen vom Tisch der Reichen, aber niemand gibt sie ihm. Hunger und Krankheit haben seinen Körper zermürbt; keiner hat Mitleid mit ihm. Aber dann sterben sie. Da zeigt sich der Unterschied. Beide kommen vor Gottes Gericht. Der Prasser wird in der Hölle begraben, der Lazarus im Schoße Abrahams, also in der himmlischen Herrlichkeit. An dem Gleichnis ist nichts zu rütteln und nichts zu deuten. Der Prasser kommt in die ewige Hölle, um Wasser bittend, da wird ihm die Antwort zuteil: „Zwischen uns und dir gähnt eine unüberwindbare Kluft. Beim besten Willen kann niemand von hier zu euch und von dort zu uns kommen.“ Man spottet über die Hölle. Wie sagt man? Es ist noch keiner wiedergekommen. O ja, meine lieben Freunde, das stimmt, aber es beweist nicht, dass es keine Hölle gibt, sondern dass sie ihre Bewohner für immer festhält. Andere behaupten, Christus will mit der Warnung vor der Hölle nur die Menschen schrecken, dass sie nichts Böses tun, aber noch keiner, noch keiner ist wirklich in der Hölle verdammt worden. O, meine Freunde, welch ein Unsinn, welch ein Unsinn! Wenn die Hölle nur ein Schreckbild ist, aber niemand hineinkommt, dann hat sich das Schreckbild ja in Luft aufgelöst. Wer lässt sich denn von etwas schrecken, was nicht existiert? Wie albern sind diese so genannten Exegeten, die diese Behauptung aufstellen. Ich möchte nicht schuldig werden vor Gott, indem ich von der ewigen Hölle schweige.

Der Urteilspruch des ewigen Richters lautet: „Weicht von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer!“ Weicht von mir, d.h. die verdammte Seele ist ohne Gott, ohne Ziel, ohne Liebe, ewig ohne Gott, ohne Licht, ohne Trost, ewig unruhig und heimwehkrank nach dem, der sie für sich schuf. In der Hölle gibt es keine Abwechslung, keine Entspannung, keinen Urlaub, keine Hoffnung auf ein Ende der Qual. In der Hölle gibt es keinen Trost, den die Geschöpfe einander spenden könnten, denn die Verdammten wüten auch gegeneinander. „Weicht von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer!“ Feuer ist ein Bild für die Qual der Verdammten. Im Feuerkerker liegen die Verdammten und müssen leiden, was sie gesündigt haben. Das Wörtlein „ewig“ macht die Hölle zur Hölle. Immer brennen, nimmer heraus, immer verflucht, niemals gesegnet. Ist das wirklich wahr? Gott hat es gesagt. Gottes Wort steht fest in alle Ewigkeit. Wir verstehen, dass der Heiland von der Raserei der Verdammten spricht, „dort wird Heulen und Zähneknirschen sein“, sagt er. Das ist der Schlusspunkt der Sünde: die Hölle. Meine lieben Freunde, lassen wir uns warnen. Noch haben wir die Wahl. Noch können wir

entscheiden, entweder das Leben nach eigenem Willen: Sünden, Laster, Hölle oder ein Leben nach Gottes Willen: Opfer, Tugend Himmel. Wählen wir. Und dann handeln wir. Zerreißen wir die Fesseln der Sünde und gehen wir festen Schrittes, starken Herzens den Weg des Guten. Wählen wir. „Herr, hilf. Lass dein Blut und deine Pein an mir doch nicht verloren sein!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Schmerzensmann auf den Stationen seines Lebens (3)

Der König der Dornen

15.03.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Geißelung des Heilands ist vorüber. Die Soldaten haben Befehl, Jesus bis zu Verurteilung bei sich zu behalten und zu bewachen. Sie binden ihm die Hände und führen ihn ins Prätorium. Wie ein blutiger Schatten wankt der Geißelte über den Weg. Die Gewandstücke reiben an den Wunden und erzeugen neue Qual. Im Prätorium gähnt die Langeweile. Die Soldaten versuchen sich die Zeit zu vertreiben. Da blitzt einem ein Gedanke auf. Die Soldaten haben den Prozess vor dem Prokurator verfolgt. Sie haben vernommen, wie die jüdischen Ankläger Jesu Auftreten ins Politische gewendet haben. Nur damit konnten sie bei dem Vertreter der römischen Macht in Palästina eine Verurteilung erreichen. „Er wiegelt das Volk auf. Er stört die öffentliche Ordnung. Er lehnt sich gegen den Kaiser auf. Er verbietet, ihm Steuer zu bezahlen.“ Diese Anklagen, diese Vorwürfe kommen bei den Soldaten an. Sie sind Angehörige des römischen Heeres. Sie unterstehen dem Kaiser als ihrem obersten Befehlshaber. Wer sich gegen ihn wendet, greift auch sie an. So erklärt sich die Erregung und die Entrüstung der Soldaten. Sie wollen es Jesus heimzahlen, sein angemessenes Königtum dem Spott und der Verachtung preisgeben.

An dem Spaß müssen alle teilnehmen. „Sie riefen die ganze Kohorte zusammen.“ Die Soldaten eilen neugierig herbei. Dann geht es los. Ein König sitzt auf einem Thron. Woher den Thron bekommen? Da liegt ein Stein. Sie packen den Herrn und stoßen ihn auf den Stein. Ein König trägt einen Purpurmantel. Ein Soldat schleppt einen alten Soldatenmantel herbei. Herunter mit den Kleidern! Sie reißen dem Heiland die Kleider vom Leibe, die an den offenen Wunden festgeklebt sind. Von neuem bluten die Wunden. „Und sie zogen ihn aus und legten ihm einen Scharlachmantel um.“ Jetzt eine Königskrone. Die Unholde überlegen hin und her, wie sie an eine Krone kommen. Da kommt einem die Eingebung: Windet ihm eine Krone aus Dornen! Aus Akanthuszweigen flechten sie einen Dornenkranz und setzen ihn auf sein Haupt. Die Spitzen der Dornen stechen wie glühende Nadeln in das Haupt, in die Schläfen. Ein König führt ein Zepter. Ein Stück Bambus tut es auch. Ein Soldat packt die rechte Hand des Gebundenen und steckt es hinein. „Und sie gaben ein Rohr in seine Rechte.“ Nun haben sie ihn soweit. Der „König der Juden“ sitzt vor ihnen auf einem „Thron“, gekleidet in einen „Purpurmantel“, eine „Krone“ auf dem Haupt, das „Zepter“, das Zeichen der Macht, in der Hand. Das Vergnügen ist vollständig. Doch nur beinahe. Denn Untertanen haben ihren König zu verehren. Das fehlt noch. So nehmen die Soldaten den Helm ab, werfen sich auf die Knie und rufen im Chor: „Ave, Rex Judaeorum!“ Sei begrüßt, König der Juden.

Regungslos, vornübergebeugt, sitzt der „König“ inmitten der lärmenden Schar. Er schweigt. Er spricht kein Wort des Schmerzes oder der Entrüstung. Sein Schweigen reizt die Soldaten. Sie legen es als Selbstbewusstsein und als Geringschätzung aus. Wut kommt über sie. „Und sie spien ihn an.“ Einen Menschen anspucken ist Ausdruck der Verachtung. Der Heiland sagt nichts zu dieser Schmach, keine Regung der Abwehr. Sein klagloses Dulden bringt seine Peiniger erst recht gegen ihn auf. „Und

sie gaben ihm Backenstreiche.“ Das heißt: Sie prügeln ihn. Zum Spott tritt der Schmerz. Er wehrt sich nicht. Das dornengekrönte Haupt schlägt hin und her. Die Dornen stechen tiefer. Aber der Heiland sagt nichts. Er duldet schweigend. „Da nahmen sie das Rohr und schlugen auf das Haupt.“ Das Spottzepter wird zum Prügelinstrument. Der Herr fährt in jähem Schmerz zusammen, tiefer und tiefer sinkt sein Haupt. Glühende Nägel bohren sich in die Schläfen. Das Blut sickert hervor, fließt über Schläfen und Wangen durch die Augen. „O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz, bedeckt mit Hohn. O göttlich Haupt, umwunden mit einer Dornenkron. O Haupt, das anderer Ehren und Kronen würdig ist, sei uns mit frommen Zähren, sei tausendmal begrüßt.“

Die Henker hätten geschworen: Der mit Dornen gekrönte „König“ hat seine Rolle ausgespielt. Seine Anhänger meinten: Nun ist alles verloren, Jesus von Nazareth und sein Werk sind ein für allemal zerbrochen. Doch Gottes Gedanken sind nicht der Menschen Gedanken, der Menschen Wege sind nicht Gottes Wege. Die Dornenkrönung ist nicht das Ende; sie ist der Anfang. Geduldet euch nur noch einige Tage; dann werdet ihr die Thronerhebung des Königs der Dornen erleben. Dann wird ihm der strahlende Mantel göttlicher Herrlichkeit umgelegt. Dann reicht ihm der himmlische Vater die Fülle der Macht über das All. Dann beginnt der Siegeszug derer, die ihm zurufen: Christus, unser König und Herrscher.

Jesus ist ein König und bleibt ein König, ob mit einer Dornenkrone ausstaffiert oder zur Rechten Gottes thronend. Er besitzt ein Reich, ob verspottet und verhöhnt – oder angebetet und gefolgt. Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt, aber es lebt in dieser Welt. Wo immer sein Wille geschieht, wo immer ihm Gehorsam geleistet wird, da offenbart sich seine Herrschaft. Er ist der Schöpfer des Alls. Alles, was geworden ist, das ist durch ihn geworden. Alles, was existiert, hat seinen Bestand in ihm. Er ist der Herr der Natur; sie gehorcht seinen Gesetzen. Christus ist der König des Sittengesetzes. Er hat es gegeben, und er verlangt den Gehorsam gegen dieses Gesetz. Dieser König macht es seinen Reichsangehörigen nicht leicht. Seine Gebote erfordern das Aufgebot aller sittlichen Kraft. Er verlangt Glaubenstreue, und wenn es das Leben kostet. Und nun kommt das Unerhörte: Tausende und Abertausend folgen diesem König, bekennen sich zu ihm trotz Verachtung und Verfolgung, führen den Kampf um Reinheit und Heiligkeit. In Afrika wird ein Mädchen auf den Namen Elisabeth Sina getauft. Es hat den heißen Wunsch, sein Taufkleid unbefleckt zu bewahren. Dreizehn Jahre alt wird es vom Vater an einen Mann verkauft, der schon mehrere Frauen besitzt. Der christliche Glaube verbietet Elisabeth, solch einem Mann zu folgen. Sie entflieht in den Urwald, hält sich tagelang verborgen. Nach der Rückkehr wird sie vom Vater mit der Nilpferdpeitsche geschlagen und viele Stunden eingesperrt. Das Mädchen bleibt standhaft. Um Christi willen. Christus muss und will es mehr gehorchen als dem Vater. Das Kind wird an einen Baum gebunden. Zerschnitten und zersägt. Der Quäler wühlt in seinen Wunden herum. Elisabeth Sina bleibt in unsäglichem Schmerz bis zum Martyrertode Christus treu. Christus, wahrhaftig, du hast große Seelen! Du bist der König der Könige!

Dieser König hat Männer und Frauen, die ihr Eheleben rein bewahren und tapferen Herzens die gottgegebenen Opfer bringen. „Und wenn ich sterben muss, das Kindlein soll leben!“ So erklärt eine Frau in der Bonner Klinik, als der Arzt vor der Geburt des Kindes warnend den Finger hob. Dabei hatte sie schon zehn Kinder. Christus, der König, der die große Mutterseele sah, ließ sich in Großmut nicht übertreffen. Er bewahrte Mutter und Kind.

Christus, wahrhaftig, dir gehören große Seelen! Du bist der König der Könige! Christen, die in unsäglichem Leid die Probe bestehen, die ihr Kreuz gottergeben Christus nachtragen. Auf den Solowetzkiinseln im nördlichen Eismeer befindet sich Bischof Boleslav Sloskan in der Verbannung. Bei Tage müssen die Gefangenen in den Wäldern bei karger Kost harte Fronarbeit leisten. In der Nacht kampieren sie in kalten Löchern und Kerkern. Bischof Sloskan schreibt an seine Mutter, sie solle nicht um ihn weinen. Gott schenke ihm viele innere Freude. Er habe gelernt, für seine Quäler zu beten, ja sogar sie zu lieben. Welch große Seele schaut aus diesen Worten. Eine Seele, die durch Leid geläutert und bewährt, zur Größe Christi emporsteigt. Christus, wahrhaftig, dir gehören große Seelen, du bist der König der Könige!

Gläubige, die ihr Blut für Christus hingeben! Ein Jüngling, der in Jalisco (Mexiko) den Martyrertod starb. Soldaten binden ihn hinten ans Auto, weil er nicht rufen will: „Nieder mit Christus!“ und fahren los. In ihrer Bosheit halten sie am Haus der Mutter. Hinter dem Auto liegt blutüberströmt der junge

Held. Die Soldaten schreien ihn an: „Sag: Nieder mit Christus!“ In ihrer Wut bearbeiten sie ihn mit Bajonettstichen. Er kennt nur ein Antwort: „Ich bin Katholik, es lebe Christus, der König!“ Da kommt die Mutter aus dem Hause gelaufen. Entsetzt sieht sie ihr Kind in solchem Zustand. Und doch ruft sie, so laut sie kann, ihm zu: „Und wenn sie dich töten, verleugne den Glauben nicht. Der Glaube ist mehr wert als das Leben!“ Der Junge hört die Worte der Mutter, richtet sich mit letzter Kraft ein wenig auf und ruft: „Es lebe Christus, der König!“ sinkt zurück und ist tot. Christus, wahrhaftig, du hast große Seelen, du bist der König der Könige!“

Wir müssen zurück zum Prätorium. Was haben die Soldaten aus dem Schönsten der Menschenkinder gemacht? Ein Bild des Jammers und der Schmach. Seine Jünger sind geflohen, halten sich versteckt. Petrus wagt sich in seine Nähe. Er wärmt sich am Feuer, denn die Nacht ist kalt. Petrus hofft, unerkannt zu bleiben. Doch einer der Umstehenden erkennt ihn: „Du bist einer von ihnen.“ Petrus entgegnet: „Mensch, ich weiß nicht, was du sagst!“ Auch eine Frau erkennt ihn und spricht: „Auch dieser war mit ihm.“ Petrus weist sie ab: „Ich kenne diesen Menschen nicht.“ Als er das sagte, krächte ein Hahn. Da wird Jesus vorbeigeführt und schaut Petrus an – schweigend. Kein Wort hat er gesagt, kein Wort. Nicht: Simon Petrus, nicht: mein Jünger, nicht: mein Freund, gar nichts. Aber dieser schweigende Blick! Der Herr schaute ihn an. Welch eine Frage lag in diesem Blick: Simon, Sohn des Jonas, denkst du noch an die Tage vom See Genesareth? Denkst du noch an meine Verheißungen und deine Beteuerungen? Wo sind jetzt dein Apostolat und dein Primat? Jetzt, wo du mich nicht mehr kennst? Simon Petrus, kennst du mich wirklich nicht? Nur ein Blick war es, ein fragender Blick, kein zorniger Blick, kein strafender, aber ein todtrauriger Blick. Er genügte. Da ging Petrus hinaus und weinte bitterlich. Wer kann diesen Blick Gottes aushalten, aus dem eine Frage spricht: Menschenkind, wo sind jetzt deine Vorsätze? Wo ist deine Treue? Wo ist deine Liebe? Es ist mir, als spräche Jesus zu uns mit den Worten des Buches von der Nachfolge Christi: Jesus hat jetzt viele Jünger, die im himmlischen Reiche gern mit ihm herrschen möchten, aber wenige, die sein Kreuz auf Erden tragen wollen. Viele, die seinen Trost begehren, aber wenige, die in der Trübsal mit ihm aushalten wollen. Viele, die mit ihm essen und trinken möchten, aber wenige, die mit ihm fasten wollen. Alle möchten mit ihm Freude haben, wenige wollen für ihn leiden. Viele folgen Jesus nach bis zum Brotbrechen beim Abendmahl, aber wenige bis zum Trinken aus dem Leidenskelche. Viele rühmen die Wunder, die er getan, aber wenige teilen mit ihm die Schmach des Kreuzes.

Sind wir mutiger, bekenntnisfreudiger als Petrus? Wie würden wir uns verhalten, wenn wir auf die Probe gestellt würden, zwischen dem Bekenntnis zum König der Dornen und dem friedlichen und behaglichen Leben auf dieser Erde zu wählen? Noch ist es nicht so weit. Noch strafen uns unsere Feinde nur mit Nichtberücksichtigung und Geringschätzung, noch suchen sie uns lediglich von der Verkündigung der christlichen Wahrheit und dem Bekenntnis in der Öffentlichkeit fernzuhalten. Aber wir wissen nicht, was morgen oder übermorgen sein wird. Der Unglaube wuchert in den Massenmedien wie in den Herzen; die Kinder werden in der Schule mit dem Darwinismus und mit der Praxis beliebigen sexuellen Verhaltens vertraut gemacht; die Jugendlichen werden zuerst entsittlicht und dann entchristlicht. Die Feinde der Religion wissen: Wenn wir die Menschen heute unkeusch machen, werden sie morgen ungläubig. Wie sagt der hl. Augustinus: Die Welt wäre nicht ungläubig, wenn sie nicht unkeusch wäre.

Wehe uns, wenn die Saat, die hier gesät wird, einmal aufgeht. Wie sagt Karl Marx richtig: „Die Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift.“ Die Ungläubigen sind unduldsam. Sie sprechen von Toleranz, solange sie nicht die Macht in den Händen haben. Wenn sie aber mit oder ohne Stimmzettel zur Regierung kommen, gehen sie daran, die Religion systematisch auszurotten. Wir haben Erfahrungen. Die Machthaber der DDR haben die Mehrzahl der Christen ohne große Mühe von Religion und Kirche abgebracht. Wir wissen, wie sie vorgehen. Wer vom Glauben abfällt, wer aus der Kirche austritt, genießt die Förderung und die Vorteile des Systems. Wer sich als Christ bekennt, wird zurückgesetzt und übergangen. Die gesamte Öffentlichkeit, die Schule, die Erziehung, das Bildungswesen ist von der Gottlosigkeit geprägt. Wo es notwendig scheint, wird mit Druck und Gewalt nachgeholfen.

Wir haben die Herrschaft des militanten Atheismus in der Sowjetunion erlebt. Religion wird von Amtes wegen gelästert. „Religion ist Opium des Volkes.“ So steht es am Kreml eingemeißelt. So liest

man es in allen Zeitungen. So hämmern es Radiosprecher Millionen Zuhörern ein. So reden es Lehrer den Kindern in der Schule und den Rekruten in der Kaserne vor. So predigen es Kino und Theater ihren Besuchern. Kirchen werden abgerissen oder in Klubs und Magazine verwandelt. Die Sonntagsruhe wird abgeschafft. Die Priester werden entrechtet, verbannt oder ermordet. In der Sowjetunion ist der Karfreitag angebrochen. Er wirft seine Schatten auch in andere Länder wie Mexiko und Spanien. Die Sowjetunion ist zusammengebrochen, an innerer Schwäche zerborsten. Aber die Erinnerung bleibt. Und wer kann ausschließen, dass vergleichbare Verhältnisse morgen oder übermorgen wiederkehren? Etwa im Reich der Mitte mit über einer Milliarde Chinesen, die im Besitz der Kernwaffen sind? Es ist denkbar, dass Gesetze erlassen werden, welche die Ausübung der Religion verbieten. Alle Bürger sollen im atheistischen Gleichschritt marschieren.

Wie können wir uns vorbereiten für die Stunde der Bewährung? Auf dreifache Weise: Erstens, indem wir Christen werden, die diesen Namen verdienen. Die Christus in ihren Herzen (und nicht bloß auf den Lippen) tragen. Indem wir uns einen unerschütterlichen Glauben erwerben. Der Glaube ist die Überzeugung von dem, was man nicht sieht, die Zuversicht auf das, was man erhofft. Der Glaube richtet sich auf Unsichtbares und Zukünftiges. Darin liegt seine Schwierigkeit. Edmund Stoiber, der ehemalige bayerische Ministerpräsident, wurde gefragt, wie er zur Religion steht. Er antwortete: Ich bin überzeugter katholischer Christ. Das ist es: überzeugt muss man sein von unserem Glauben. Überzeugt ist, wer vom Glauben durchdrungen ist, dessen Glaube entschieden und unerschütterlich ist. Überzeugt ist, wer den Glauben als alternativlos und denknotwendig ansieht. Überzeugt ist, wer des Glaubens gewiss und im Glauben unbeirrbar ist. Wie können wir uns bereiten auf die Stunde der Bewährung?

Zweitens, indem wir bereit sind, jederzeit über unseren Glauben Rechenschaft zu geben. Das heißt: Wir müssen Antwort geben können, wenn wir über Gegenstände des Glaubens befragt werden. Dazu braucht es Wissen und Mut. Wissen sammelt man durch Lesen und Studieren. Es gibt viele solide und verständlich geschriebene Bücher über die Gegenstände des Glaubens. Aber man muss sie lesen. Unser Glaube ist keine dumpfe Gestimmtheit. Unser Glaube ist keine Ansicht, keine Meinung, keine Einstellung. Unser Glaube ist Licht und Wahrheit. Unser Glaube hat die höchste Stufe der Gewissheit. Sein Garant ist die Weisheit und Allwissenheit Gottes. Der Glaube ist kein blinder Akt der Leichtgläubigkeit, sondern verlangt den täglichen Einsatz des Verstandes. Der Glaube erklärt die Wirklichkeit besser als die materialistischen Darstellungen es können. Die Religion ist der wichtigste Verbündete der Vernunft. Lassen Sie sich nicht irremachen mit der längst widerlegten Behauptung, die Religion müsse der Wissenschaft weichen. Zwischen dem Wissen des Verstandes und dem Wissen des Glaubens besteht eine unauflösliche Einheit, weil es nur eine Wahrheit gibt. Vernunft und Glaube stehen nicht gegeneinander; sie ergänzen und vervollständigen sich gegenseitig. Die empirischen Wissenschaften haben kein Monopol über Wissen und Wahrheit. Die Mathematik beispielsweise beantwortet Fragen, welche die Naturwissenschaft nicht beantworten kann. Auch die Philosophie erforscht Regionen, die jenseits des empirisch Beobachtbaren liegen. Ebenso befasst sich die Religion mit Problemstellungen, die nicht in die Zuständigkeit naturwissenschaftlicher Forschung fallen. Zum Wissen über den Glauben muss der Wille treten, den Glauben zu bekennen. Mut ist der Einsatz zur Überwindung drohender Gefahr. Die Überzeugung von der Wahrheit und der Geltung des Glaubens macht mutig. Mut riskiert wirtschaftliche oder gesellschaftliche Nachteile. Wie können wir uns vorbereiten für die Stunde der Bewährung?

Drittens, indem wir aus dem Glauben leben. Das Leben aus dem Glauben, das Leben nach dem Glauben befestigt uns im Glauben. Wie geschieht leben aus dem Glauben? Indem wir täglich, nein, unaufhörlich fragen: Herr, was willst du, dass ich tun soll? Indem wir unsere Absichten, Handlungen und Betätigungen nach Gottes Willen ausrichten. Indem wir Gott vor allem und über alles lieben. Indem wir ihm nichts vorziehen. Das Leben aus dem Glauben wirkt anziehend und werbend für den Glauben. Das stärkste Argument für die Wahrheit des Christentums kommt nicht aus der Feder von Theologen, sondern von den Lippen und den Taten heiliger, vom Geist erfüllter Christen. Noch immer gilt das Wort des hl. Petrus: Führt einen guten Wandel unter den Heiden, damit sie, die euch als Übeltäter verleumden, an euren guten Werken eines Besseren belehrt werden und Gott die Ehre geben am Tage der Heimsuchung. Wir wollen den König der Dornen nicht verleugnen. Wenn wir mit

ihm gesehen werden, wollen wir nicht sagen: „Ich kenne ihn nicht.“ Nein, wenn wir gefragt werden: „Du betest einen Dornengekrönten an?“ Dann wollen wir antworten: „Ja, ich bete ihn an. Denn er ist mein Gott und Heiland.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Schmerzensmann auf den Stationen seines Lebens (4)

Der Kreuzweg

22.03.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Prokurator Pilatus beteuert viermal Jesu Unschuld und verhängt dennoch über ihn die Todesstrafe. Er nimmt das Holzstäbchen, bricht es entzwei und wirft es Jesus vor die Füße. Er lässt Wasser bringen, wäscht sich die Hände und erklärt der Menge: „Ich bin unschuldig an diesem Blute; seht ihr zu.“ Ungerührt antwortet die Menge: „Sein Blut (komme) über uns und unsere Kinder.“ Jesus wird zur Hinrichtung geführt „an den Ort Golgotha, was übersetzt heißt Ort des Schädels“. Die Kreuzigung war „nahe bei der Stadt“, „außerhalb des Tores“. Der Weg zur Kreuzigungsstätte war nach römischem Recht festgelegt. Der Verurteilte musste nackt und unter Geißelhieben das Querholz (patibulum) zu der öffentlichen Richtstätte tragen. Aus der Vorwegnahme der Geißelung und auch aus der daraus sich ergebenden Schwächung erklärt sich, dass Jesus das Querholz nicht den ganzen Weg bis Golgotha tragen musste. Das Hinrichtungskommando zwang einen Vorbeikommenden, den Balken jedenfalls ein Stück weit zu tragen. Weil er schon geißelt war, wurde er auf dem Kreuzweg nicht geißelt. Er wurde auch nicht nackt zur Kreuzigung geführt, sondern erst auf Golgotha entkleidet.

Der Zug, der die „Verbrecher“ zur Schädelstätte führen soll, ist gegliedert. Voran reitet der Hauptmann, ihm folgen Soldaten. Kalt wie das Eisen der Waffen und der Rüstung sind ihre Gesichter, scheinen ihre Herzen zu sein. Mit ihnen gehen die Ruhe und die Disziplin Roms. Hinter ihnen der unruhige Tross der Henker und der Knechte. Was zur Hinrichtung erforderlich ist, schleppen sie mit. Was sie vorhaben, ist ihre alltägliche Arbeit. Zwei Verbrecher, von den Soldaten eskortiert, kommen näher. Stricke sind um ihren Leib und ihre Gelenke geschlagen. Es sind kräftige Gesellen; sie sind noch nicht durch die Geißelung geschwächt. Wild schauen sie auf die Menge. Sie tun den Gaffern nicht den Gefallen, wehmütig in den Tod zu gehen. Ein Knabe trägt ein Schild, den Straftitel. Darauf steht geschrieben: „Jesus Nazarethanus, Rex Judaeorum.“ Darin ist seine „Schuld“ enthalten. Er hat sich das Königtum, die Herrschaft im Judenlande angemäht. Darum muss er sterben. Ein ungerechter Vorwurf wurde ihm nie gemacht. Dann kommt er selbst. Verwundet und ermattet, mit totenbleichem Antlitz, mit Schweiß und Blut bedeckt; jeder Schritt ist Qual. Jesus wankt und stolpert über das holprige Pflaster. Der Weg ist für ihn in Wahrheit eine *via dolorosa*, ein Schmerzensweg. Auch wenn die Evangelien nichts davon berichten, dürfen wir alten Überlieferungen trauen, dass er aus Schwäche zusammengebrochen ist, vielleicht nicht nur einmal. Die Henker kennen kein Mitleid. Mit Fäusten und Stricken reißen sie Jesus empor, ziehen, stoßen und schlagen ihn vorwärts. Sie mögen sich nicht aufhalten lassen.

Der Herr in seinem Elend ist nicht verlassen. Der Evangelist Lukas berichtet: „Es folgte ihm eine große Menge Volkes und Frauen, die ihn beklagten und beweinten.“ Die Treue und der Mut der Frauen geht mit ihm. Und Jesus, der seinen Richtern und Henkern das Wort verweigerte, spricht zu ihnen: „Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich. Weinet über euch und eure Kinder.“ Gequälte und Leidende haben häufig nur einen Blick auf sich selbst, nicht für andere. Jesus ist anders.



Das ist sein Wesen, seine Art: Der Trostloseste von allen hat Trost für die Trostlosen. Der Unglücklichste von allen hat einen Blick für das Unglück derer, die ihn beklagen, das er voraussieht. Ist das vielleicht immer so, dass diejenigen, die selbst keinen Tröster haben, Tröster für andere sein müssen? Wir wundern uns sonst, wenn ein Mensch inmitten eines eigenen großen Leides auch noch Sinn und Blick oder gar noch ein Herz hat für fremdes Leid. Aber das finden wir selbstverständlich bei Christus, dem Herrn. Denn wir wissen, er war so reich, so groß, so stark, dass er auch noch im größten eigenen Leid nicht anders kann, als auch andere zu trösten.

Aber nicht nur die Freunde geleiten Jesus. Auch seine Feinde sind da. Sie geben sich keine Mühe, ihre Genugtuung zu verbergen. Noch nicht acht Tage sind es her, da malte sich auf ihren Gesichtern grauer Ärger. Jesus zog im Triumphzug in Jerusalem ein. Scharen von Pilgern winkten ihm zu und riefen: „Hosanna dem Sohne Davids!“ Alles Volk, so schien es, lief ihm nach. Aber jetzt geht dieser Sohn Davids den Weg zur Hinrichtung. In Gesellschaft zweier Verbrecher. Und trägt sein eigenes Kreuz. Die aufgerührte Masse spottet und höhnt. Das ist ihr Sieg. Sie haben es geschafft. Sie haben alle Hindernisse überwunden, sie haben Herodes und Pilatus niedergerungen. Sie wagten viel und haben gewonnen. Der Galiläer ist zur Strecke gebracht. Die Hölle freut sich. Wohin doch der Hass die Menschen treibt. Die Leidenschaften sind die treuesten Gehilfen der Hölle. Das müsste nicht sein. Denn an sich sind sie nicht schlecht. Nach Gottes Plan sind sie Kräfte, die den Menschen zur höchsten Leistung befähigen, nämlich dann, wenn sie in die rechte Richtung gelenkt werden. Aber leider treiben sie den Menschen oft zum Schlimmsten. Nehmen wir den Geschlechtstrieb. Wenn er der Vernunft untertan ist, dann erweist er sich als ein Geschenk Gottes. Er macht zum charakterfesten Mann, zur mütterlich feinen Frau. In der Ehe lässt er das Paar teilnehmen an Gottes Schöpfermacht. Aber der Geschlechtstrieb wird zum Fluch, wenn er die Ketten sprengt und der Wille des Menschen sich ihm beugt. Gottes heiliges Gebot missachtet er. Die Mahnungen des Gewissens schlägt er aus. Um des vermeintlichen Genusses willen schändet er den Leib, den Tempel des Heiligen Geistes. Das Wehe des Herrn über den Verführer prallt an seinen tauben Ohren ab. Er will zum Ziele kommen, auch wenn Ehre und Unschuld begraben werden. Ein einmaliger Sieg genügt dem Trieb nicht. Er giert nach Wiederholung und nach Abwechslung. Er verlangt immer stärkere Dosen. Der Trieb verklavt den Menschen.

Ich hatte einen priesterlichen Mitbruder. Er war begabt und strebsam. Er erwarb den akademischen Grad eines Doktors der Theologie. Er wurde Professor für Theologie. Aber eines Tages entbrannte er in Leidenschaft zu der Ehefrau eines evangelischen Pfarrers. Er gewann sie für sich, sie ließ sich scheiden, er heiratete sie bürgerlich. Etwa gleichzeitig begab er sich in das Lager der Kirchenfeinde und der Religionsspötter. Mit Wort und Schrift zog er fortan gegen das Christentum und die katholische Kirche los. Unser gemeinsamer Lehrer kommentierte den Fall, indem er sagte; „Soweit können einen Menschen die Hormone treiben.“

Die Ehe ist (auch) als Heilmittel der Begierlichkeit vom Schöpfer eingesetzt. Hier sollte der Geschlechtstrieb seine Ruhe finden, an Gottes Gesetz gebunden bleiben. Aber wer vor der Ehe das körperliche Begehren über Gottes Willen stellte, der schiebt auch in der Ehe meistens das Gebot Gottes beiseite. Das Schöpferische des Ehestandes schlägt man aus, das Vergnügen übt man. Die Frucht der ehelichen Einigung wird vereitelt, der Genuss wird gesucht. Irgendwo in der Pfalz wurde ein Einfamilienhaus bezogen. Der brave Vater einer kinderreichen Familie zeigte auf die Eckbank im Wohnzimmer und sagte: Wenn hier einmal eine Schar Kinder sitzen! Die junge Frau, die das hörte, entgegnete schnippisch: So dumm sind wir nicht. Wer mehreren Kindern, wer vielen Kindern das Leben schenkt, ist nach Ansicht dieser Frau dumm. Weil er den Lebensgenuss den Kindern opfert.

Vom Ehemissbrauch gleiten viele Eheleute ab zum Ehebruch. Es ist eine alte Erfahrung: Wer seinem Gott die Treue bricht, der hält sie auch dem Menschen nicht. Der entfesselte Trieb macht nicht halt an der Grenze der Ehe. Er bricht aus der Ehe aus und reißt einen anderen Menschen in die schwere Sünde hinein. Das Gewissen wird zum Schweigen gebracht. Die Versklavung an die Sinnlichkeit treibt zum Ehebruch. Bei nicht wenigen ist es damit nicht genug. Wenn man sich „versieht“, wenn es zur Empfängnis kommt, erschrecken viele. Sie wollen kein Kind oder kein weiteres Kind. Kinder sind eine Last, eine Bürde, eine Beschwerde. So legt man Hand an das Ungeborene. Man mordet das neue Wesen unter dem Herzen der Mutter. So weit treibt der Geschlechtstrieb die ihm

Hörigen. Eine Jugend voller Unzucht. Ein Ehestand voll Missbrauch, Ehebruch und Mord. In Deutschland kommen auf 1000 Geburten 126 (gemeldet!) Abtreibungen. Und Gott sollte dazu schweigen?

Wenn wir auf den leidenden Jesus schauen, erkennen wir die Gesinnung seiner Seele und vermögen daraus Kraft zu ziehen für den Kampf mit den Trieben in uns. Vor dem Richter kann man die Menschen studieren. Wie erbärmlich klein werden da viele! In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts fanden in Moskau die Schauprozesse gegen hunderte führende Männer der Sowjetunion statt. Sie wurden angeklagt wegen Verschwörung und Landesverrat. Alle Vorwürfe waren erfunden. Es gab weder Verschwörung noch Landesverrat. Es existierte nur der Befehl, bestimmte Personen zu liquidieren; Beweise wurden nicht benötigt. Alle Angeklagten gestanden Verbrechen, an die sie nicht im Traum gedacht hatten. Die meisten Marschälle und Generäle brachen schon nach wenigen Tagen zusammen. Wie anders unser Herr und Heiland! Er wird mit Anklagen überschüttet, doch er schweigt. Nicht aus Schwäche, sondern aus Kraft. Denn er will den Weg des Kreuzes gehen. Er schweigt vor Herodes. Er macht seine Wahrheit und seine Wundermacht nicht zum Schaustück. Es geht um sein Leben, aber er schweigt. Er schweigt vor Pilatus. Der Prokurator ist ungehalten. „Zu mir sagst du nichts? Weißt du nicht, dass ich Macht habe, dich freizulassen, und Macht, dich zu kreuzigen?“ Unser Herr redet nur dann im Gericht, wenn es sich um seine Sendung handelt. Kurz und klar bekennt er, dass er der Sohn Gottes, der König der Wahrheit ist. Er spricht diese Worte im vollen Bewusstsein, dass sie ihm den fürchterlichen Tod einbringen. Der Prokurator fällt das ungerechteste Urteil, das die Welt je erlebt hat. Der Herr nimmt es an. Ohne Widerrede. Weil der Vater es so will. Er schweigt in seinen körperlichen Schmerzen. An der Geißelsäule. Bei der Dornenkrönung. Während des Kreuzweges. Keine Klage, keine Beschuldigung anderer. Er tut seinen Mund nicht auf vor seinen Henkern. Er ist entschlossen, den Weg des Kreuzes bis zu Ende zu gehen.

So mancher in unserer Umgebung schleppt das Kreuz seiner Leidenschaften. Liegt mit ihnen im Kampfe. Viele reden uns vor: Es ist unmöglich, den Naturtrieb zu bändigen. Es ist unmöglich, vor der Ehe enthaltsam zu leben. Es ist unmöglich, in der Ehe Verzicht zu üben. Gott hat sein heiliges Gebot aufgerichtet: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!“ Wer seinem heiligen Willen entgegenhandelt, dem sagt der Apostel: „Täuschet euch nicht! Weder Unzüchtige noch Weichlinge werden das Reich Gottes erben.“ Gott ist kein Tyrann; er ist ein Vater. Er verlangt nichts Unmögliches. Wenn er Keuschheit fordert, können wir sie leisten. Es liegt nicht am Können, es liegt am Wollen, dass so viele versagen. Der Wille des Menschen ist eine unbändige Kraft. Wer nicht will, den kann keine Macht der Erde zwingen, freiwillig der Unzucht zuzustimmen. „Aber ich kann es nicht!“ sagt einer. Du kannst, wenn du willst. Du kannst, weil du musst. „Aber es ist zu schwer!“ Dein sittlicher Kampf ist ein Kinderspiel verglichen mit dem Meer der Schmerzen, das unser Herr durchschreiten musste. Das nahm er auf sich für dich.

Auf dem Kreuzweg sehe ich einen, der macht uns das Überwinden und Kreuztragen vor. Er ist ein schwacher, hilfloser Mensch wie wir. Sein Name ist Simon von Cyrene. Er kommt vom Felde, ist vermutlich müde und hungrig. Daheim warten die Seinen auf ihn. Ihn zwingen die Soldaten, das Kreuz Jesu auf sich zu nehmen. Er murren und wehrt sich. Denn das Kreuz ist Bürde und Last, Schmach und Schande. Aber schließlich greifen seine Hände fest zu. Der verurteilte Galiläer hat es ihm angetan mit seiner Geduld und Sanftmut. Simon trägt das Kreuz willig und tapfer. Der Herr hat es ihm gedankt. Simon wurde gläubig mit seinem ganzen Hause. Der Apostel Paulus nennt Simons Sohn Rufus den „Auserwählten des Herrn“. Er sagt von Simons Frau in schlichten Worten: „Sie ist auch meine Mutter.“ In der Ewigkeit hat Christus in Simons Seele einen Himmel voll Seligkeit hineingelegt und ihn mit ewiger Herrlichkeit umkleidet. So wird gesegnet, wer für Christus und mit Christus das Kreuz seines Lebens trägt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Schmerzensmann auf den Stationen seines Lebens (5)

Der Gekreuzigte

29.03.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir gehen heute geistigerweise nach Golgotha. Wir wollen am Kreuze unseres Heilands stehen und seine letzten Worte als teures Vermächtnis hören. Drei Kreuze ragen auf. An zweien hängen Missetäter. Am dritten, in der Mitte, leidet unser Herr. Der Leib ist zerdehnt. Die Arme sind weit ausgespannt. Die Finger umkrallen in bitterem Schmerz kantige Nägel. Die Füße sind von Nägeln durchbohrt. Ströme des kostbaren Blutes fließen zur Erde. Das Haupt ist geneigt. Blut rieselt über das todbleiche Antlitz. Unendlicher Schmerz liegt über Gesicht und Leib ausgebreitet. Was der Heide Cicero von der Kreuzesstrafe schreibt, das trifft auf diese Kreuzigung zu: *supplicium crudelissimum deteriumque*, die grausamste und schrecklichste Marter. Über dem Haupte Jesu ist eine Inschrift angebracht; sie lautet: Jesus Nazarethanus, Rex Judaeorum, Jesus von Nazareth, König der Juden. In drei Sprachen, lateinisch, der Amtssprache der römischen Verwaltung, griechisch, der damaligen Weltsprache, aramäisch, der Landessprache. Die Fassung der Aufschrift ist die Rache, die Pilatus an den Hohenpriestern nimmt, die ihm die Verurteilung Jesu abgenötigt haben. Der Römer hat unserem Heiland die Königsurkunde ans Kreuz geheftet. In all seinem Elend, in seiner Verlassenheit und in seiner Schande ist er König geblieben, König freilich nicht nur der Juden, sondern der ganzen Welt. Seine Kreuzigung ist seine Erhöhung und seine Verherrlichung, jetzt noch verborgen, bald in strahlendem Glanz. Der Heiland lässt alle Qualen der Kreuzigung über sich ergehen, ohne zu klagen. Er schweigt. Um so lauter reden andere.

Alle drei Gruppen, die den Hohen Rat bilden, sind vor dem Kreuz versammelt, die Priester mit dem Hohenpriester, die Schriftgelehrten und die Ältesten. Sie wollen den letzten Akt dessen miterleben, den sie so erbittert verfolgt haben. „Er hat auf Gott vertraut. Der soll ihn jetzt retten, wenn er mag. Er hat ja gesagt: Ich bin Gottes Sohn.“ Sie erinnern den Gekreuzigten an einen Ausspruch, den er in Jerusalem gemacht hat: „Ei, du, der du den Tempel in drei Tagen zerstörst und wieder aufbaust, hilf dir selbst.“ Sie bestätigen dem Gekreuzigten seine helfende und heilende Tätigkeit, die ihm so viele Anhänger eingebracht hat: „Anderen hat er geholfen, sich selbst kann er nicht helfen.“ Die wilden Gesellen rechts und links, die beiden Schächer haben es gehört. Sie stimmen ein; sie lästern nicht ihre Richter und Henker, sondern den Unschuldigen in ihrer Mitte: „Bist du nicht der Messias? Hilf dir und uns!“ Die Hohenpriester und Schriftgelehrten, die Ältesten, also drei Gruppen, die Jesus zum Tode verurteilt hatten, spotten: „Wenn er der König von Israel ist, so steige er herab vom Kreuze, und wir wollen an ihn glauben.“ Nanu? Ist das nicht eine faszinierende Aussicht? Die Mitglieder des Hohen Rates erklären, an Jesus, den (angemaßten) Messias glauben zu wollen? Hätte Jesus dann nicht doch einen Erfolg seines Wirkens erlebt? Soll, kann er dieses Angebot ausschlagen? Wahrhaftig, das wäre ein Wunder! Wenn der Nazarener die Nägel aus seinen Händen und Füßen entfernte, vom Kreuze herabstiege und federnd unter die Menge träte! Dieses Wunder brächte Erfolg: Die Ungläubigen würden glauben. So sagen sie. Das Wunder wäre dem Herrn mög-

lich. Der den Jüngling von Naim und die Tochter des Jairus vom Tod zum Leben zurückgerufen hat, der den Lazarus aus dem Grabe kommen ließ, der könnte auch seinen todeswunden Leib heil vom Kreuze herabsteigen lassen. Er könnte es tun, er brächte es fertig, sich vom Holze zu lösen, denn der da hängt, ist der Sohn Gottes, allmächtig und allherrschend wie der ewige Vater. Aber er tut es nicht. Wie sollte der Wille des Vaters erfüllt werden, wenn er das Leiden abbräche, bevor es vollendet ist? Nein, er bleibt bei dem, was er am Ölberg gebetet hat: Nicht mein Wille geschehe, o Gott, sondern der deine.

Hatte ihm nicht schon einmal einer ein verlockendes Angebot gemacht? Satan hatte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gezeigt und zu ihm gesprochen: „Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ Das war damals die Bedingung gewesen für eine faszinierende Aussicht. Aber der Herr hatte das Angebot ausgeschlagen. In der Tat, was ist das für ein Glaube, der Gott Bedingungen setzt, unter denen er glauben will? Glaube ist die feste Zuversicht auf das, was wir erhoffen, die Überzeugung von dem, was wir nicht sehen, heißt es im Brief an die Hebräer. Der Gegenstand des Glaubens ist unsichtbar, liegt zum großen Teil in der Zukunft, ist also in der Hand Gottes. Daraus darf und kann man ihn nicht entwinden. „Steig’ herab vom Kreuze, dann wollen wir glauben.“ Der Herr würdigt jene, die das fordern, nicht eines Wortes.

Aber der Ruf hört nicht auf, bis heute nicht: „Steig’ herab vom Kreuze, dann wollen wir glauben.“ Sie sagen es heute dem lebendigen Leibe Christi, der Kirche. Katholische Kirche, sieh’ ein, dass Jesus von Nazareth ein tiefgläubiger, frommer Israelit war, aber nicht der auf Erden erschienene Sohn des himmlischen Vaters! Mach dir die Ansicht der liberalen protestantischen Theologie zu Eigen, dann lassen dich deine Feinde in Ruhe. Katholische Kirche, hör’ auf damit zu sagen, du seiest die einzige legitime Stiftung Jesu! Reihe dich ein in die Serie der übrigen Religionen, die alle etwas vom Numinosen in sich tragen. Tritt ein in den Weltrat der Kirchen, dann bist du wohlgeleit. Katholische Kirche, begehe wie die Protestanten das Gedächtnis an Jesus von Nazareth, aber lass ab zu lehren, dass hier der Leib und das Blut des Nazareners genossen wird! Dann hört der Vorwurf auf, du würdest Magie betreiben. Katholische Kirche! Passe dich der Religion von Frau Käsmann an! Dann bist du nicht mehr angefochten. Diese Religion lassen die Feinde des Glaubens in Ruhe. Aber nein, in den Ruf: Steig’ herab vom Kreuze können wir nicht einstimmen. Wir erleben einen anderen Ruf, eine Bitte, deren Erhörung gewiss ist: Heiland, unser Heiland, harre aus am Kreuze! Bleibe an dem Marterpfahle, bis du sprechen kannst: Es ist vollbracht.

Um das Kreuz wogt eine Flut von Lästerungen. Aasgeier umkreisen den Galgen und flattern näher und näher. Sie warten auf ihre Beute. Die Leichname der Gekreuzigten blieben in der Regel am Kreuz, bis sie verwest oder von den Tieren verzehrt worden waren. Die Menschen verlangen spöttisch ein Zeichen vom Himmel. Der Himmel gibt es nicht. Aber der Gepeinigte gibt es ihnen. Er öffnet seinen Mund und betet: „Vater, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“ Auf solche Hasser und Peiniger das Erbarmen Gottes herabzurufen, das kann nur der Sohn Gottes. „Vater, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“ Die hassenden Spötter haben es gehört. Ihr Spott hört nicht auf, aber er klingt beschämt, gedämpfter. Und was ist das? Der Schächer zur Rechten des Herrn tut nicht mehr mit. Er lehnt das Haupt zur Seite und betrachtet den in der Mitte voll Staunen und Ehrfurcht. „Vater, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“ So etwas hat er noch nie gehört. Er erlebte nur Menschliches. Menschlich ist es, den Feind zu hassen. „Vater, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“ Das hat er noch nie gehört. Das ist übermenschlich. Und welche Ruhe im Leiden, welche Geduld und Sanftmut! Dieser Jesus ringt ihm Achtung und Ehrfurcht ab. Dieser Jesus ist ein guter Mensch. Eine heiße Sehnsucht nach dem Guten steigt in ihm empor. Scham und Reue über die Missetaten seines Lebens schütteln ihn. Er weiß nicht, wie ihm ist. Das Gute bricht durch in seiner Seele. Unwillig ruft er zu dem Gesellen, der weiter spottet und lästert, herüber: „Wir empfangen, was wir für unsere Taten verdient haben, dieser aber hat nichts Böses getan.“ In diesem Augenblick fließt ein Gnadenstrom in das Herz des Schächers; wächst der Glaube in ihm empor; er erfasst er die Hoheit und Größe Jesu. Wahrhaftig, dieser Jesus ist Gottes Sohn. Demütig und innig fleht der Schächer zu ihm: „Jesus, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“ Der rechte Schächer weiß: er hat nichts mehr zu hoffen. In den nächsten Stunden muss er sterben unter großen Qualen. Nur der Tod bleibt ihm noch auf dieser Welt, und dann, in der anderen Welt, die ewige Verdammnis, wie er

dachte. Und das alles mit Recht. Er sagt es selbst: Er geschieht uns recht für die Missetaten, die wir begangen haben. Er hat nichts mehr zu hoffen. – Aber siehe, nun erwacht noch einmal ein Wunsch in ihm, nicht eine Hoffnung, aber ein Wunsch. Er betrachtet den Herrn, der neben ihm hängt am Kreuz, und da fängt sein Herz an zu schlagen, und da fliegt seine Liebe, die sein Leben lang gebunden war, auf einmal empor und schlägt diesem Mitgekreuzigten entgegen, eine große, wundervolle Liebe. Ja, wenn er diesem Jesus früher begegnet wäre, dann wäre alles anders geworden. Aber nun hat er nichts mehr zu hoffen. Nur einen Wunsch hat er noch: „Herr“, sagt er, „gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst.“ Er will nichts haben als einen Gedanken, ein ganz kleines, winziges Gedenken, einen einzigen Gedanken. Vielleicht kommt ihm das nicht sehr wichtig und groß vor. Er wird ja in wenigen Stunden im ewigen Dunkel begraben sein; in ewiger Verlassenheit, in ewiger Hoffnungslosigkeit wird er liegen. Aber ein Herz wird einmal seiner gedenken. Vielleicht erscheint ihm das auch groß. Denn sein ganzes Leben lang hat niemand seiner gedacht; er war immer ein Ausgestoßener. Wer hätte je für ihn ein Gedenken gehabt? Und weil er das nie gehabt, darum erscheint es ihm jetzt so groß und tröstend, dass wenigstens eine Seele seiner gedenken sollte. Er weiß wahrhaftig nicht, wie viel er da verlangt und wünscht. Ja, wenn Jesus einer Seele gedenkt, o dann ist das eine Gnade, dann ist das schon Auserwählung, dann ist das schon Heimat, dann ist das schon eine offene Pforte. Das ist schon eine Rettung vor ewigem Verlorensein, wenn Jesus in seiner Herrlichkeit einer Seele liebevoll gedenkt. So etwas Großes wünscht er sich, ohne es zu wissen. Und es wird ihm zuteil. „Wahrlich“, sagt der Herr, „heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.“ Mit mir, also im Paradies. Der Sinn des Wortes ist nicht: Du wirst im Paradies auch zugleich mit mir sein. Nein: Du wirst bei mir sein, und das ist das Paradies. Er wird mit dem Heiland sein, und das ist das Paradies. Der Herr wird in die Unterwelt gehen, aber dies ist Paradies. Und wenn er in die Hölle hinabstiege, wer bei ihm ist, der ist im Paradies.

Der Schächer wollte nicht Gesundheit oder Leben oder herabgenommen werden vom Kreuze; er wollte nicht Beendigung seiner Schmerzen, er wollte nicht einmal den Himmel, er wollte nur ein Gedenken, er wollte nur ein ganz kleines Plätzchen im Herzen Jesu. Und siehe, was kann der Heiland anders geben auf solch einen rührenden, kühnen und großen Wunsch? Da kann er nichts anderes als ihm ein Plätzchen geben in seinem Herzen. Und wer da auch nur einen kleinen Winkel hat, ist schon ganz darinnen. Du wirst bei mir sein, von heute an. Denn du wirst zu mir gehören, du wirst mein Eigentum, mein Freund, mein Genosse, mein Begleiter sein.

Die Stunden des Karfreitags schleichen dahin. Ist es nicht ein Wunder, dass Jesus noch lebt? Nach all den Verhören und Peinigungen, nach dem Blutverlust bei der Geißelung und der Dornenkrönung, auf dem Kreuzweg und bei der Kreuzigung? Die zahllosen Wunden sind in Brandschmerz übergegangen, der Leib erzittert in Fieberglut. Man möchte bitten: „Mein Heiland, stirb doch schneller!“ Seit dem letzten Abendmahl hat er keine Stärkung mehr bekommen und keinen Trank. Seine Lippen sind ausgebrannt, sein Mund ist vertrocknet. Wie fürchterlich muss der Durst ihn quälen! Nie hat er geklagt, nicht bei der Geißelung, nicht bei der Annagelung ans Kreuz. Aber jetzt ruft er: „Mich dürstet!“ Ach, meine Christen, so weit ist er jetzt gekommen. Jetzt verlangt er nicht mehr viel. Jetzt verlangt er keine seelische Gemeinschaft mehr wie am Ölberg, jetzt verlangt er keine warme Hand mehr, und kein teilnehmendes Wort. Nur noch: „Mich dürstet!“ sagt er. Nur noch sein armer, zermarterter Leib erhebt die Stimme. Für seinen Leib noch fleht er um eine Erleichterung, seine Seele verlangt nichts mehr. Er ist so anspruchslos geworden, nur noch einen Tropfen Flüssigkeit zu erbitten.

Und siehe, da ward ihm Erfüllung und Erhörung, gerade jetzt. Ein Soldat wurde von Mitleid gerührt und tauchte einen Schwamm in das Essigwasser, mit dem die Soldaten ihren Durst stillen – während des Dienstes dürfen sie ja keinen Wein trinken – und reichte ihm den Schwamm auf einem Stabe, und Jesus netzte seine Lippen an dem sauren Schwamm. Es ward ihm eine Hilfe. Und es ward ein Mitleid erweckt in dem Herzen eines Menschen, in dem Herzen eines Mannes; in einem harten Soldatenherzen glühte ein Schimmer der Liebe auf. Sollte nicht das vielleicht der Grund gewesen sein, warum der Vater ihn nicht erhört hat, warum der Himmel geschwiegen hat. Der Himmel wartet darauf, dass auf der Erde die Liebe erblüht, dass auf der Erde ein Schimmer von Mitleid erwacht. Denn so will Gott den Menschen helfen: Durch die Menschen will er ihnen helfen, durch liebevolle, hilfreiche Menschen; durch opferwillige, selbstlose Menschen will Gott helfen, auf keine andere Weise

in der gewöhnlichen Heilsordnung. Das ist wohl der Grund, warum Gott zu so viel Leid immer noch schweigt: weil immer noch nicht die Liebe wach geworden ist in unseren Herzen; weil wir immer noch nicht laufen, einen Schwamm zu tunken in erquickende Flüssigkeit, um unsere Mitmenschen zu laben. Immer noch wartet Gott darauf. Es ist etwas Großes um diese Liebe, die das tut, und wenn sie auch nur einen Schwamm an den Mund eines Sterbenden hält: es ist etwas Großes, wenn es die Liebe tut. Wenn es gelingt, auch nur in einer Seele, in einem harten Soldatenherzen, in einem rauen Henkerherzen einen Schimmer von Liebe aufzuwecken, dann kann Gott ruhig zusehen, dass sein eigener Sohn sich zu Tode ruft in seiner Not; das ist nicht zu teuer erkaufte. Es ist der Mühe wert, dass Gottes Sohn in die äußerste Not kommt, wenn nur in einem Herzen ein Fünkchen Liebe erwacht.

Als Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: „Es ist vollbracht.“ Dann neigte er sein Haupt und gab seinen Geist auf. Das Werk, das der Vater ihm anvertraut hat, ist ausgeführt. Das Opfer ist dargebracht. Der Wille des Vaters ist erfüllt. Das Leiden ist zu Ende. Nein. Das ist kein bloßes Ende. Das ist die Vollendung. Es ist vollbracht! Dieses Wort gilt an erster Stelle dem Vater im Himmel. Der Sohn meldet den Vollzug des väterlichen Auftrags, knapp mit gleichsam militärischer Kürze: Befehl ausgeführt. Drei Worte nur: Es ist vollbracht. Der Dienst an Gott und den Menschen ist getan. Es war ein verzehrender Dienst. Rastlos hat er gewirkt. Der Evangelist Markus schreibt: „Als Jesus nach Hause kam (nach Kapharnaum), strömte wieder das Volk zusammen, so dass sie nicht einmal ihr Brot essen konnten.“ Am See Genesareth ließ er ein Boot bereitstellen „wegen der Volksmenge, dass sie ihn nicht erdrückten“. Hinter diesen Worten ragen aber auch der Ölberg und der Kalvarienhügel auf. Hinter ihnen verbergen sich zwei Prozesse, der religiöse vor dem Hohen Rat und der politische vor dem römischen Prokurator. Die drei Worte sind die Ablegung der Rechenschaft des Knechtes Gottes vor dem himmlischen Vater.

Das Wort richtet sich an zweiter Stelle an die Menschen. Sie sollen daran denken, was er geleistet und gelitten, was er dadurch an Erlösung und Heil bewirkt hat. Er erniedrigte sich selbst, ward gehorsam bis in den Tod, den Tod am Kreuze. Sein Sterben war nicht der Sold für eigene Sünden; nein, der Sündlose opferte sein Leiden und Sterben auf zum Loskauf der Sünder. Er entriss uns der Macht der Finsternis und versetzte uns in das Reich des Sohnes, seiner Liebe, in dem wir die Erlösung haben, die Vergebung der Sünden.

Das Wort gilt aber drittens auch den feindseligen Mächten, dem Satan und seinem Gefolge. Sie sollen wissen: Es ist ihnen nicht gelungen, den Erlöser von seinem Werk abzubringen. Er hat ausgehalten und ist dadurch zum Heiland und Sieger geworden. Er entwaffnete die Mächte und Gewalten, er stellte sie öffentlich an den Pranger, er triumphierte über sie. In seinem bedingungslosen Gehorsam gegen den himmlischen Vater hat er den Verführer entmündigt. Der am Holze siegte, der ist am Holze besiegt worden. „Es ist vollbracht.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Schmerzensmann auf den Stationen seines Lebens (6)

Der Tod des Messias

05.04.2020 (Palmsonntag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Herr hat die Spanne des Lebens, die der himmlische Vater ihm bestimmt hatte, durchschritten. Der letzte Tag ist angebrochen. Die Volkstrecker des Willens Gottes haben ihn hinaufgeführt zum Kalvarienhügel. Sie haben die Hände an den Querbalken angenagelt, dann das Querholz an dem senkrecht eingerammten Pfahl befestigt und danach die Füße mit Nägeln an dem Pfahl durchbohrt. Eine große Menge Volkes war Zeuge dieses Geschehens. Der Rabbi von Nazareth war eine bekannte Persönlichkeit. Die Evangelisten berichten von Frauen, von vielen Frauen, die der Kreuzigung Jesu zusahen. Es waren dieselben, die Jesus von Galiläa nachgefolgt waren, um ihm zu dienen; dieselben, die ihn auf dem Kreuzweg begleiteten, beklagten und beweinten. Frauen waren die treuesten und mutigsten Anhänger Jesu. Die Evangelisten Matthäus und Markus nennen mit Namen Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus des Jüngern und des Joses, und Salome, die Mutter der Söhne des Zebedäus. Der Evangelist Johannes schreibt: Es standen bei dem Kreuze seine Mutter und die Schwester seiner Mutter, Maria, die Frau des Kleopas, und Maria Magdalena. Die Anwesenheit seiner eigenen Mutter übergeht er. Mit wehem Herzen schauen die frommen Frauen auf den gekreuzigten Meister. Unter ihnen Maria, die Mutter Jesu. Jetzt versteht Maria die Prophezeiung des greisen Simeon: „Deine Seele wird ein Schwert durchdringen.“ Jetzt durchbohrt das Schwert ihr Herz. Wahrhaftig: Groß wie das Meer ist ihr Schmerz. Jetzt erfüllt sich, was ein begnadeter Verehrer Marias in die Worte gefasst hat: „Christi Mutter stand mit Schmerzen bei dem Kreuz und weint von Herzen, als ihr lieber Sohn da hing. Durch die Seele voller Trauer, ganz versenkt in Todesschauer, jetzt das Schwert der Schmerzen ging.“

Der Herr sieht vom Kreuze herab seine weinende Mutter. Dass die Liebste und Beste unter den Menschenkindern gekommen ist, um bei seinem Sterben da zu sein, ist ihm Trost, aber auch Schmerz. Denn er weiß: Seine Schmach ist auch die Schmach dieser feinen, empfindsamen Frau. Seine Wunden drücken sich in ihre Seele ein. Maria klagt nicht laut; sie schweigt. Maria hat kein Wort gesagt unter dem Kreuze. Mit keinem Wort hat sie geklagt, wie weh ihr ums Herz ist. Die anderen Passions Teilnehmer haben kundgetan, wie ihnen zumute ist; Maria aber hat geschwiegen. Erkennen wir nicht gerade in diesem Schweigen ihren Schmerz, wenn es wahr ist, dass die großen Leiden schweigsam sind? Jesus bewegt der Gedanke: Was soll aus der Mutter werden, wenn er von dieser Welt geschieden ist? Sie darf nicht der Not und dem Elend ausgeliefert werden. Da sieht der gekreuzigte Herr einen Mann in der Schar der treuen Frauen, einen Mann von einzigartiger Gesinnung, einen Jünger, der ihm nähergestanden ist als alle übrigen Jünger, Johannes, der beim letzten Abendmahl an seiner Seite war. Jetzt steht er neben seiner Mutter, nicht zufällig; Gottes Vorsehung hat ihn neben sie gestellt. Noch einmal, zum letzten Mal, ergeht das Wort des Herrn an Maria. Dieses Wort ist sehr kurz, es enthält keine Verkündigung und keine Verheißung, keinen Trost und keine Aufrichtung. Der sterbende Jesus wendet sich an seine Mutter: „Frau!“ So hatte er sie auch in Kana angesprochen. Diese Anrede

brachte zum Ausdruck, dass er in der Ausübung seines messianischen Berufes unter einem anderen Gesetz steht als dem der Familie. Er besagt in diesem Augenblick, dass er seine Sendung festhält bis zum letzten Atemzug. „Frau!“ sagt der Gekreuzigte. Maria merkt auf. Ihr Sohn spricht zu ihr. Es ist ein ungeheuer ernstes und inhaltsschweres Wort. „Siehe, deinen Sohn!“ Damit kann nur ein Einziger gemeint sein, denn von anderen gläubigen Männern unter dem Kreuz ist nicht die Rede. Damit ist Johannes gemeint. Ihn soll sie fortan als ihren Sohn ansehen. Ihm soll sie die Liebe schenken, die sie über dreißig Jahre ihm erwiesen hat. Johannes soll ihr Jesus sein. Das ist das Testament ihres Sohnes, das ist seine letzte Verfügung. O, sie versteht es wohl: Nun wird er von ihr gehen, nun wird er nicht mehr ihr Sohn sein, sondern ein anderer, und einem anderen soll sie nun Mutter sein, weil der erste, der eingeborene, von ihr geschieden ist. „Siehe, deinen Sohn!“ So wird sie es also verlieren, dieses Kind, das sie so viel gekostet hat, so viel Sorge und Angst und Liebe und Treue. Was hat sie auf dieses Kind gewandt mehr als drei Jahrzehnte: Mit jedem Gedanken war sie bei ihm, mit jeder Faser ihres Herzens hat sie diesem Kind gehört. Und was hat sie von diesem Kind alles empfangen in diesen dreißig und mehr Jahren, welche seligen Tage, welche unvergesslichen Stunden in Bethlehem und in Nazareth. Dieses Kind war der Beruf, den sie empfangen hat, war der Inhalt ihres Lebens, war die tragende Kraft ihrer Seele, war die einzige Freude, die sie kannte. Und nun sollte sie von ihm getrennt werden. Maria hat einmal in ihrem Leben nach dem Sinn des Leids gefragt. Als der zwölfjährige Knabe sie drei Tage verlassen hatte, da fragte sie erstaunt und schmerzvoll: „Kind, warum hast du uns das getan?“ Aber jetzt auf Golgotha unter dem Kreuz fragt sie nicht mehr; denn sie weiß schon lange die Antwort: „Muss ich nicht in dem sein, was meines Vaters ist?“ Sie weiß die Antwort, denn sie liegt in ihrem Berufe, in ihrem Mutterberufe, und dieser Beruf heißt Hergeben. Hergeben ohne Ende. Dieser Beruf bedeutet, dass ihr Kind ihr nicht gehört, sondern einem Höheren droben, und dass sie ihm es geben wird und geben muss in derselben Stunde, da er es verlangt. Sie muss dieses Kind hergeben, weil eine Hand von oben es hinaufhebt auf das Kreuz und es hineinzieht in das Dunkel des Todes. Hergeben muss sie das Kind, weil die Welt darauf wartet. Millionen Hände erlösungsbedürftiger Menschen recken sich empor und warten auf ihr Mutteropfer. Sie kann es nicht verweigern. Am Tage der Verkündigung hat Maria ein ernstes Wort gesprochen: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach seinem Worte.“ Eine Ergebenheit, eine Großmut, ein hochherziges Schenken spricht aus diesem Wort; es ist, als hätte sie es damals schon gesprochen für die Stunde auf dem Kalvarienberge, so dass sie es dort nicht zu wiederholen brauchte. Ihr ganzes Leben stand unter diesem Wort: Mir geschehe nach seinem Worte. Da mochte der Herr kommen und verlangen, was er wollte. Wenn er gab, dann nahm sie, und wenn er nahm, gab sie. Und wenn er sie hinabführte an das Meer der Leiden, dann folgte sie ihm.

Nach der Anrede an seine Mutter gleiten Jesu Augen zu Johannes hin. Johannes ist der einzige Apostel, von dem berichtet wird, dass er unter dem Kreuze stand. Gott hatte ihn dorthin bestellt, weil ein wichtiger Auftrag auf ihn wartete. Als der sterbende Herr sein Testament verkündete, da wandte er sich an Johannes. Das war kein Zufall, das war eine längst vorbereitete Wahl. Er war der Jünger, den Jesus liebte, wie der Evangelist Johannes schreibt. Nicht als ob Jesus die übrigen Jünger nicht geliebt hätte. Aber Jesus hatte zu Johannes eine besondere Zuneigung. Die Kirchenväter, die das Evangelium auslegen, führen diese Verbundenheit darauf zurück, dass Johannes jungfräulich lebte. So war er dem Meister und seiner Sendung enger verbunden als die übrigen Apostel. Beim letzten Abendmahl war er an der Seite Jesu. Auf einen Wink des Petrus wagte er es, Jesus zu fragen, wer sein Verräter sein werde. Johannes gehörte mit Jakobus und Petrus zu den Aposteln des besonderen Vertrauens Jesu. Ihn nahm er mit auf den Berg der Verklärung, ihn machte er zum Zeugen seines Ringens am Ölberg. Jetzt, am Kreuze, kann er dem Jünger ein Zeichen mit der Hand nicht mehr geben, denn seine Hände sind von rostigen Nägeln durchbohrt. Aber den Blick kann er auf Johannes werfen und ihm sagen: „Siehe, deine Mutter!“ Er soll Maria als ein kostbares Pfand aus dem Vermächtnis Jesu entgegennehmen. Er soll ihr seine Liebe und Sorge zuwenden, wie er selbst es über Jahrzehnte getan hat. Wir haben keinen Zweifel, dass Johannes den Auftrag Jesu als heiliges Vermächtnis entgegengenommen und bis zum Heimgang Marias erfüllt hat. Er wird ihr ein liebender, besorgter Sohn gewesen sein, wie es der Meister von ihm erwartet hatte. Von ihm kann die Christenheit lernen, wie sie mit der Mutter



Jesu umgehen soll. Mit Ehrfurcht, Hingabe und Vertrauen. Mit jener zarten Liebe, die dieser einmaligen Frau angemessen ist.

Die Stimmung um das Kreuz ist gedrückt. Die meisten Menschen verlassen Golgotha. Die bleiben, scheinen von Angst befallen, von Unheimlichem gepackt. Denn die Sonne hat sich verfinstert, Dunkelheit hat sich über Jerusalem gelegt. Sonst steht um diese Zeit die Sonne hoch am Himmel und gießt Licht und Glut herab. Heute hat sie ihr Antlitz verhüllt. Will die Sonne das Entsetzliche, was sich hier zuträgt, nicht sehen? Trauert die Natur über Jesu Leid? War er vielleicht doch ein Gerechter? Diese Fragen kühlen wie eisige Flutwellen die Glut der Volksleidenschaft. Es wird stiller und stiller. In der Finsternis huschen die Menschen wie schwarze Schatten hinweg. Der Herr ist tot. Das Herz, das nur für andere schlug, hat aufgehört zu schlagen. Der gemarterte Leib hängt, mit schwarzem Blut bedeckt, kraftlos vom Kreuze herab. Ja, der Heiland der Welt ist tot. Das Opfer ist vollbracht. Von nun an betet eine gläubige Christenheit: „Der für uns ist gekreuzigt worden.“ Für uns. Das heißt: Uns hätte die Strafe gebührt. Wir müssten am Kreuze hängen. Er sprang für uns ein und nahm Blut und Qual, Schande und Tod auf sich, um den Schuldbrief zu bezahlen, der gegen uns zeugte. Um uns zu erlösen, hat er sich selbst entäußert, hat er alles geopfert.

In den Straßen und Gassen Jerusalems stehen die Menschen in Gruppen zusammen. Die stundenlange Finsternis droht und schreckt. „Der Rabbi von Nazareth ist gekreuzigt, der Himmel zürnt“, sagen die einen. „Unsinn, ein zufälliges Zusammentreffen“, entgegnen die anderen. Aber ihre Lippen beben, wenn sie so sprechen. Vermutlich glauben sie selbst nicht an ihre Worte. Wie sollte sich die Schöpfung nicht aufbäumen, wenn ihr Schöpfer am Kreuze erstickt? Die Menschen wagen nicht, in ihre Häuser zu gehen. Denn die Erde bebt, die Gebäude wanken. Entsetzen kommt über sie. Es ist die Stunde, in der Jesus stirbt. Im Nu wissen es alle. Gott hat gesprochen. Er hat geredet durch den Mund der Elemente. Felsen zerspringen. Auf Golgotha läuft neben dem Kreuz ein breiter Riss. Da kommt eine neue Schreckensbotschaft. Die Priester stehen im Heiligtum zum Abendopfer bereit. Da geschieht vor ihren Augen Ungeheuerliches. Der Vorhang vor dem Allerheiligsten des Tempels – die Scheidewand zwischen Heiligem und Allerheiligstem – reißt der ganzen Länge nach, von oben bis unten, entzwei. Um dieselbe Stunde stirbt Jesus. Das ist Jahwes Urteil über die Hinrichtung des Gerechten. Von Entsetzen geschüttelt, schlagen die Menschen an die Brust. Gott hämmert auf die Gewissen. Mit dem Tode Jesu nimmt die Zerstörung des Tempels ihren Anfang und der Kult des Alten Testaments sein Ende. Bisher durfte das Allerheiligste nur der jüdische Hohepriester am großen Versöhnungstage betreten. Jetzt ist der Zugang ins Allerheiligste frei. Jesu Tod hat die Versöhnung der Menschen mit Gott bewirkt.

Mit Keulen ausgestattete Soldaten erscheinen auf Golgotha. Pilatus schickt sie auf Drängen der Juden. Sie sollen den Gekreuzigten die Beine zerschlagen. Das Zerschlagen der Beinknochen mittels Keulen (*crurifragium*) soll den Tod rascher herbeiführen. Die Zeit drängt. Das Osterfest steht vor der Tür. Die Gekreuzigten stören die frohe Feier. Sie sollen abgenommen werden. Dazu müssen sie aber erst einmal tot sein. Die Soldaten zerbrechen den Schwächern die Gebeine. Diese letzte qualvolle Marter lässt den Tod augenblicklich eintreten. Jesus tun sie nichts an; denn er ist bereits gestorben. So erfüllte sich das Wort der Schrift: Ihr sollt an ihm kein Bein zerbrechen. Einer der Soldaten stößt die Lanze in die Seite Jesu, um den Eintritt des Todes mit Sicherheit festzustellen. Aus der Wunde fließt Blut und Wasser heraus. Nun ist alles ausgegeben. In dem entseelten Leib ist nichts mehr drin. Der Messias hat sein Leben verströmt bis zum letzten Blutstropfen.

Aber schon zeigt sich der Erlösungssegen, der durch das Sterben des Messias über die Erde kommen soll. Als Jesu Todesschrei über die Schädelstätte erschallt: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist“, drängt sich dem Anführer des Exekutionskommandos über die Lippen, was sein Herz erfüllt: „Wahrlich, dieser Mann war ein Gerechter. Dieser Mensch war Gottes Sohn.“ Nach dem Evangelisten Matthäus sprechen es die Soldaten ihrem Hauptmann nach. Die Duldergröße Jesu hat ihr Herz bezwungen. „Dieser Mensch war Gottes Sohn.“ Aus den Wunden Jesu quillt die Gnade. Sie erreicht die rauhen Herzen von Soldaten.

In diesem Augenblick steht der Mann, den Gott erweckte, Joseph von Arimathäa, vor Pilatus und erbittet den Leichnam Jesu. Pilatus hat mit dem raschen Sterben Jesu nicht gerechnet. Er wundert sich, dass er schon tot sei, und holt Nachricht bei dem Hauptmann des Hinrichtungskommandos ein.

Auf dessen Bestätigung schenkt er dem Joseph den Leichnam Jesu. Aus Achtung vor dem unerschrockenen Ratsherrn, der sich als Anhänger Jesu bekennt. Aus Achtung vor Jesu Größe. Aus Verachtung der Hasser und Verleumder des Hingerichteten. Joseph von Arimathäa bereitet Jesus das Begräbnis. Ohne Spur von Angst. Und noch einer erscheint: Nikodemus, der Jünger Jesu im Verborgenen, ein angesehener Ratsherr. Um sie sammelt sich die verschüchterte Schar, die in Angst um die Schändung des Leichnams Jesu am Kreuz ausgehalten hat. Eifrig geht es an die Arbeit, Jesus vom Kreuze abzunehmen. Denn der Sabbat dämmert herauf. Der Leichnam wird zum Begräbnis bereitet, gewaschen und mit Linnen umhüllt. Die Männer tragen den Leichnam zu Grabe. Die Frauen folgen in stillem Schmerz. Heilige Stille ringsum. Kein Unberufener stört. Noch ein letzter Blick, und der Stein schließt das Grab. Nun scheint alles zu Ende. Was ist trostloser, was ist endgültiger als ein Grab mit einem Toten, das mit einem Felsblock verschlossen ist? Ist mit ihm nicht auch seine Lehre erledigt? Muss sich jetzt nicht das Psalmwort erfüllen: „Ich will den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen“?

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Schmerzensmann auf den Stationen seines Lebens (7)

Das Kreuz Jesu Christi

10.04.2020 (Karfreitag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Seit das Kreuz auf Golgotha für den Erlöser und Retter der Menschheit aufgerichtet wurde, ist es zum Kennzeichen der Anhänger Jesu geworden. Unsere Religion ist die Kreuzesreligion. Eine andere kennen wir nicht. Wir wollen heute fragen, was das Kreuz ist und was es für uns bedeutet. Das Kreuz sind zunächst einmal zwei rechtswinklig miteinander verbundene Balken. Es war (neben anderer Verwendung) in alter Zeit gebräuchlich für die Hinrichtung von wirklichen oder angeblichen Missetätern. Unter sie wollte Jesus von Nazareth gezählt werden. An die genannten Balken waren die Hände und die Füße unseres Herrn und Heilandes angenagelt. Er ist nicht gestorben durch das Schwert, wie der Apostel Paulus, oder durch die Pfeile der Armbrust, wie der hl. Sebastian. Nein, er starb an einem gekreuzten Holze. Seitdem ist uns dieser Gegenstand verehrungswürdig. Die gekreuzten Balken erinnern uns an das schmerzhafteste Sühneleiden unseres Herrn. Kaiser Konstantin verbot die Kreuzigung als Hinrichtungsstrafe. In Schlesien weiß man um die Verehrungswürdigkeit des Kreuzes auch ohne den Gekreuzigten. Dort singt das gläubige Volk: „Heiliges Kreuz, sei hochverehrt, hartes Ruhbett meines Herrn. Sei mit Mund und Herz verehrt, Kreuzstamm Christi meines Herrn.“ Das Kreuz wurde der Opferaltar für die Erlösung der Menschheit und damit das Zeichen des Sieges über Tod und Verdammnis. Ehe das Kreuz war, gab es noch keine Leiter zum Himmel. Nun aber ist die Leiter aufgerichtet, das Kreuz ist erhöht, der Eingang zum Himmel steht offen. Das Kreuz ist uns heilig, weil es gesalbt ist mit dem Blute des Heilandes, aber auch geweiht mit den Tränen seiner Mutter. Seht das Kreuzesholz, an dem gehangen das Heil der Welt. Kommt, lasst uns anbeten!

Erst recht und noch viel mehr ist der verehrungswürdig, der am Kreuze hängt. Wir wissen: Das ist unser Heiland Jesus Christus, der wahre Sohn Gottes, der uns geliebt hat und für uns gestorben ist, um uns und die ganze Menschheit von Schuld und Verdammnis zu retten. In Schlesien singt das gläubige Volk in der Verehrung des Gekreuzigten: „Herr, ich küsse deine Füße, deiner heiligen Hände Mal. Hast die Wunden ja empfunden auch für meiner Sünden Zahl.“ Das Bild des Gekreuzigten ist unser Gnadenbild, zu dem wir aufblicken, an das wir uns klammern, das wir endlos küssen können. Wenn du einen Ungläubigen fragen hörst: Du betest einen Gekreuzigten an? Dann werde nicht rot, schau nicht verlegen zu Boden; recke dich auf, schau ihm stolz ins Auge und sprich mit frohem Blick: Ja, ich bete ihn an. Die Kirche Christi ist die Kirche des Gekreuzigten.

Das Kreuz mit dem Bild des Gekreuzigten ist das Kennzeichen jedes katholischen Gotteshauses. Seit konstantinischer Zeit wurde das Kreuz die Grundrissform für den Kirchenbau. Im Inneren der Kirche wird das Kreuz auf dem Altar oder vor dem Altar aufgestellt. Es ist das Bekenntnis zu der Religion des Kreuzes. Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und benedeien dich; denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst. Wir tragen das Kreuz auch in unsere Wohnung und bekennen uns damit als Angehörige der Kreuzesreligion. Das tägliche Leben der Familie soll im Angesicht des Gekreuzigten verlaufen. Sein Segen soll über alle kommen, die da leben oder sich einfinden. Wir

hängen das Kreuz in unsere Krankenzimmer, auf dass die Kranken es sehen und daraus Kraft schöpfen. Eine Ärztin äußerte sich abfällig darüber, dass in dem Krankenhaus, in dem sie beschäftigt war, in allen Zimmern ein Kreuz hängt. Das Kreuz in den Krankenzimmern ist berechtigt, ja es ist notwendig. Das Kreuz in den Krankenzimmern ist Erinnerung. Es hält wach, was der Herr für uns gelitten hat. „Wenn Gott seinen eigenen Sohn nicht geschont, sondern ihn für uns alle hingegeben hat, wie sollte er uns mit ihm nicht alles (andere) schenken?“ (Röm 8,32). Das Kreuz in den Krankenzimmern ist Mahnung: Der Herr ist für alle gestorben, damit die Lebenden nicht mehr sich leben, sondern für den, der für sie gestorben ist. Das Kreuz in den Krankenzimmern ist Zeichen der Hoffnung. Der da hängt, ist nicht im Tod verblieben. „Wenn wir mit Christus gestorben sind, werden wir auch mit ihm leben“ (Röm 6,8). Das Kreuz in den Krankenzimmern ist die Antwort auf die schmerzliche Frage nach dem Sinn des menschlichen Leidens. Es ist Teilnahme am Leiden des Messias. Vor Jahrzehnten schrieb Carl Sonnenschein, der Apostel Berlins: „Die katholische Religion, die einen gepeitschten Sklaven auf die Altäre stellt, diese Religion versteht etwas vom Leiden.“ Seitdem unser Herr und Heiland am Kreuze starb, ist das Kreuz auch zum Symbol für den Tod geworden. Todesanzeigen werden mit den beiden gekreuzten Balken ausgestattet. Wir richten das Kreuz auf über den Gräbern unserer Verstorbenen als Zeichen des Vertrauens und der Zuversicht für das ewige Leben und die Auferstehung des Leibes.

Die Kirche hat eine große Zahl von Segnungen eingeführt. In den Invokativsegnungen wird der Beistand Gottes über Personen erfleht. In den Konstitutivsegnungen wird über einen Gegenstand der Schutz Gottes herabgerufen und derselbe dem profanen Gebrauch entzogen. Jeder Segen, den die Kirche ihren Gliedern spendet, wird im Zeichen des Kreuzes erteilt. Alle Sakramente werden mit dem Kreuzzeichen vollzogen. Das Kreuz wird auf die Stirn des Täuflings gezeichnet; denn er wird in dem heiligen Geschehen der Taufe dem Gekreuzigten übereignet. Die heilige Firmung geschieht im Zeichen des Kreuzes. Im Messopfer macht der Priester dutzende Male das Zeichen des Kreuzes über die zu heiligenden und geheiligten Gaben. Die katholische Christenheit hat begriffen, dass wir das Heil aus den Wunden des Gekreuzigten schöpfen. So muss der Christ sein ganzes Leben und Wirken unter das Kreuz stellen. Der hl. Cyrill von Jerusalem fordert uns auf: Mach das Kreuzzeichen beim Essen und Trinken, wenn du dich zur Ruhe legst und wenn du aufstehest, mach es bei allen deinen Beschäftigungen! Denn das Kreuzzeichen ist das große Schutzmittel, das Zeichen der Gläubigen, der Schrecken der bösen Geister. Nichts ist den bösen Geistern furchtbarer als das Kreuz. Anna Katharina Emmerich schreibt von ihrer Kindheit: „Immer wenn ich das Kreuz auf die Stirn, Mund und Brust machte, da dachte ich: Das sind die Schlüssel, dass nichts Böses in Stirn, Mund und Herz hineinkommen soll.“ Vor der Seeschlacht von Lepanto machte der Befehlshaber Don Juan d’Austria groß das Kreuzzeichen. Die Offiziere taten es ihm nach. Die Mannschaft folgte dem Beispiel der Offiziere. Als die schottische Königin Maria Stuart zur Hinrichtung geführt wurde, hielt sie in der Hand ein Kreuz mit dem Heiland darauf, das sie immer wieder küsste. Der protestantische Offizier, der sie zum Schafott geleitete, verwies es ihr: „Madame, nicht in der Hand, im Herzen muss man Christus tragen.“ Die Königin erwiderte ernst: „Mylord, es ist gut, sein Bild in Händen zu haben, um ihn desto sicherer im Herzen zu tragen.“ Als bei der Olympiade 1936 in Berlin der amerikanische Läufer Metcalfe die Rennbahn betrat, machte er vor aller Augen zuerst ein großes Kreuzzeichen. Das Kreuz ist der Schrecken der bösen Geister. Die Angst der Muslime vor dem Kreuz ist so groß, dass in manchen mohammedanischen Ländern die Gestaltung der Fenster eines Hauses als Fensterkreuz verboten ist.

Der Kreuzestod Christi war ein Opfer. Er ward geopfert, auf dass er stellvertretend Sühne leiste für die Sünden der Menschen. Das Opfer Christi besteht in der freiwilligen Übernahme seines Leidens-todes und der Hingabe seines Lebens aus dem Liebesgehorsam gegen den Vater und in der Erlöserliebe zu den Menschen. Das Kreuzesopfer bildete den Abschluss all jener Opfer des Alten Bundes, die im Schatten des Neuen Bundes dargebracht worden waren. Jahrhunderte vor dem blutigen Geschehen auf Golgotha hat es der Prophet Zacharias angekündigt: „Sie werden auf den schauen, den sie durchbohrt haben.“ Nie gab es ein Opfer so hochheilig wie jenes, das der wahre Hohepriester Jesu auf dem Kreuzaltar durch die Hingabe seines Lebens dargebracht hat. „Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, denn durch dein heiliges Opfer am Kreuz hast du die Welt erlöst.“ Die Botschaft von der

Erlösung ist eine Botschaft der Liebe. Und alle Liebe, selbst die Liebe Gottes, ist eine wundentragende, eine kreuztragende, eine gekreuzigte Liebe. So hat keiner gehorcht und gedient, geliebt und gesiegt wie dieser große Opfernde. Jesus Christus hat, als wir Feinde Gottes waren (Röm 5,11), wegen der übermäßigen Liebe, mit der er uns liebte, durch sein heiliges Leiden am Holze des Kreuzes uns die Rechtfertigung verdient und Gott für uns Genugtuung geleistet (Konzil von Trient). O wunderbare Herablassung der Güte Gottes: den Knecht zu erlösen, gab er den Sohn dahin. Gott hat dem Opfer Christi Dauer verliehen durch die wunderbare Vergegenwärtigung dieses Opfers im Messopfer der katholischen Kirche. Die Opferbewegung Christi hat nicht aufgehört. Jetzt opfert sich der gleiche Christus durch den Dienst der Priester auf, der sich einst am Kreuze geopfert hat; nur die Weise des Opfers ist verschieden. Wem das Opfer auf Kalvaria teuer ist, dem muss auch das eucharistische Opfer des Altares teuer sein. Denn die Eucharistiefeyer ist eine sakramentale Epiphanie von Golgotha (Schmaus).

Vor Jahrzehnten machte die „Bischöfin“ der Nordelbischen protestantischen Kirche Maria Jepsen den Vorschlag, das Kreuz durch die Krippe zu ersetzen; diese sei ein wesentlich positiveres Glaubenssymbol. Diesem Vorschlag kann nicht beigegeben werden. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist ohne Zweifel der erhabene Beginn seines Erlösungswerkes. Für uns Menschen ist er vom Himmel herabgestiegen. Die Menschwerdung Gottes ist gewiss der Beweis seiner unermesslichen Liebe zu den Menschen. In seinem Leben und Wirken hat Christus seine erlöserische Tätigkeit ausgeübt. Aber der Gipfel des erlöserischen Wirkens Christi ist das Opfer am Kreuze. Dass Gott starb, damit die Menschen leben, ist eine Tat, vor der alle Predigten und Wunder Jesu verblassen, ist ein Liebesbeweis, über den hinaus es keinen geben kann. Die erhabenste und glaubwürdigste Liebe ist die gekreuzigte Liebe. Man kann in einem richtigen Sinne sagen: Der Sohn Gottes ward geboren, um gekreuzigt zu werden. Maria hat einem Gekreuzigten das Leben geschenkt. Wir eilen zur Krippe, um den auf Erden erschienenen Gottessohn anzubeten; aber wir gehen zum Kreuze, um zu bekennen: Wir danken dir, Herr Jesus Christ, dass du für uns gestorben bist. Das Kreuz ist kein „negatives“ Glaubenssymbol. Das Kreuz ist das Zeichen des Triumphes der Liebe über den Hass, des Lebens über den Tod.

Pilatus hatte es auf seine Weise gutgemeint mit dem angeklagten Jesus von Nazareth. Er setzte wiederholt an, um ihn dem Hass der religiösen Führer der Juden und der fanatisierten Masse zu entreißen. Pilatus appellierte an ihr Mitleid. Deswegen zeigte er ihnen den gegeißelten und dornengekrönten Jesus. Es war vergeblich. Sie ließen sich nicht umstimmen und schrien nur noch lauter: „Hinweg! Hinweg! Ans Kreuz mit ihm!“ Pilatus knickte ein, als die Menge ihm unverhüllt mit Anzeige droht: „Wenn du diesen freilässt, bist du kein Freund des Kaisers.“ Die Geneigtheit des Kaisers mag er nicht verlieren. „Da übergab er ihnen Jesus zur Kreuzigung.“ Heute steht die Masse nicht mehr vor dem irdischen Jesus. Heute steht sie vor dem in seiner Kirche fortlebenden Christus. Und sie ruft wieder (wie es bei Johannes heißt): „Hinweg! Hinweg!“ Dieser Ruf gilt zuerst dem gekreuzigten Nazarener, der in leiblicher Gestalt ans Kreuz geheftet ist. Viele Menschen, auch viele einst christliche Menschen wollen nicht den Gekreuzigten als Führer und Lehrer. Ihre Vorbilder sind Leistungssportler im Fußball, im Tennis und im Autofahren. Sie ersetzen den hingerichteten Galiläer durch Buddha, Mohamed und die vielversprechenden Götter der Hindus. Im letzten Weltkrieg kam ein verwundeter Mann der Waffen-SS in ein katholisches Krankenhaus. An der Wand seines Zimmers hing ein Kreuz mit dem gekreuzigten Christus. Der Verwundete fing an zu schimpfen und zu toben: „Hängt den Kerl ab! Hängt den Kerl ab!“ Hinweg, hinweg mit ihm! Der Ruf gilt in zweiter Linie den Kreuzbalken, dem Holze, an dem der Nazarener hängt. Es erinnert an einen zum Tode Verurteilten. Das amüsiert und erheitert nicht. Das Kreuz stört das Vergnügen. Darum der Ruf: Heraus mit dem Kreuz aus den Amtsgebäuden. Heraus mit dem Kreuz aus den Gerichtssälen. Heraus mit dem Kreuz aus den Schulen. Hinweg auch mit den Kreuzen an der Straße und auf den Feldern. Die Masse vertraut auf die Düngemittel und die Erntemaschinen, nicht auf den Segen, der vom Kreuze kommt. An dritter Stelle steht das Kreuz für eine Lehre, für die christliche Lehre, für die christliche Religion, für die christliche Kirche. Auch ihr gilt der erbarmungslose Ruf: Hinweg, hinweg! Nicht nur das Zeichen unseres Heiles soll entfernt werden, sondern die gesamte Lehre des Gekreuzigten. Sie ist unbequem, anspruchsvoll, beschwerlich. Sie stört die Masse in ihren Vergnügungen. Wir antworten den Feinden des Kreuzes: Die Lehre (das Zeichen) des Kreuzes ist denen, die verloren gehen, Torheit;

---

uns aber, die zur Seligkeit bestimmt sind, ist es Gottes Kraft (1 Kor 1,18). Auf dem Glaubenssatz von Christi Kreuzestod ruht des Christen Glaube wie auf seinem Fundament. Für das Kreuz, für den Gekreuzigten, für die Kreuzesreligion kündigen wir jede Freundschaft. Schlagen wir jede Schlacht. Sei begrüßt, heiliges Kreuz, unsere einzige Hoffnung!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Herr ist auferstanden

12.04.2020 (Ostersonntag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„O Gott, Du hast am heutigen Tag durch deinen Eingeborenen den Tod besiegt und uns die Pforte des ewigen Lebens erschlossen.“ So betet die Kirche in der Oration der heutigen hl. Messe: „O Gott, Du hast am heutigen Tag durch deinen Eingeborenen den Tod besiegt und uns die Pforte des ewigen Lebens erschlossen.“ Wir feiern heute das Fest der Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus vom Tode. Die Auferstehung ist das Hervorgehen des leibhaftigen Jesus aus dem Todesstande und dem Totenreich nach einer Frist, die eben nur so lange währte, dass das wirkliche Gestorbensein zweifellos festgestellt war. Dass Jesus auferstanden ist von den Toten, heißt nicht, dass er in dieses irdische Leben zurückgekehrt ist als einer, der den Tod noch einmal vor sich hat. Sondern es heißt, dass er, der Tote, den Tod, wohlbermerkt nicht nur das Sterben, endgültig hinter sich hat und endgültig bei Gott ist. Die Auferweckung Jesu ist nicht irgendeine Auferweckung wie zur Zeit des Elias oder eines anderen Wundertäters; sie ist jene bisher nie geschehene Auferweckung, nach der es keinen Tod mehr gibt. Der so Auferweckte kehrt nicht mehr in die jedermann greifbare innerweltliche Geschichte zurück, sondern steht über ihr (wenn auch nicht beziehungslos neben ihr). Dieser Tote ist nun nicht mehr tot, sondern, wirklich er selbst und als solcher, in seiner Individualität und Einmaligkeit, auf immer lebendig. An die Auferstehung Jesu glauben bedeutet an die Geschichtlichkeit von Gottes eschatologischem Handeln glauben. Derselbe Herr, der geißelt, mit Dornen gekrönt, gekreuzigt und begraben worden war, erstand aus dem Grabe. Sein Leib ward lebendig und verklärt. Einst hatte Gott verheißen: „Mein Leib wird hoffnungsfroh ruhen. Denn du überlässest meine Seele nicht dem Totenreich und lässtest deinen Heiligen nicht die Verwesung schauen (Ps 15,9f.) Nun ist diese Verheißung erfüllt: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?“ (1 Kor 15,55).

Bei der Auferstehung Jesu müssen wir unsere Aufmerksamkeit in der Hauptsache auf den Leib richten. Denn das Weiterleben der Seele ist nichts Neues. An den Fortbestand der Seele glaubten die Menschen zur Zeit Jesu allgemein. Das unerhört Neue der Auferstehung ist die Erweckung des Leibes. Der Leib des Herrn, der aus dem Grab erstand, ist derselbe, der von Maria geboren wurde und am Kreuz hing. Aber es ist nicht dieselbe Seinsweise dieses Leibes. Der auferstandene Leib Jesu ist verklärt, d.h. durchglüht und durchstrahlt von der Macht und Herrlichkeit Gottes. Er ist der Vergänglichkeit ein für allemal entzogen; er ist ein leidensunfähiger, unsterblicher Leib. Bisher hieß es immer von allen Menschen: „Er ist gestorben, er ist gestorben.“ Jetzt heißt es auf einmal von einem Menschen: „Er ist auferstanden, er ist auferstanden!“ Adam war der Erstling der Sterbenden. Christus ist der Erstling der Lebenden, Auferstehung und Gottessohnschaft gehören untrennbar zusammen. Der Tod konnte den nicht festhalten, der das Leben selbst war. Auch Auferstehung und Jungfrauengeburt gehören untrennbar zusammen. Das Verderben hatte keine Gewalt über den Leib, den die Jungfrau gebar. Er starb und kehrte erst am dritten Tage zum Leben zurück, damit wir glauben, dass er wahrhaft Mensch ist. Er erstand aus dem Grab, damit wir glauben, dass er der wahre Gott ist. Die Auferstehung ist eine gegenüber dem Kreuzesgeschehen neue Tat Gottes, in der jenes als die zu aller

Menschen Heil geschehene Gehorsamstat des Sohnes Gottes anerkannt wird. Ohne die Auferstehung würde man annehmen, dass Jesus ein Verbrecher war, der zu Recht den grausamen Kreuzestod erlitt. Die Auferstehung erklärt, dass er den stellvertretenden Sühnetod erlitt.

Da kommt einer, ein evangelischer Theologe, und sagt: „Ein Leichnam kann nicht wieder lebendig werden und aus dem Grabe steigen.“ Dieser Satz ist von einer geradezu abgründigen Beschränktheit. Er bringt alle Mittelmäßigen sogleich auf ihre Seite, denn das haben sie sich längst gedacht. „Ein Leichnam kann nicht wieder lebendig werden“, das sagen die Fleischer auch. Aber deswegen, weil das einmal geschehen ist, sind die Evangelien doch gerade geschrieben worden! Deswegen gibt es doch das Christentum! „Ein toter Leib kann nicht wieder lebendig werden.“ Dieser Ausspruch richtet sich eigentlich gar nicht gegen die Auferstehung Jesu, sondern gegen die Wunder der Wiedererweckung des Jünglings von Naim, der Tochter des Jairus und des Lazarus. Das sind in der Tat Leichname, die wieder lebendig wurden, jedoch keineswegs Auferstehungsleiber. Sie mussten abermals sterben. Der Leib Christi jedoch ist nicht bloß lebendig, er ist verklärt, verwandelt, unsterblich geworden. Er ist passend gemacht worden für das ewige Leben in der Herrlichkeit Gottes.

Jesus ist auferstanden. Dieser Satz ist der wahre *articulus stantis et cadentis ecclesiae*. Das heißt: Mit ihm steht oder fällt die Kirche. Jesus ist auferstanden. Die Mitte des Evangeliums besteht in der Auferstehungsbotschaft und damit in einer Botschaft vom Handeln Gottes, das allen menschlichen Taten vorausgeht. Christliche Theologie muss zuinnerst und zuerst Theologie der Auferstehung sein, bevor sie Theologie der Rechtfertigung des Sünders ist. Hier gibt es kein Ausweichen, keinen Kompromiss, keine Zweideutigkeit, nur ein Entweder-Oder. „Wenn Christus nicht auferstanden ist, sind wir allesamt Narren“, schreibt Paulus, und beruft sich auf viele, damals noch lebende Augenzeugen, die er gesprochen hat, an erster Stelle die Apostel. Die Zwölf sind Zeugen der Auferstehung Jesu, genauer: der Identität des von ihnen wiedergesehenen Christus mit dem geschichtlichen Jesus. Sie sind dazu befähigt durch ihren Umgang mit dem geschichtlichen Jesus vor dessen Kreuzestod und mit dem Auferstandenen. In dem Begriff des Zeugen verbinden sich die Bekundung bestimmter Tatsachen und die gläubige, bekennende und werbende Verkündigung ihrer Bedeutung. Tatsachenzeuge und Wahrheitszeuge fallen zusammen. Das ist die unvermeidliche Folge davon, dass es sich im Evangelium um eine geschichtliche Offenbarung handelt. Die Geschichte gehört notwendig in das Zeugnis mit hinein; dieses würde ohne sie seinen Sinn verlieren. Die Auferstehung Jesu kann der historischen Frage nicht ausweichen und darf der historischen Prüfung nicht entzogen werden.

Die Auferstehung Jesu und sein Sichtbarwerden nach der Auferstehung haben in den Zeugen eine Verwandlung bewirkt. Die Jünger wurden nach der Kreuzigung und Auferstehung aus Angsthasen zu den mutigsten, todesbereiten Männern. Das, was sie unerschütterlich machte, war die wirkliche, leibhaftige Auferstehung, eine Tatsache, nicht das Erdichten und Erfinden der Auferstehung. Denn durch Erdichten und Erfinden wird man nicht mutig. Wegen Einbildungen verlässt man nicht Frau und Kind, Beruf und Verdienst. Für Fabeleien lässt man sich nicht totschlagen. Weil er auferstanden ist, schrieb man es auf, nicht umgekehrt, dass man ihn etwa auferstanden glaubte, weil es aufgeschrieben war. Das ist das Wesen des Christentums: dass Gott Mensch geworden ist, und nicht dass ein Mensch Gott geworden ist. Die Auferstehung Jesu kam überraschend. Die Anhänger Jesu haben mit seiner Auferstehung nicht gerechnet. Drei Frauen kauften Gewürze, um den Leichnam zu salben. Am Grabe Jesu empfangen sie die Botschaft eines Engels: „Ihr sucht den Lebenden bei den Toten. Er ist auferstanden, ist nicht mehr hier.“ Die Wirkung dieser Mitteilung bei den Frauen war nach Markus „Schrecken und Entsetzen“, ja „Furcht“. Der Auferstandene musste sie mahnen: „Fürchtet euch nicht!“

Die Berichte der Evangelisten über die Auferstehung Jesu enthalten Unterschiede, Unebenheiten, Differenzen. Der Unglaube benutzt sie, um die Auferstehung zu diskreditieren. Kein einziger der Unterschiede ist geeignet, die Geschichtlichkeit des Auferstehungsgeschehens zu bezweifeln. Alle Differenzen lassen sich ausgleichen, wenn man nicht von vornherein entschlossen ist, sie zu Widersprüchen auszubauen. Z.B. sprechen Matthäus und Markus von einem Engel, der die Frauen am Grabe über die Auferstehung unterrichtet, Lukas erwähnt zwei Engel. Diese werden die Frauen nicht im Sprechchor angeredet haben, sondern einer wird den Sprecher gemacht haben. So erschien es überflüssig, dass die beiden ersten Evangelisten den zweiten Engel erwähnten. Die Unausgeglichenheit löst sich also unschwer auf. Ebenso ist es mit den anderen Unterschieden und Abweichungen.



Die Differenzen der Evangelienberichte über die Auferstehung sind lediglich Zeugnis dafür, dass diese Berichte nicht propagandistisch zurechtgestutzt wurden; sie stellen jedoch die Tatsache nicht in Frage. Ein amerikanischer Professor inszenierte zu Beginn seiner Vorlesung einen (geheim verabredeten) Wortwechsel, der mit einem Pistolenschuss endete. Dann ersuchte er die überraschten Zuhörer, das soeben Erlebte in ihren Kollegheften sogleich zu schildern. Es ergaben sich eine Menge von Widersprüchen, aber an der Tatsache des Schusses konnte nicht gerüttelt werden. Die neutestamentlichen Berichte über die Auferstehung enthalten Unebenheiten, aber diese werden von dem einen, gemeinsamen Zeugnis völlig überdeckt: Er ist auferstanden, er ist wahrhaft auferstanden. Gerade die Unausgeglichenheiten sichern den Berichten des Evangeliums Ursprünglichkeit und Glaubwürdigkeit. Da ist keine künstliche Überarbeitung der Nachrichten. Da ist kein leiser Versuch einer Harmonisierung. Da ist nur der treue Bericht von Augenzeugen. Wir können uns ohne Furcht vor Irrtum oder Täuschung auf das Zeugnis der Männer und Frauen verlassen, die den verklärten Auferstandenen gesehen und in ihm den Mann aus Nazareth wiedererkannt haben. Sie haben nichts hinzugegeben und nichts weggelassen. Sie melden, was sie gesehen und gehört haben. Nun wissen wir: Christus erstand wahrhaft vom Tod. Du Sieger, du König, sieh unsere Not.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Emmaus

13.04.2020 (Ostermontag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Auferstehung Christi war ein geschichtliches Ereignis, das nach Ort und Zeit festliegt. Ihr Ergebnis war die Existenz des Auferstandenen. Dieser blieb nicht in der Verborgenheit. Vielmehr: Der auferstandene Christus hat sich gezeigt, hat sich sehen lassen. Er ist nach seiner Auferstehung erschienen, nicht einer einzigen Person, sondern vielen, nicht einmal, sondern wiederholt. Die Zeugen der Erscheinungen haben den erscheinenden Christus geprüft, inspiziert und kontrolliert. Seine Wirklichkeit wurde zweifelsfrei festgestellt. Die erste Erscheinung des auferstandenen Herrn geschah vor Frauen, die mit Jesus aus Galiläa nach Jerusalem gekommen waren. Sie waren anwesend, als Joseph von Arimathäa den Leichnam Jesu bestattete. Sie kamen am ersten Tag der Woche – am Sonntag – ganz in der Frühe zum Grabe. Als sie in das Grab hineingingen, fanden sie es geöffnet, aber der Leichnam war verschwunden. Zwei Engel traten an sie heran und sprachen zu ihnen: Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Er ist nicht hier, sondern auferstanden. Sie kehrten sogleich heim und verkündigten das alles den Elfen und den übrigen. Zu den übrigen gehören die beiden Männer, die am (Oster-) Sonntag von Jerusalem nach Emmaus wanderten. Der eine wird nachher mit Namen genannt: Kleopas. Der von Lukas genannten Entfernung (60 Stadien) würde am besten das heutige, 64 Stadien (= 12 km) nordwestlich von Jerusalem gelegene Kubebe entsprechen. Man wird annehmen dürfen, dass die zwei Jünger deswegen nach Emmaus gingen, weil es das Heimatdorf wenigstens des einen von ihnen war. „Sie redeten miteinander über all das, was sich ereignet hatte.“ Damit sind die erschütternden Ereignisse der letzten Tage gemeint. Plötzlich taucht Jesus vor ihnen auf und schließt sich ihnen an. Aber nur der Leser weiß, dass er es ist. Die beiden Wanderer erkennen ihn nicht, weil er von ihnen zunächst nicht erkannt werden wollte. Ehe er sich ihnen zu erkennen gibt, will er sie durch sein Wort darauf vorbereiten. Er sprach zu ihnen: „Was sind das für Reden, die ihr miteinander auf dem Wege führt?“ Diese Frage ergibt sich ungezwungen aus ihrem bisherigen äußeren Verhalten, das auch jeder Fremde bemerken konnte, ihrem lebhaften Gespräch. Auf seine Frage hin bleiben sie mit düsteren Mienen stehen; das offenbart die Stimmung, in der sie sich befinden und (wie dies der eine von ihnen sogleich ausspricht) ihr Erstaunen darüber, dass ein Jerusalemer überhaupt fragen kann, worüber sie gesprochen haben. Die neue Frage des Unbekannten veranlasst die beiden Jünger, vollends aus sich herauszugehen und der tiefen Enttäuschung Ausdruck zu geben, die ihnen der Karfreitag gebracht hat.

Die Führer des Volkes haben dem, von dem sie gehofft hatten, er werde die Befreiung Israels von seinen Feinden bringen, ein schmachliches Ende bereitet. Diese Worte beweisen, dass ihre Vorstellung von der Messiaswürde Jesu noch ganz die jüdische war. Sie erwarteten von ihm die politische Befreiung von der Fremdherrschaft der Römer. Von der Erkenntnis, dass sein Tod „die Erlösung Israels“ bedeutete, sind sie weit entfernt. „Heute ist schon der dritte Tag (nach jüdischer Zählung), seitdem dies geschehen ist.“ Drei Tage umschwebt nach jüdischer Ansicht die Seele noch den Körper. Dann erst verlässt sie ihn endgültig und gibt ihn der Verwesung preis. Damit ist dann jede Hoffnung auf Rückkehr des Toten in das Leben dahin. Nun haben mehrere Frauen die aufregende Nachricht

gebracht, sie hätten das Grab leer gefunden und in einer Engellerscheinung die Mitteilung erhalten, dass der Tote lebe. Aber diese ist durch die Nachprüfung einiger Jünger nicht bestätigt worden; sie haben nur das Grab leer gefunden. So ist an die Stelle eines anfänglichen leisen Hoffnungsschimmers nur ein neues dunkles Rätsel getreten. Denn – so denken die beiden Jünger – würde Jesus wirklich leben, dann würde er sie nicht ihrem Kummer und ihrer Enttäuschung überlassen, sondern längst zu ihnen geeilt sein. Diese Worte des einen Jüngers sind äußerst bedeutsam. Denn darin finden die wirklichen Gedanken der durch den Karfreitag in ihrem Glauben an die Messiaswürde Jesu erschütterten Jünger getreuen Ausdruck. Sie halten Jesus auch jetzt noch für einen von Gott mit prophetischer Kraft ausgestatteten Mann. Aber als den Messias hat er sich nicht erwiesen. Denn sein Ende ist wohl vereinbar mit der Würde eines Propheten, aber nicht mit ihrer Vorstellung vom Messias. Denn Gott hat seinen schmachvollen Tod nicht verhindert und seinem Selbstzeugnis die Bestätigung versagt. Wäre die Emmauserzählung eine Schöpfung der christlichen Legende, so würde sie die zwei Jünger nicht so denken und sprechen lassen. Der Zusammenbruch ihres Glaubens beweist, dass bei ihnen die psychologischen Voraussetzungen fehlten für ein visionäres Erlebnis, bei dem sie Jesus als lebend zu sehen geglaubt hätten. Sie sind nicht geneigt, die Osterbotschaft der Frauen leichtgläubig anzunehmen. Jesus ist für sie tot und ihr Glaube an ihn mit ihm.

Während sie dem Totgegläubten hoffnungslose Gedanken nachtrauern, geht der Lebende mit ihnen und gibt ihnen das entscheidende Heilandszeugnis über Gottes Ratschluss mit dem Erlöser. Weil er von ihnen noch nicht erkannt wird, verweist er sie nicht auf die einst in Galiläa gegebenen Leidensweissagungen, sondern auf die Weissagungen der alttestamentlichen Propheten. Ihr Herz, das hält er ihnen tadelnd vor, ist zu schwerfällig, um alles gläubig zu erfassen, was die Propheten über den Messias vorausgesagt haben. Ihre Vorhervorkündigung umfasst nicht bloß sein Erlösungswerk an Israel im allg. und seine Herrlichkeit, sondern auch sein Leiden. Weil sie dies übersehen, musste ihnen Jesu Leiden und Tod zum Ärgernis werden und ihren Glauben an ihn erschüttern. In Wirklichkeit war aber das Leiden der von Gott gewollte Weg, auf dem er in seine Herrlichkeit eingehen sollte. Da sich das „musste“ auf beide Teile der Aussage bezieht, so ist damit auch gesagt, dass er bereits in die Herrlichkeit eingegangen ist. Die gläubige Erkenntnis der Schriftgemäßheit, d.h. der Gottgewolltheit des Leidens Jesu nimmt das Ärgernis von seinem Tode weg und lässt die Jünger wieder an Jesus als den Messias glauben. Deshalb führt er ihnen jetzt den Schriftbeweis. Von Moses d.h. von den fünf Büchern Moses anfangend legt er ihnen alle im Alten Testament enthaltenden Weissagungen aus.

Die beiden Jünger sind am Ziel ihrer Wanderung angelangt; es ist das Haus des einen von ihnen. Jesus aber stellt sich, als ob er weitergehen wollte. Er will von den beiden ausdrücklich um seine Gemeinschaft gebeten werden, ehe er bei ihnen bleibt. Die Einladung ergeht in freundlich-zudringlicher Weise. Der Abend ist nahe. Jesus setzt sich mit ihnen zu Tisch und übernimmt das Hausvateramt des Brotbrechens. Es handelt sich nicht um die Eucharistie. Denn die zwei Jünger gehörten nicht zum Kreis der Zwölf, waren also bei der Einsetzung der Eucharistie nicht anwesend und hätten deshalb unwissend den Leib des Herrn empfangen. Jetzt gehen den beiden Jüngern die Augen auf: Sie erkennen in ihrem Begleiter und Gast den Herrn. Er aber verschwindet im selben Augenblick aus ihren Augen. Denn der Zweck der Erscheinung ist erreicht. Er hat sich ihnen als der vom Tod zum Leben Auferstandene geoffenbart und sie dadurch zu Zeugen seiner Auferstehung gemacht. Die ihnen unglaublich erscheinende Botschaft der Frauen war nicht „Weibergeschwätz“. Indem sich der Auferstandene jetzt ihren Blicken entzieht, offenbart er ihnen, dass die bisherige, irdische Form des Verkehrs mit ihnen vorbei ist. Wenn die beiden nachher erklären, dass sie ihn am Brotbrechen erkannt haben, so ist damit wohl angedeutet, dass Jesus eine ihm eigentümliche Form des dabei gesprochenen Segenswortes gebraucht hat. Der eigentliche Grund aber, dass sie ihn in diesem Augenblick erkannten, ist aber der, dass er jetzt von ihnen erkannt werden wollte. Jetzt wissen die beiden Wanderer, wer der war, der ihnen auf dem Wege das Verständnis der Schrift erschlossen hatte. Jetzt verstehen sie auch, warum seine Worte sie so überwältigt hatten. Jetzt ist für sie kein Bleiben mehr in Emmaus. Trotz der vorgerückten Stunde brechen sie sofort auf, um den Brüdern in Jerusalem so schnell wie möglich mitzuteilen, dass der Herr lebt und ihnen erschienen ist. Aber die Kunde, die sie den anderen bringen wollen, schallt ihnen selbst aus deren Munde entgegen. Auch sie wissen bereits, dass er lebt und dem Simon (= Petrus) erschienen ist. Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der ungläubige und gläubige Thomas

19.04.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Erste, der die Auferstehung Jesu verkündet, und zwar den Frauen, die zum Grabe des Herrn geeilt waren, ist ein Engel. Er spricht: „Ich weiß, dass ihr Jesus, den Gekreuzigten, sucht. Er ist nicht hier. Er ist auferstanden, wie er gesagt hat.“ Die Reaktion der Frauen auf diese Botschaft ist „Schrecken und Entsetzen“. Denn das ist eine unerhörte Botschaft. Das erste Sichzeigen des Auferstandenen geschah vor Maria Magdalena, die aber wohl von anderen Frauen begleitet war. Ich vermute, dass diese Auszeichnung der Lohn dafür war, dass sie mit Mut und in Treue den Herrn auf dem Kreuzweg begleitet und unter dem Kreuze ausgeharrt hatte. Die Frauen berichten ihre Erlebnisse am Grabe den Aposteln und Jüngern Jesu. Ihre Meldung stößt auf Unglauben. Jesus erscheint am Nachmittag des Ostersonntags zwei Jüngern, die nach Emmaus gehen. Auch ihr Bericht wird ungläubig aufgenommen. Inzwischen erfolgt die Erscheinung des Herrn vor Petrus. Doch auch sie scheint noch nicht den Durchbruch zu allgemeiner Gläubigkeit gebracht zu haben. Darauf zeigte sich der Herr den Elfen. Sie wähten, einen Geist zu sehen. Das heißt: die Erscheinung weckte (noch) nicht den Glauben an die Auferstehung. Der Auferstandene beglaubigt seine wahre Gegenwart, indem er zu den Jüngern spricht, ihnen seine Wundmale zeigt und vor ihren Augen speist. So muss festgestellt werden: Die Evangelisten Markus und Lukas berichten in allgemeinen Ausdrücken, dass die Jünger dem Zeugnis der Frauen und den beiden Emmauswanderern, Jesus sei vom Tode erstanden, keinen Glauben schenkten (Mk 16,11,13; Luk 24,11,22-27,37-41) und vom Auferstandenen deshalb getadelt wurden (Mk 16,14). Nach dem Evangelisten Johannes hat sich der Apostel Thomas besonders hartnäckig gesträubt, lediglich auf fremdes Zeugnis hin an die Auferstehung Jesu zu glauben. Diesen Fall erzählt Johannes ausführlich, weil Jesus bei der Überführung dieses Apostels eine wichtige Lehre für die späteren Jüngergenerationen ausgesprochen hat.

Thomas (11,16; 14,5) war nicht zugegen, als Jesus am Abend des Ostersonntags seinen Mitaposteln erschien. Diese erzählten ihm nachher, dass sie den Herrn gesehen haben. Thomas weigerte sich, an die Auferstehung Jesu zu glauben, solange er sich nicht durch den Anblick, ja die Berührung seiner bei der Kreuzigung erhaltenen Wundmale von ihrer Tatsächlichkeit überzeugt habe. „Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meinen Finger in das Mal der Nägel und meine Hand in seine Seite lege, glaube ich es nicht.“ Thomas lehnt jedes fremde Zeugnis grundsätzlich ab und will sich nur auf die eigene Sinneswahrnehmung verlassen. Es ist einigermaßen merkwürdig, dass er den Augen seiner Mitapostel nicht vertraut und nur seine eigenen Augen als Erkenntnismittel gelten lässt. Ist er eigensinnig? Ist er überheblich? Will er etwas besonderes sein? Man kann freilich auch Verständnis für Thomas aufbringen. Was die übrigen Apostel berichteten, war so aufwühlend, so unerhört, noch nie dagewesen, alle Vorstellungen übersteigend, dass es wahrlich nicht verwunderlich ist, dass Thomas handgreifliche Beweise für die Behauptung: Er ist auferstanden verlangt. Aber die Skepsis des Thomas hat noch eine andere Seite: Er will glauben, wenn er sieht. Er möchte die zwei Erkenntnisweisen des Menschen – das Glauben und das Erfahren – zur Deckung bringen. Thomas

stellt Gott eine Bedingung: „Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meinen Finger in das Mal der Nägel und meine Hand in seine Seite lege, glaube ich es nicht.“ Positiv gewendet, besagt diese Bedingung: „Wenn ich das alles sehe und betaste, was ich gesagt habe, dann glaube ich.“ Gott ist einem bedingten Glauben abhold. Unter dem Kreuze waren solche, die ihm eine Bedingung stellten. „Wenn du herabsteigst vom Kreuze, dann wollen wir glauben“ (glauben, dass du der gottgesandte Messias bist). Der Herr geht auf dieses Angebot nicht ein. Er würdigt die, welche es vorbringen, keiner Antwort. Gott lässt sich nicht zwingen, zu tun, was Menschen fordern. Aber hier, so scheint es, ist es anders.

Was Thomas mit hartnäckigem Trotz verlangt, das wird ihm vom Auferstandenen tatsächlich gewährt. Die Jünger sind am folgenden Sonntag wieder versammelt, und zwar offenbar im selben Gemach; diesmal ist Thomas bei ihnen. Da erscheint Jesus plötzlich bei verschlossenen Türen in ihrer Mitte und begrüßt sie mit dem Friedenswunsch. Der Auferstandene kündigt sich nicht an; er erscheint unerwartet, überraschend. Seine verklärte Seinsweise gestattet ihm, in den Raum zu treten, ohne die Tür zu öffnen. Sein Gruß gilt allen, seine Anrede nur einem. „Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände, und reiche deine Hand und lege sie in meine Seite.“ Er fordert Thomas auf, sich nun durch Anschauung und Berührung seiner Wundmale von der Tatsächlichkeit seiner Auferstehung zu überzeugen. Er gewährt Thomas das, was er verlangt hatte: das Sehen und das Berühren des Auferstandenen, der die Wunden der Kreuzigung, freilich die verklärten Wunden, noch an sich trägt. Mit leisem Tadel fügt er die Mahnung bei, nicht länger im Unglauben zu verharren, sondern gläubig zu werden: „Sei nicht ungläubig, sondern gläubig.“

Thomas ist durch die plötzliche Erscheinung und die an ihn gerichteten Worte Jesu (die ihm dessen Wissen um seinen Unglauben offenbaren) so überwältigt, dass er die Aufforderung nur mit dem Bekenntnis „Mein Herr und mein Gott!“ beantworten kann. Er ist jetzt nicht nur von der Wirklichkeit der Auferstehung überführt. Er erkennt vielmehr auch (wie aufgrund blitzartiger Erleuchtung) den Auferstandenen als seinen himmlischen Herrn und Gott. Er bekennt seinen Glauben an die Gottheit Jesu (1 Jo 5,20): Dieser ist der wahrhaftige Gott und ewiges Leben; (Apk 1,17; 22,13). Die höchste Aussage des Prologs zum Johannes-Evangelium „Gott war das Wort“ ist zum Bekenntnis des „ungläubigen“ Thomas geworden. Der Doppeltitel „Herr und Gott“ findet sich auch in den Psalmen und in der Apokalypse als Anrede Gottes. Er begegnet auch in der sakralen Sprache des Hellenismus. Eine Inschrift aus dem Fajjum in Ägypten aus dem Jahr 24 vor Chr. erwähnt einen „dem Herrn und Gott Soknopaios“ gestifteten Bau. Sueton berichtet, dass Kaiser Domitian sich „unseren Herrn und Gott“ nennen ließ. Im Munde des Thomas ist „mein Herr (Kyrios)“ nicht die gebräuchliche Höflichkeitsanrede, wie sie auch die Jünger ihrem Meister gegenüber während seines irdischen Lebens gebraucht haben. Sie ist vielmehr religiöses Bekenntnis und Gebetsanruf zugleich. „Herr“ ist mit dem gleichen Inhalt gefüllt wie die alttestamentliche Gottesbezeichnung „Herr“ (= Jahwe), schließt also das Bekenntnis zur Gottheit des Auferstandenen ein. Als Herr hatte auch der Verkündigungengel von Bethlehem den Neugeborenen in der Krippe bezeichnet. Der Name „Herr“ ist dem auf Erden erschienenen Erlöser untrennbar und unaufgebbar verblieben. Im Römerbrief heißt es: Wenn du nämlich mit deinem Munde bekenntest ‚Herr ist Jesus‘ und in deinem Herzen glaubst ‚Gott hat ihn auferweckt von den Toten‘, wirst du gerettet werden. Im ersten Korintherbrief stehen die Aussagen: Keiner kann sagen: ‚Herr Jesus‘ außer im Heiligen Geiste. Wenn einer den Herrn nicht liebt, der sei ausgeschlossen. Schließlich heißt es in der Apokalypse: Komm, Herr Jesus! Sachliche Parallelen liefern die Anrufung Christi als „unser Herr“ durch die aramäisch sprechende Urgemeinde (1 Kor 16,22; Apk 22,20), die urchristliche Bezeichnung der Christen als solche, „die den Namen unseres Herrn Jesus Christus anrufen“ (1 Kor 1,2; 2 Tim 2,22); und das Bekenntnis Christi als den Herrn (Röm 10,9; 1 Kor 12,3; Phil 2,11). Mit diesem feierlichen Glaubensbekenntnis des Thomas „Mein Herr und mein Gott“ erreicht das vierte Evangelium seinen theologischen Höhepunkt und zugleich seinen (ursprünglichen) Schluss.

Jesus antwortet Thomas auf sein Bekenntnis: „Weil du mich gesehen hast, hast du geglaubt. Selig, die nicht sehen und doch glauben.“ Die Antwort, die Jesus dem Thomas gibt, ist weniger ein Tadel für diesen, als eine Belehrung für die nachfolgende Jüngergeneration. Zwischen Thomas und seinen Mitaposteln besteht im Grunde kein Unterschied. Auch sie haben erst aufgrund ihrer Schau des Auf-

erstandenen (oder des leeren Grabes v. 3-8) geglaubt. Aber den künftigen Jüngern wird dieses Schauen mit leiblichen Augen nicht mehr möglich sein; und niemand hat das Recht, diese Schau als Vorbedingung für den Glauben an Jesus zu verlangen. Künftighin muss sich der Glaube auf das Zeugnis der ersten Jünger über Jesu gesamtes irdische Wirken mit Einschluss seines Todes und seiner Auferstehung gründen (15, 26f.), das in der Verkündigung der Kirche immer lebendig bleibt (17,20). In seiner Abschiedsrede hatte Jesus auf die Vermittlung des Glaubens durch die Predigt und die Lehre der Jünger hingewiesen. „Nicht für sie allein bitte ich, sondern auch für jene, die durch ihr Wort an mich glauben“ (Joh 17,20).

Wir wissen, dass es manchen Gläubigen nicht genügt, an den von der Kirche verkündigten, in seiner Gnade und im Sakrament gegenwärtigen, aber in fremder Gestalt anwesenden Gott und Heiland zu glauben. Sie suchen eine Bestätigung ihres Glaubens in äußeren, sichtbaren Vorgängen und Begebnissen. Manche heutige Christen halten sehnsüchtig Ausschau nach Erscheinungen des Übernatürlichen, nach sichtbar gewordener Mystik, nach spürbarer Begnadigung. Vor allem die Eucharistie ist Gegenstand des Verlangens nach angeblichem Sichtbarwerden des Leibes und Blutes des Herrn. An konsekrierten Hostien soll sich wunderbarerweise Blut gezeigt haben. Die Hostie soll sich in der Messe in sichtbares Fleisch und Blut verwandelt haben. Im Laufe der Geschichte des Christentums war wiederholt von angeblichen Blutwundern die Rede. Seit dem 8. Jahrhundert bis in unsere Tage wird in Lanciano in der italienischen Provinz Chieti behauptet, die Hostie und der Wein der heiligen Messe seien in wahres menschliches Fleisch und in wahres menschliches Blut verwandelt worden. Sie werden zur Verehrung ausgestellt. Im 15. Jahrhundert blühte die Wallfahrt nach Wilsnack in der Mark Brandenburg. Nach dem Brand der Kirche meinte der Pfarrer in den Ruinen des Hochaltars drei unversehrte Hostien mit wunderbarem Blut gefunden zu haben. Große Pilgerscharen eilten an den Ort. Das Magdeburger Provinzialkonzil unter Nikolaus von Kues sprach sich gegen die Wallfahrt aus. Zuletzt wurde in dem jetzt polnischen Liegnitz von einem Blutwunder gesprochen, das sich angeblich bei der Feier der Eucharistie ereignet habe.

Aus theologischen und geschichtlichen Gründen lässt sich an der Tatsächlichkeit, der geschichtlichen Wirklichkeit eucharistischer Verwandlungswunder nicht festhalten. Sie können auf Täuschung (Hostienpilz) oder Betrug beruhen. Die Gegenwart von Leib und Blut Christi nach der Wandlung in der heiligen Messe ist sicher aufgrund des Wortes Christi. Aber es ist eine Gegenwart in der Verborgenheit, in fremder Gestalt. Der gegenwärtige Christus ist der auferstandene Herr. Der verklärte Christus hat nicht Fleisch und Blut wie ein lebender Mensch. Seine Seinsweise ist total anders. Es ist unwahrscheinlich und mit der Heilsökonomie Gottes schwer vereinbar, dass Gott den dank der sakramentalen Konsekration gegenwärtigen Leib Christi oder sein kostbares Blut gleichsam bestätigen sollte durch anatomisch nachweisbares menschliches Fleisch und Blut. Die angeblichen Blutwunder stehen im Gegensatz zu dem, was der Auferstandene dem Apostel Thomas sagte. Der Glaube ist auf das Sehen mit leiblichen Augen nicht angewiesen und nicht zu stützen. Dass die Wundermacht Gottes bis heute und für alle Zeit ungebrochen ist, bedarf keines Beweises. Seine Allmacht und seine Liebe vermögen Taten zu vollbringen, denen alle Wahrscheinlichkeit und Plausibilität fehlt. Aber etwas anderes als Gottes Macht ist der Nachweis, dass Gott sie eingesetzt hat, dass er also tatsächlich Wunder gewirkt hat. Hier muss mit aller Nüchternheit und ohne Voreingenommenheit geprüft und untersucht werden. Bei der Behauptung wunderbarer Begebnisse lauert eine Gefahr. Wenn sich nämlich herausstellt, dass sie natürlich zu erklären sind, oder dass sie womöglich auf einer bewussten Täuschung und Fälschung beruhen, kann der Glaube ihrer Anhänger zusammenbrechen und die Kirche dem Gespött der Draußenstehenden preisgegeben werden. Es ist besser, sich mit dem Glauben an Unsichtbares und Zukünftiges zufrieden zu geben, als sich darauf zu verlassen, dass Gott aus seiner Unsichtbarkeit heraustreten und spektakuläre Geschehnisse hervorbringen wird. Deswegen sagt Jesus dem Thomas und den übrigen in Jerusalems Saal Versammelten: „Selig, die nicht sehen und doch glauben.“ Er preist die künftigen Jünger selig; denn ihr auf die Predigt der Kirche sich gründender Glaube hat denselben Wert wie der Glaube der Augenzeugen; er wird des ewigen Lebens teilhaftig (20,91; 1 Petr 1,8f.: Jesus Christus, den ihr liebt, ohne ihn gesehen zu haben, an den ihr glaubt, ohne ihn jetzt sehen zu können).

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der gute Hirt

26.04.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der zweite Sonntag nach Ostern heißt im Volksmund der „Guter-Hirten-Sonntag“. Diese Bezeichnung leitet sich von dem Evangelium her, das an diesem Sonntag in der heiligen Messe verlesen wird. Unser Herr Jesus Christus hat sich selbst als den guten Hirten vorgestellt: „Ich bin der gute Hirt.“ Unmittelbar danach gibt er das Kennzeichen des guten Hirten an: Er gibt sein Leben für seine Schafe. Mit dieser Aussage hat der Herr Auftrag und Erfüllung seines Lebens beschrieben. Jedermann in Palästina zur Zeit Jesu wusste um die Pflichten und um die Tätigkeit eines Hirten. Der Hirt ist der Hüter von Haustieren beim Weidegang. Der Hirt versorgt seine Herdentiere und verteidigt sie heroisch gegen Gefahren. Bevor Jesus, der gute Hirt, in die Herrlichkeit des himmlischen Vaters zurückkehrte, bestellte er Menschen, die an seiner Stelle die Hirtenaufgabe übernehmen und fortführen sollten. So ist das Hirtenamt auf den katholischen Priester übergegangen. Die Priester der katholischen Kirche sind nicht als naturhaftes Produkt aus der sozialen Entwicklung herausgewachsen. Sie sind eine Einrichtung, die Jesus Christus geschaffen hat. Die Form und die Eigenart des katholischen Priesters hat etwas Überzeitliches, ist seit dem Tage, da Jesus die Wahl der Apostel vollzog, im wesentlichen gleich geblieben und wird es immer bleiben. Es sind vier Merkmale, an denen man den katholischen Priester erkennt, weil sie seinem Beruf und seiner Berufserfüllung eine besondere und eigentümliche Art verleihen.

Das erste dieser vier Merkmale ist das Weihebewusstsein. Es ist die Überzeugung, Träger göttlicher Vollmachten zu sein und als solcher in sichtbarer und offizieller Form bestellt und befähigt zu sein, eben „geweiht“ zu sein. Durch die Handauflegung des Bischofs wurde ihm ein Anteil an den Vollmachten gegeben, die Christus zu eigen sind. Das Weihebewusstsein des Priesters enthält den Glauben an folgende Tatsachen: Nur eine bestimmte und begrenzte Zahl von Menschen ist durch Christus zu solcher Vollmacht bestellt. Diese Bestellung geschieht in deutlich erkennbarer Weise, so dass die so geprägten Menschen sichtbar von den übrigen Menschen abgegrenzt sind. Die Vollmacht, die ihnen gegeben wurde, ist von höchster Wirklichkeit. Die Kirche hat das Priestertum energisch und nachhaltig gegen Bestreitung und Entwertung verteidigt. Der Glaube an die besondere und reale Bevollmächtigung einer bestimmten Gruppe von Menschen ist von der Kirche durch 2000 Jahre mit beispielloser Entschiedenheit und Zähigkeit behauptet und durchgesetzt worden. Die gewaltige Energie, mit der die Kirche den Glauben an das besondere Weihepriestertum festgehalten hat, ist in die Priester übergegangen. Selbst im tiefgesunkenen Priester, selbst im abgefallenen Priester und sogar im ungläubig gewordenen Priester lebt schier unausrottbar das Bewusstsein, dass er eigentlich Priester ist und übernatürliche Kräfte und Vollmachten in Händen trägt. Darum verliert er kaum je die heimliche Sehnsucht nach dem wunderbaren Opferdienst am Altar. Selbst inmitten einer allgemeinen Verneinung aller Dogmen bleibt doch eine merkwürdige inkonsequente Neigung, an das Geheimnis des Altars zu glauben, ja selbst dieses Geheimnis wieder zu vollziehen. Wenn ein solcher Priester je wieder zurückfindet zu seiner Sendung und seinem Beruf, dann geht sein Heimweg zumeist von dieser Sehnsucht aus. Das Weihebewusstsein des Priesters beruht auf dem Glauben an objektive, von oben

gegebene Vollmachten und Kräfte, nicht an subjektive, aus ihm selbst hervorquellende Fähigkeiten. Was er den Menschen zu bringen hat, ist unendlich mehr als eigene Einsichten oder Ideen, mehr als sein eigener Glaube, mehr als Wort und Beispiel. Dieser Glaube an den objektiven Charakter seiner Vollmachten (und an die bloß werkzeugliche Funktion seiner eigenen Person) ist das Prophetische im Standesbewusstsein des katholischen Priesters. Das Göttliche, das der Priester in sich ruhend und wirkend weiß, ist unausdenkbar groß und heilig. Aber er selbst ist nur der Träger, der kein persönliches Verdienst um das Heiligtum hat, das er tragen darf. Auf seine Person geht nichts über von dem Glanz der Gnade, die er in Händen hält. Darum kann er seine Vollmachten und seine Würde nur zitternd und mit Schrecken erfüllt tragen. Er fühlt das schmerzvolle Missverhältnis zwischen dem Menschen und seinem Amt. Die Kostbarkeit, die er trägt, wird ihm zu einer Last und Belastung, die alle seine persönlichen Kräfte weit übersteigt, unter der er bebt und wankt.

Das Bewusstsein persönlicher Bedeutungslosigkeit gegenüber dem gewaltigen Amt, das der Priester trägt, wird noch verstärkt durch die Verantwortung, die dieses Amt mit sich bringt. Die göttlichen Vollmachten, die der Priester besitzt, sind nicht für ihn selbst, sondern zum Heile der anderen. Er ist Ausspender der Geheimnisse, die ihm anvertraut sind. Das ist das zweite Merkmal des Priesterstandes: das Bewusstsein der Verantwortlichkeit. Er weiß, dass er für andere lebt, für das Volk, für die Gemeinde, für die Armen, für die Kinder, ja für die ganze Kirche. Es bleibt von seinem eigenen Leben, seinen eigenen Interessen und Wünschen nichts zurück; er wird sogar nur dadurch selig und heilig, dass er für andere lebt. Für ihn bleibt keine Stunde, kein Werk, kein Unternehmen, das nicht im Bereich jener Verantwortung läge. Es gibt keine Bereiche mehr, die dringlicher und wichtiger wären oder auch nur gleich dringlich und wichtig als die priesterlichen. Selbst sein Leben und sein Lebensglück spielt keine Rolle mehr, die gegen seinen Beruf aufkommen könnte. Ob er sein Leben und seine Gesundheit bewahrt oder einsetzt, er tut beides nicht für eigene Interessen, sondern für die Aufgaben seines Priestertums. Der Priester lässt seine eigenpersönlichen Wünsche und Neigungen stets zurücktreten hinter dem Amt und der Sendung, die ihm von Gott aufgetragen sind. Einer meiner Schüler, der das Priestertum erreicht hat, erklärte: „Der Priester hat doch auch ein Recht auf Glück.“ Ich kann nicht finden, wie dieser Ausspruch begründet werden soll. „Das Glück des anderen ist es, das glücklich macht“ (Hugo Ball). Wir Priester sollten uns nicht von Friedrich Nietzsche beschämen lassen, der schreibt: „Trachte ich denn nach meinem Glücke? Ich trachte nach meinem Werke!“ Dieses Bewusstsein, für andere da zu sein, in verantwortlicher Weise, ist etwas ganz Neues innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Christus hat hiermit einen neuen Beruf und eine neue Berufsauffassung in die Welt gebracht. Christus hat die Möglichkeit gezeigt, dass ein Mensch primär und geradezu wesenhaft für den Dienst anderer bereitgestellt wird, dass er also zunächst nicht für sich lebt, sondern für andere. Aus diesem Verantwortungsbewusstsein folgt eine eigenartige seelische Haltung, die den katholischen Priester zu allen Zeiten zum Menschenfreund, zum Berater des Volkes, besonders des armen Volkes, zum väterlichen Freund der Kinder, zum Erfinder und Träger zahlloser Bestrebungen und Werke der Volksbildung, Volksgesundheit und Volksrettung gemacht hat. Dem Volke war bewusst: Dieser Mann ist ein Priester, also muss er für uns da sein, uns gehören, zu uns halten. Er ist Priester, also muss er Rat und Trost wissen. Die Verantwortlichkeit des Priesters ist die Haltung einer großen und bereitwilligen Hilfsbereitschaft. Es ist kein Zufall, dass die Priester aller christlichen Epochen sich immer auf die Seite der Schwächeren, der Unterdrückten und der Notleidenden gestellt haben. Die Menschensorge des katholischen Priesters ist nun aber rein religiös bestimmt. Sie erwächst nicht aus irgendwelchen humanistischen Erwägungen, sie geht auch nicht aus bloß menschlichem Erbarmen hervor, sondern sie ist die Ausstrahlung eines religiösen Imperativs, eben der von Gott gegebenen Sendung. Freilich ist dieser religiöse Imperativ dem Priester gleichsam zur innerlichen Notwendigkeit geworden, so dass er auch das menschliche und persönliche Fühlen und Erbarmen auslöst.

Doch wie warm und menschlich die Priester auch zu fühlen vermögen, sie kommen nicht auf unmittelbarem Wege zu den Menschen, sondern von Gott her, von dem sie sich gesandt wissen. Dem Priester ist die Religion zum Beruf im buchstäblichen Sinne geworden. Das ist die dritte Eigenart des katholischen Priesterstandes. Der katholische Priester übt einen Beruf aus, der nicht mehr und nicht weniger ist als seine Religion. Er besitzt einen wirklichen Beruf, eben die priesterliche Arbeit im Auftrag und im Sinne der katholischen Kirche. Aber die Erfüllung seiner Aufgaben ist wirkliche



Religion und religiöses Leben. Er trägt in seiner Seele gewisse Gnadengaben, die ihn zu seinem Dienst befähigen, und diese Gnadengaben sind eine Berührung durch Gott, ein Teilhaben an Gottes besonderer Nähe, ein Durchströmensein von Gottes Leben. Die Priesterweihe ist ein Sakrament, eine Mitteilung göttlicher Begnadung, von heiligmachender und besonderer Berufungsgnade. Der Priester kommt durch die Weihe in ein ganz nahes Verhältnis zu Gott, so real und so tief eingesenkt, dass es selbst in der Sünde nicht mehr ganz aufgegeben werden kann. Selbst seine Sünde hat einen religiösen Charakter, freilich in negativem Sinn, den Charakter eines Sakrilegs (= Entweihung einer gottgegebenen Person), wenn er, mit der Sünde belastet, seine priesterlichen Funktionen ausübt. Des Priesters Religion ist eben sein Priestertum, sein Priesterberuf. Die Gefahr, die in der Verbindung von Religion und Beruf liegt, ist das Versiegen der religiösen Quellen im einzelnen Priester, so dass sein berufsmäßiges Wirken zu einer bloß äußeren, beamtenmäßigen Funktion wird. Das Heilige wird dann zum Handwerk, das Göttliche zum Mechanismus, das Ewige zur Fiktion. Wenn der Priester seine ewigen Zusammenhänge verloren hat, behält sein Priestertum, sein priesterliches Wirken zwar noch die Kraft und die Gültigkeit, die Christus ihm verleiht; er bleibt wirksam für andere. Aber für den Priester selbst ist es sinnlos, ja sinnwidrig, weil es aufhört, Erfüllung seines Berufes zu sein, obgleich es noch mechanisch weiterläuft. Es begibt sich das Absurde, dass ein Leichnam Leben ausströmt; dass ein Mensch, der erloschen ist, noch fortfährt, zu leuchten; dass eine Seele aus Gottes Nähe heraus wirkt und dabei Gott unendlich ferne steht. Wenn die Verbindung von Religion und Beruf zerrissen ist, wird dadurch auch der Beruf zerstört, unwahr und tot. So etwas geschieht tatsächlich. Von dem einen oder anderen wissen wir es. Der französische Priester Joseph Turmel (1859-1943) verlor den Glauben, behielt aber diese innere Entwicklung für sich. Er blieb äußerlich in der Kirche und übte die priesterlichen Funktionen weiter aus, zelebrierte die Messe, gab anderen die Kommunion und hörte die Beicht.

Der religiöse Charakter des priesterlichen Berufes bringt noch eine Eigentümlichkeit mit sich, die das katholische Priestertum bis in seine tiefsten Wurzeln hinein kennzeichnet. Es ist die Einsamkeit, die dieses Priestertum umgibt. Sie ist schon in der Tatsache gegeben, dass der Priester auf dem Wege über Gott zu den Menschen kommt, nicht von seinem eigenen Unternehmen gezogen, sondern von Gott gesandt. Sie wird verstärkt durch die Lebensform des Zölibats. Der Zölibat, das ehelose, enthaltene Leben, hat vielfache Wurzeln. Er hat zunächst eine praktische Bedeutung. Die Seelsorge in dem umfassenden, den ganzen Menschen erfüllenden Sinn, wie die katholische Kirche sie versteht, wird wesentlich erleichtert und gefördert durch die Ehelosigkeit. Es gilt hier, was von allen großen Erfüllungen der Menschheit gilt: Sie sind ausschließlich, sie sind unverträglich mit jeder anderen Erfüllung. Dass zum Beispiel die Kunst (oder die Wissenschaft) solchen ausschließlichen Dienst verlangt, ist altbekannt. Die große Sängerin Christa Ludwig schreibt in ihrer Autobiographie: „Ich glaube, in diesem Berufe bleibt eine Sängerin am besten allein.“ Sodann hat der Zölibat des katholischen Priesters eine religiöse Wurzel; er ist nicht ein künstlerischer oder wissenschaftlicher Zölibat, sondern ein religiöser. Der katholische Priester ist „dem Herrn geweiht“. Sein Zölibat bedeutet, dass er dem Herrn gehört. Sein Beruf ist eine von Gott gegebene Lebensaufgabe und Lebensform und somit auch die Verpflichtung, nur von Gott zu den Menschen zu kommen. Dieser Weg aus der Unendlichkeit in die Unendlichkeit muss dem Priester als gottverlorene Einsamkeit erscheinen. Daraus ergibt sich, dass der priesterliche Zölibat viel mehr bedeutet als etwa bloßen Verzicht auf die Ehe oder gar auf sexuelle Befriedigung. Im Wesen des priesterlichen Zölibats liegt die innere Einsamkeit, der Verzicht auf die tragende, bergende und wärmende Nähe der Menschen, eine Art Heimatlosigkeit innerhalb der irdischen Grenzen. Daraus folgt, dass nur starke und selbständige Naturen, die das natürliche Anlehnungsbedürfnis zu überwinden vermögen, zum Priestertum berufen sein können. Ihre Einsamkeit muss durchflutet und durchwärmt sein von der Fülle und dem Reichtum des inneren Lebens. Nur der Mensch ist zum Führer geeignet und berufen, der versteht, einsam und allein an der Spitze zu schreiten. Nur der kann vielen gehören, der herausgehoben ist aus allzu naher Verkettung und Verflechtung mit einzelnen. Nur der kann andere stützen, der selbst stehen kann. Der Dienende erwartet oder fordert nichts von anderen. Nur die, die nicht mehr an sich selbst hängen, sind die wirklich selbständigen und tragfähigen Naturen, an denen andere Halt gewinnen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Unfehlbarkeit (1)

03.05.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir sind für die Kenntnis unserer Religion, für ihre Lehren, Verheißungen und Forderungen auf die Unterweisung durch unsere Kirche angewiesen. Da erhebt sich die Frage: Können wir uns auf das Wort der Kirche verlassen? Sind wir gewiss, dass durch ihr Wort der Wille und die Weisheit Gottes zu uns gelangt? Die Herrschaft Gottes wird gefördert und das Heil der Menschen wird bewirkt durch die kirchliche Verkündigung und gläubige Bejahung der Offenbarungswahrheit. Beides erfährt seine höchste Sicherung dadurch, dass die Kirche als ganze in der Lehre und im Glauben unfehlbar ist. Die Gabe der Unfehlbarkeit der Kirche ist ein Bestandteil ihres unveräußerlichen Glaubensgutes. Das Dogma von der Unfehlbarkeit besagt, dass durch ein besonderes Charisma die Offenbarungswahrheiten im Glauben und in der Verkündigung der Kirche unverlierbar und unverfälscht bewahrt werden.

Es ist vielleicht angebracht zuerst zu sagen, was die Unfehlbarkeit nicht bedeutet. Die Unfehlbarkeit der Kirche beruht nicht auf menschlicher Begabung und Weisheit, sondern auf der Wirksamkeit des Heiligen Geistes. Er ist es, der von Christus durch die Kirche als seinen Mund Zeugnis ablegt. Man kann auch sagen: Christus ist es, der im Hl. Geist durch die Kirche von sich selbst Zeugnis gibt. Die Glaubensverkündigung der Kirche ist unfehlbar, weil sie ein Christuszeugnis des Hl. Geistes bzw. ein Selbstzeugnis Christi ist. In der unfehlbaren Verkündigung der Kirche spricht letztlich der Hl. Geist. Er kann durch einen heiligen wie durch einen unheiligen Menschen sprechen. Er vermag auch durch einen unheiligen Menschen zu sagen, was er sagen will. Er kann einen unheiligen Menschen daran hindern, zu sagen, was nicht gesagt werden soll. Mit der These der Unfehlbarkeit, mit der These, dass derjenige, der im Namen und als Repräsentant der gesamten Kirche eine Wahrheit ausspricht, unfehlbar ist, wird also nicht behauptet, er sei ein Heiliger. Die Unfehlbarkeit bezieht sich nicht auf die Mitteilung neuer Offenbarungen, sondern auf die Feststellung und Abgrenzung der in Christus vollendeten Offenbarung. Das Erste Vatikanische Konzil erklärt: „Die Glaubenslehre wurde der Kirche als göttliches Gut übergeben, damit sie es treu bewahre und irrtumslos erkläre.“ Die Einwirkung des Hl. Geistes auf den Menschen, durch den er spricht, kann darin bestehen, dass er ihn über bisher undurchleuchtete Gegenstände erleuchtet. Sie kann sich aber auch auf die bloße Verhütung des Irrtums oder die Abwendung einer der Offenbarung widersprechenden Lehre beschränken. Unfehlbarkeit ist nicht mit absoluter Vollkommenheit identisch. Unfehlbare kirchliche Entscheidungen sind der Vervollkommnung fähig. Dies gilt sowohl für die Formulierung als auch für die Einordnung in den Gesamtsinn der Offenbarung. Die Glaubenswahrheiten, welche die Kirche vorlegt, sind dank der Unfehlbarkeit richtig und wahr. Aber auch für die mit Gewissheit ausgesprochenen und bejahten Glaubenserkenntnisse gilt, was für jede Glaubenserkenntnis gilt, dass sie nämlich analogen Charakter hat. Nach Thomas von Aquin bedeutet dies, dass die Vorstellungen und Bilder, in denen wir uns Gott vergegenwärtigen, Gott in höherem Maße unähnlich als ähnlich sind. Der Unfehlbarkeitscharakter hebt den Geheimnischarakter nicht auf.

Im Glauben an ihre Unfehlbarkeit bekennt sich die Kirche zu ihrer Einheit mit Christus. In ihren unfehlbaren Entscheidungen vollzieht sie ihren Gehorsam gegenüber Christus. Wenn die Kirche als

Ganzes von den christusfeindlichen Mächten angegriffen und bedroht wird, dann tritt sie als Ganzes dem Angriff und der Bedrohung entgegen. Wenn sie in ihrer Entscheidung die Menschen bindet, dann verpflichtet sie diese, sich der in Christus erschienenen personhaften Wahrheit zu beugen. Im Machtspruch der Kirche bindet Christus das Gewissen. Weil uns im Wort der Kirche Christus anruft, dürfen und müssen wir uns ihrem Glaubensgesetz unterwerfen. Man überlege, was wäre, wenn die Kirche nicht unfehlbar lehren würde. Ohne die Unfehlbarkeit der Kirche gäbe es keine Bürgschaft und keine Sicherheit für das rechte Verständnis des Wortes Gottes. Es würde der Auslegung und der Kritik des Einzelnen überantwortet. Nicht Glaube und Liebe wären die entscheidenden Kräfte und Haltungen zum Verstehen, sondern philologische Untersuchung und kritischer Scharfsinn. Dem Rationalismus und dem Individualismus wären alle Tore geöffnet. Wir brauchen nur auf das Lehrchaos im Protestantismus zu blicken. Dort wird jeweils eine andere Lehre vorgetragen, je nachdem, an welcher theologischen Fakultät der Pfarrer studiert, bei welchem Theologieprofessor er gehört hat. Ohne ihre unfehlbare Autorität könnte es die Kirche nicht wagen, sich mit den Irrtümern und Leidenschaften der Welt einzulassen, um sie zu reinigen und zu heiligen. Sie müsste die Gefahr fürchten, selbst der Unsicherheit zu verfallen. Nur wenn die christliche Wahrheit in einer unfehlbaren Autorität verankert ist, kann sie allseitig durchgeklärt, organisch entfaltet, befruchtend ausgestrahlt, umprägend eingewandelt, konkret gestaltet, allgemein verpflichtend und für alle Lebensgebiete fruchtbringend sein. Man kann diesen Überlegungen nicht entgegenhalten, dass der in der Kirche wirksame Hl. Geist selbst die Wahrheit – auch ohne unfehlbare Autorität – zum Siege führt. Die unsichtbare Macht Gottes stellt sich in der Kirche in sichtbaren Formen dar. So muss sich auch das Christuszeugnis des Hl. Geistes im sichtbaren Zeichen, im hörbaren verpflichtenden Wort darstellen. Ohne eine solche verbindliche Leibwerdung des Christuszeugnisses wäre die Kirche der Tummelplatz endloser aufreibender und zerstörerischer Kämpfe. Kardinal Newman hat richtig ausgeführt: Es gibt keine Verständigungsmöglichkeit auf dem Boden der Wahrheit ohne ein Organ der Wahrheit. Wenn das Christentum zugleich Gemeinschaft und Dogma ist und für alle Zeiten bestimmt, dann muss es, menschlich gesprochen, einen unfehlbaren Lehrer haben. Die Unfehlbarkeit bezieht sich auf die Gewissheit, dass wir im Glauben nicht irgendetwas bejahen, sondern das, was Christus gesagt und gemeint hat. Seine Offenbarung wäre sinnlos und nutzlos, wenn es uns nicht gelänge, sie in ihrem wahren Sinn zu ergreifen. Die Unfehlbarkeit der Kirche ist ein wirksames Mittel, die göttliche Offenbarung zu erreichen und nicht nach einem Phantom zu greifen. Die Kirche würde ihre Unveränderlichkeit und ihre Würde verlieren und aufhören, Gemeinschaft des Lebens und notwendiges Mittel zum Heil zu sein, wenn sie von der heilbringenden Wahrheit des Glaubens und der Sitten abirren und in ihrer Verkündigung und Auslegung sich oder andere täuschen könnte. Sie ist die Säule und Grundfeste der Wahrheit, also frei und unberührt von jeder Gefahr des Irrtums und der Falschheit.

Die Kirche hat ein lebendiges Bewusstsein von ihrer eigenen Unfehlbarkeit. Es ergibt sich aus ihrem Selbstbewusstsein als Volk Gottes und Leib Christi. Die Überzeugung der Kirche von ihrer eigenen Unfehlbarkeit ist getragen von ihrer Überzeugung der Erfüllung durch Christus und dem Heiligen Geist. Nicht der eigenen Intelligenz, sondern dem schöpferischen Gottesgeist schreibt die Kirche ihre Unfehlbarkeit zu. Im Ersten Vatikanischen Konzil hat die Kirche ihren Glauben an ihre Unfehlbarkeit bekannt. Dort heißt es: „Die Gabe der Unfehlbarkeit ist der Kirche verliehen, damit das geschriebene und das mündlich überlieferte Wort Gottes in der gesamten Kirche echt bleibe, von Neuerung und Veränderung unverdorben bewahrt und behütet werde.“ Die Kirche weiß sich in ihrem Verständnis von Lehre, Lehrvollmacht und Lehrentscheidung vom Willen Christi gedeckt.

Die Kirche hat ihren Lehrauftrag von Christus (Mt 28,18-20). Er ist Teil der Sendung, die Christus der Kirche übertragen hat und die eine Fortsetzung seiner eigenen Sendung ist (Jo 20,21). Er selbst, der dazu in die Welt gekommen ist, dass er der Wahrheit Zeugnis gebe (Jo 18,37), wird bei ihr sein alle Tage bis zum Ende der Welt, um so das rechte Lehren zu verbürgen (Mt 28,20). So kann sie, der er den Namen des Vaters geoffenbart hat (Jo 17, 6-8), Zeugnis der Wahrheit sein (Apo 1,8; Jo 15,27). Christus verheißt der Kirche darüber hinaus für den Vollzug des Lehrauftrages den Hl. Geist. Dieser wird die Kirche in die ganze Wahrheit einführen. Er wird nicht von sich selber reden, sondern was er hört, das wird er reden, und was da kommt, wird er verkünden (Jo 16,13). Er wird die Kirche alles lehren und sie an alles erinnern, was Christus gesagt hat (Jo 14,26). Vor der Herabkunft des Hl.

Geistes soll die Verkündigung des Wortes Gottes nicht geschehen (Lk 24,49). Dann aber sollen die Jünger von den Dächern herab verkündigen, was Christus im Verborgenen gepredigt hat (Mt 10,27). Ihre Botschaft hören bedeutet so viel wie Christus selber hören (Lk 10,16, Mt 10,40). Dann wird derjenige, der die Predigt der Kirche annimmt, selig werden, der sie verwirft, verdammt werden (Mk 10,16). Die Apostel wissen sich von dem Tage an, an dem sie der Hl. Geist als Kirche formte, als die vom Hl. Geist erfüllten Zeugen Christi. Darum verlangen sie für ihr Wort vorbehaltlosen Glauben und Gehorsam. Als sich die Apostel vor dem Hohen Rat wegen ihrer Predigt verantworten müssen, erklärt Petrus im Namen der übrigen: „Wir sowohl sind Zeugen dieser Dinge als auch der Heilige Geist“ (Apg 5,32). Ebenso weiß sich die Apostelversammlung in Jerusalem vom Hl. Geiste geleitet. In dem Schreiben an die Heidenchristen in Antiochia, Syrien und Kilikien heißt es: „Es ist des Heiligen Geistes und unser Beschluss, euch keine weiteren Lasten aufzuerlegen“ (Apg 15,28). Paulus schreibt den Korinthern, dass Christus in ihm spricht (2 Kor 13,3). Seine Verkündigung ist nicht Menschenwort, sondern Gottes Wort (1 Thess 2,13; Röm 1,1; 2,16; 2 Thess 1,8; Gal 1,11f.; 1,16). Die Kirche ist daher die Säule und ein Pfeiler der Wahrheit (1 Tim 3,15).

Der Gegenstand der Unfehlbarkeit geht so weit, wie das Glaubensgut reicht und die Pflicht, es zu schützen, es erfordert. Dieses Vorrecht der Unfehlbarkeit, das die Kirche besitzt, umfasst einmal das ganze geoffenbarte Wort. Es umfasst dann aber auch all das, was zwar selbst nicht Offenbarung ist, aber doch unbedingt notwendig ist, um das Geoffenbarte sicher zu bewahren, es bestimmt und klar als Glaubenssatz vorzulegen und zu erklären, oder es gegen menschliche Irrtümer und die Streitfragen einen falschen Wissenschaft wirksam zu behaupten und zu verteidigen. Der Sinn dieser Unfehlbarkeit ist die makellose Bewahrung der Gemeinschaft der Gläubigen in der Glaubens- und Sittenlehre.

Unfehlbarkeit braucht einen Träger. Die unfehlbare Vorlage der Wahrheit und die Abweisung des Irrtums benötigen Menschen, die diesen Dienst leisten. Zur Verwirklichung der Unfehlbarkeit bedient sich Christus der Träger des von ihm eingesetzten Lehramtes. Ihnen hat er, indem er ihnen seine eigene Sendung gab, auch seine Lehrgewalt mitgeteilt. Er wirkt zwar im Hl. Geist unmittelbar auf die Glieder seines mystischen Leibes ein. Er gewährt ihnen aber die Wahrheit sichtbar und hörbar durch das Wort der kirchlichen Verkündigung. Dazu hat er die Institution des Lehramtes geschaffen. Die Unfehlbarkeit ruht im Lehramt, das Christus in seiner Kirche für alle Zeiten eingerichtet hat. Dies geschah, als er zu den Aposteln sprach: „Geht hin und lehret alle Völker, taufte sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Lehrt sie alles halten, was ich euch geboten habe. Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt“ (Mt 28,19-20). Den Aposteln versprach Christus auch den Geist seiner Wahrheit, der ewig mit ihnen bleiben werde, in ihnen sei und sie alle Wahrheit lehre (Jo 14,16-17).

Man kann unterscheiden zwischen der Unfehlbarkeit im Glauben und der Unfehlbarkeit im Verkündigen. Die Kirche ist eine Glaubensgemeinschaft. In dem Glauben an Christus ist sie als ganze unfehlbar. Das will sagen: 1. Es ist ausgeschlossen, dass die ganze Kirche in einen Irrtum fällt. 2. Was die Gesamtkirche zu irgendeiner Zeit sicher für geoffenbart hält, das ist geoffenbart (*argumentum praescriptionis*), weil sonst der von Christus verheißene Beistand und die Unveränderlichkeit der Kirche aufgehört hätten. 3. Es ist unmöglich, dass das, was die gesamte Kirche festhält, ein Irrtum sein kann. Was die ganze Kirche festhält, muss die Wahrheit sein. Die Kirchengeschichte weiß von häufigen und lang anhaltenden Lehrstreitigkeiten. Sie sind ein Zeichen dafür, mit welchem Ernst und mit welchem Einsatz die Kirche um die Wahrheit gerungen und an der Wahrheit festgehalten hat. Verirrung und Abfall sind möglich und leider tatsächlich für Teile der Kirche. Irrlehrer und die mit ihnen verbündeten Mächte haben ganze Länder von der Kirche losgerissen und in den Irrtum geführt. Die Kirche hat es mit Schmerzen gesehen. Aber irregeworden an der Wahrheit und ihrer eigenen Unfehlbarkeit ist sie nicht. Und die Gewissheit hat sie nie verlassen: Eines ist unmöglich, nämlich dass die gesamte Kirche in den Irrtum fallen könnte. Diese so verstandene Unfehlbarkeit hat ihren tiefsten Grund in der Verbundenheit mit Christus und mit dem Hl. Geist.

„Ich zahle keine Kirchensteuer für eine Kirche, die nicht auf ihrem Fachgebiet unfehlbar ist.“ So schrieb vor geraumer Zeit der Berliner Großstadtpapst Dr. Karl Sonnenschein. Ich schließe mich dieser Ansicht an. Von Rechts wegen müsste jeder katholische Christ ebenso denken und urteilen. „Ich zahle keine Kirchensteuer für eine Kirche, die nicht auf ihrem Fachgebiet unfehlbar ist.“ Um in

die katholische Kirche einzutreten und in ihr zu verbleiben, gibt es einen alle anderen Motivationen überragenden Grund: Weil die Kirche die unfehlbare Stätte der religiösen und sittlichen Wahrheit ist. Der katholische Christ ist und bleibt in seiner Kirche, weil sie „die Säule und Grundfeste der Wahrheit“ ist. Von ihr gilt, was Paulus an die Gemeinde in Galatien schreibt: „Sollte jemand eine andere Heilsbotschaft verkünden, als die ihr erhalten habt, so sei er verflucht!“ Die Klagen über die Schwächen und die Unzulänglichkeiten von Dienern der Kirche sind oft übertrieben oder unwahr. Aber es bleiben genügend Mängel und Fehler, die zutreffend beanstandet werden. Doch eines bleibt wahr: Wir sind nicht wegen der Makellosigkeit oder Vorzüglichkeit von Bischöfen und Priestern in die Kirche eingetreten, sondern wegen der Gnade und der Wahrheit, die von ihnen gespendet und verkündet werden. Und wir verlassen die Kirche nicht wegen der Blößen und der Verstöße von Bischöfen und Priestern. Wer Wein trinkt, genießt den Inhalt der Flasche. Niemand denkt daran, die Flasche mitzutrinken. Die Gefäße, in denen uns die Wahrheit Gottes gereicht wird, mögen unzulänglich sein. Aber der Inhalt, den sie bergen, ist heilig und heilsam, das Brot des ewigen Lebens und der Kelch des immerwährenden Heils. Es ist das unverdiente Glück des katholischen Christen, einem religiösen Verband, der katholischen Kirche anzugehören, der Gott die Gnadengabe des unverrückbaren Stehens in der Wahrheit verliehen hat. „Ich weiß, an wen ich geglaubt habe“, schreibt Paulus an seinen Schüler Timotheus. Er meint damit die Offenbarung Gottes in Jesus Christus. Sie ist uns überkommen durch zwei Jahrtausende, weitergereicht von einer Generation zur anderen. Nichts ist fallengelassen, nichts ist ausgeschieden, nichts umgedeutet, nichts verkehrt worden. Die Gabe der Unfehlbarkeit hat die Kirche in der Wahrheit gehalten. Wenn wir heute in dieser Kirche ausharren, dann nicht deswegen, weil uns die Eltern in ihrer Religion erzogen haben; nicht deswegen, weil wir „konservativ“ sind und das Beharren lieben; nicht deswegen, weil diese Kirche schöne Riten zur Verklärung wichtiger Ereignisse des Lebens bereithält; sondern erstlich und letztlich darum, weil diese Kirche die Trägerin und der Mund der Wahrheit ist.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Unfehlbarkeit (2)

Der Abschied Jesu

10.05.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jesus kündigt in seiner Abschiedsrede sein Scheiden von den Jüngern an. Die Jünger sind betroffen. Die Ankündigung des Herrn, dass er von ihnen fortgehe, versetzt sie in Niedergeschlagenheit und Trauer. Es soll also das vertraute Zusammensein mit dem Meister zu Ende sein. Sie ahnen, was es bedeutet, der Gegenwart Christi beraubt zu sein. Sie werden die göttlichen Worte nicht mehr hören, seine Seligpreisungen, seine Verheißungen, seine Kunde vom himmlischen Vater und vom Reiche Gottes, seine Lehre vom sittlichen Gesetz. Sie werden seine Weise des Umgangs mit den Menschen nicht mehr erleben: sein Mitleid mit den Leidenden, sein Erbarmen mit den Sündern, seinen Abscheu vor Eigennutz und Verstellung. Sie werden keine Wunder und Machttaten mehr erfahren, keine Heilungen von Aussätzigen, keine wunderbare Brotvermehrung, keine Stillung des Seesturms. Denn der Herr scheidet von ihnen.

Jesus sucht die Jünger aufzurichten. Sein Fortgang von ihnen ist nicht nur Verlust, sondern auch Gewinn. Sie müssten ihn in dieser Abschiedsstunde eigentlich fragen, wohin er denn geht. Dann würden sie von ihm hören, dass er zum Vater geht. Diese Aussicht würde ihre tiefe Niedergeschlagenheit sofort beseitigen. Was kann es Beseligenderes geben, als zum Vater im Himmel zu kommen! Zum Gott der Väter Abraham, Isaak und Jakob! Zu dem Vater, der ihn gesandt hat! Der mit ihm ist und ihn nicht allein gelassen hat. Der ihn geliebt hat. Der größer ist als er.

Der Herr wird seinen Heimgang zum Vater nutzen zu ihrem Heile. Denn er geht hin, um den Seinigen eine Wohnung beim Vater zu bereiten. Wenn er sie bereitet hat, wird er wiederkommen und sie zu sich nehmen; sie sollen dort sein, wo er ist (Joh 14, 2-3). Das ist der erste Trost, den der Herr für seine Jünger bereithält, wenn er sie verlässt. Der zweite Trost: Wenn er fortgeht, wird er den Vater bitten, dass er den Jüngern einen anderen Helfer gebe, der immerfort bei ihnen bleiben soll, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann. Während seiner irdischen, fleischlichen Gegenwart war Jesus der Beistand, der Tröster, der Helfer und Lehrer seiner Jünger. Wenn er diese Weise der Gegenwart aufgibt, nimmt ein anderer seine Stelle ein: der Paraklet. Der Weggang Jesu zum Vater ist die unerlässliche Vorbedingung für das Kommen des Parakleten, des Beistandes. Wenn er fortgeht, wird er ihn zu ihnen senden. Erst muss das Opfer Christi vollendet sein; erst muss Jesus selbst verwandelt, verklärt sein; erst muss er beim Vater angekommen sein: Dann erst vermag er aus seiner durchlichteten Wirklichkeit den Parakleten zu senden.

Das Kommen des Parakleten wird den Verlust der irdisch-leiblichen Gegenwart Jesu reichlich aufwiegen. Denn in seiner Tätigkeit vollzieht sich das Offenbarerwirken Jesu beständig weiter (Joh 15,26; 14,26; 16,13f) und wird so von seiner bisherigen Begrenzung befreit. Jesu irdisches Wirken war zeitlich und räumlich beschränkt. Das Wirken des Geistes wird die Jünger bis an die Grenzen der Erde führen und die gesamte Weltzeit ausfüllen bis zur Wiederkunft des Herrn. Das Wirken des Parakleten ist absolut und unbedingt erforderlich. Es setzt die Offenbarung Christi voraus, aber es

führt sie fort und vollendet sie. „Der Helfer, der Heilige Geist, den senden wird der Vater in meinem Namen, er wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.“ „Wenn der Helfer kommt, den ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, wird er Zeugnis geben von mir.“ „Wenn jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch hinführen zur vollen Wahrheit; denn nicht von sich aus wird er reden, sondern was er hört, wird er reden.“ Ja, der Paraklet wird die Jünger erst in die volle Erkenntnis der von Jesus gebrachten Wahrheit einführen (Joh 16,12-15) und ihnen so die Möglichkeit verschaffen, sie erfolgreich gegenüber der Welt zu verteidigen (Joh 16,8-11).

Der Paraklet übt eine Funktion gegenüber der (gottfeindlichen) Welt aus. Er wird der Welt den Nachweis führen über drei grundwesentliche Gegenstände. Hinter den Worten Jesu steht die Vorstellung von einem Prozess, der sich vor dem Forum Gottes abspielt. Die ungläubige Welt, die Jesus verworfen und ans Kreuz gebracht hat, ist der Angeklagte, der Paraklet ist der Ankläger. Er wird die Welt überführen, d.h. er wird ihre Schuld ans Licht bringen und den Nachweis führen, dass sie im Unrecht ist. Dieser Prozess begibt sich nicht beim Jüngsten Gericht am Ende der Zeiten, sondern im ganzen Verlauf der Geschichte seit Jesu Auferstehung. Das Überführen durch den Parakleten vollzieht sich in seinem Zeugnisablegen für Jesus vor der Welt (Joh 15,26), d.h. in der vom Geist getragenen christlichen Predigt. Durch sie wird das Unrecht, die Schuld der Welt ans Licht gebracht. Der Paraklet wirkt durch menschliche Werkzeuge. Er erfüllt sie mit Weisheit und Kraft, sodass sie imstande sind, die Wahrheit lichtvoll darzustellen und siegreich zu behaupten.

Das Überführen der Welt durch den Parakleten bezieht sich auf Sünde, Gerechtigkeit und Gericht. Der Paraklet wird klarstellen, was Sünde, Gerechtigkeit und Gericht heißt. Sünde ist der Unglaube gegen die in Jesus erfolgte Offenbarung Gottes. Die Welt hat sich der Verkündigung Jesu verschlossen, und sie verschließt sich ihr auch weiterhin. Das ist ihre Sünde (Joh 15,21-25; 5,44f; 6,36; 10,37f). Der Paraklet wird sie ans Licht bringen (Joh 3,18-20). Jesus denkt selbstverständlich nicht daran, zu behaupten, es gebe nur eine Sünde, den Unglauben. Oft und immer wieder hat er in seinen Predigten die Sünden der Hartherzigkeit und der Heuchelei, des Mammondienstes und der Unbußfertigkeit gegeißelt. Aber diese Sünden wiegen im Vergleich mit dem Unglauben weniger schwer. Der Unglaube, das Sichverschließen gegen den gottgesandten Offenbarer ist die Ur-, Wurzel- und Hauptsünde. Aus ihr erwachsen die übrigen Sünden. An anderer Stelle hat Jesus erklärt, wie es zur Verfolgung seiner Jünger kommen kann: Sie kennen Gott nicht, der ihn gesandt hat. Er hat ihnen Gott geoffenbart. Aber die Juden haben seine Offenbarung nicht angenommen, und zwar aus eigener Schuld. „Wäre ich nicht gekommen, und hätte ich nicht geredet zu ihnen, so hätten sie keine Sünde. Jetzt aber (weil er gekommen ist und zu ihnen geredet hat) haben sie keine Ausrede für ihre Sünde.“ Sein Kommen war ein Erscheinen in Kraft und Macht. Aber die Masse der Judenschaft zeigte sich davon unbeeindruckt: „Hätte ich nicht die Werke getan unter ihnen, wie sie kein anderer getan hat, hätten sie keine Sünde. Nun aber haben sie diese gesehen und sowohl mich gehasst als auch meinen Vater.“

Der Paraklet überführt die Welt zweitens von der Gerechtigkeit. Gerechtigkeit ist als Rechtfertigung oder Schuldloserklärung vor Gericht zu verstehen. Der Ausweis des Sieges Jesu im Prozess ist sein Hingang zum Vater; er ist seine Verherrlichung, seine Erhöhung. Der Paraklet erbringt durch seine Zeugenstätigkeit den Beweis, dass Jesus zum Vater gegangen ist. Darin liegt die Rechtfertigung seines Lebens und Wirkens. Jesus ist kein Verstoßener, sondern der geliebte Sohn des himmlischen Vaters. Die Auferweckung und Erhöhung Jesu ist die Beglaubigung seiner göttlichen Sendung. So hat es die urchristliche Predigt immer gesehen (Apg 2,30; 3,15; 5,31; 13,30f; Phil 2,9f; 1 Tim 3,16; Hebr 1,3; 1 Petr 3,22). Der Hauptmann des Exekutionskommandos war der erste, der nach Jesu Verscheiden die Feststellung traf: „Wahrhaft, dieser Mensch war Gottes Sohn!“ Petrus hielt den Juden in seiner Pfingstpredigt vor: Ihr habt Jesus von Nazareth „durch die Hände Gesetzloser“ ans Kreuz geschlagen und umgebracht. Gott aber hat ihn auferweckt und die Wehen des Todes gelöst; denn es war unmöglich, dass er festgehalten wurde von ihm.

Der Paraklet wird endlich durch sein Wirken klarlegen, was Gericht ist und wer gerichtet wird. Die Welt meint, Christus sei gerichtet worden. Aber im Tod des unschuldigen Nazareners ist in Wahrheit das Gericht Gottes über den Herrscher dieser Welt, der Jesus ans Kreuz gebracht hat (Joh 13,2.27), vollzogen worden. Jesus hat durch seinen Tod im Gehorsam gegen den Vater über den Teufel

triumphiert. Denn durch den stellvertretenden Sühnetod ist er zu Gott eingegangen und zu ihm erhöht worden. Seitdem ist der Teufel seiner Macht beraubt; er ist also der Unterlegene, der Gerichtete (Joh 12,31; Kol 2,15). Das Gericht Gottes hat seinen Anfang genommen mit der Menschwerdung des Logos. Schon das ist das Gericht, dass das Licht in die Welt gekommen ist und die Menschen die Finsternis mehr liebten als das Licht (Joh 3,19). Jesu Kommen hat die große Scheidung in der Menschheit eingeleitet zwischen denen, die sich erleuchten lassen, und jenen, die vor dem Licht fliehen. Es ist der Unterschied zwischen Geretteten und Verlorenen. Wer an den Sohn Gottes glaubt, wird nicht gerichtet. Wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, weil er nicht geglaubt hat an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes (Joh 3,18).

Gegenüber den Jüngern hat der Paraklet die Aufgabe des Lehrers (Joh 12-15). Jesus hätte seinen Jüngern noch vieles zu sagen. Aber sie sind jetzt noch nicht fähig, es zu tragen. Sie besitzen im gegenwärtigen Augenblick noch nicht die nötige Reife. Es wird die Aufgabe des Parakleten sein, die Jünger zur ganzen und vollen Wahrheit zu führen (Joh 14,26). Er wird sie Worte und Handlungen Jesu, deren eigentlicher Sinn den Jüngern zunächst verborgen blieb (Joh 2,22; 12,16), verstehen lassen. Er wird ihnen die Schriftgemäßigkeit seines Todes erschließen und so das Ärgernis des Kreuzestodes beseitigen (Lk 24,25-27). Er wird ihnen eine vertiefte Einsicht in das gesamte Erlösungswerk Christi vermitteln. Erst durch sein Wirken wird der ganze reiche Inhalt der von Jesus gebrachten Wahrheit den Jüngern erschlossen werden. Wie Jesus, so redet der Paraklet nicht von sich aus, sondern verkündet nur das, was er hört, nämlich von Gott (Joh 3,32; 7,17; 8,28; 12,49; 14,10). Was Jesus hier vorhersagt, fasst die Kirche Christi unter den Begriff der Dogmenentwicklung. Der Gehalt der Offenbarung ist der Kirche in ihrem Reichtum erst nach und nach aufgegangen. Die beiden Faktoren dieser Entwicklung und Entfaltung sind erstens das Walten des Heiligen Geistes im Lehramt der Kirche und in den Seelen der Gläubigen, zweitens die Arbeit der Theologen. In der geistgetragenen Predigt der Kirche lebt und wirkt Gottes Wort weiter, indem es immer tiefer erfasst, reicher entfaltet und nach den jeweiligen Erfordernissen verkündigt wird. Noch eine wichtige Aussage macht Jesus vom Wirken des Geistes: Der Paraklet wird die kommenden Dinge verkünden. Dieses Wort des Herrn ist wohl dahin zu verstehen, dass der Paraklet die Gabe der Prophetie verleihen wird (1 Kor 13,8; 14,21-23; 1 Thess 5,19f; 1 Joh 4,1). Es wird in der Kirche immer prophetische Männer und Frauen geben. Sie werden Zukünftiges vorhersagen in der Kraft des Heiligen Geistes, zur Mahnung und Warnung, zur Aufrichtung und zum Troste. Der Geist Gottes wird sich in seiner Kirche nie unbezeugt lassen, sei es in der prophetischen Seite der Amtsträger, sei es in der freien Prophetie geist-erfüllter Männer, Frauen und Kinder.

Der Paraklet wird keine neue, die Verkündigung Jesu überbietende oder gar ihr widersprechende Offenbarung bringen. Er wird dafür sorgen, dass Jesu Wort in der geistgetragenen Predigt der Kirche lebendig bleibt. Darin vollzieht sich zugleich die Verherrlichung Jesu. „Er wird von dem Meinigen nehmen und euch verkünden!“ Zwischen der Verkündigung Jesu und der Lehre des Parakleten besteht kein Widerspruch. Das Zeitalter Christi wird nicht durch das Zeitalter des Parakleten abgelöst. Was Jesus gelehrt hat, das lehrt auch der Paraklet. Das ist die Zuversicht, das ist die Hoffnung der Kirche in allen Perioden menschlicher Schwäche und menschlichen Versagens: Der Geist Gottes wird dafür sorgen, dass Gottes Wahrheit nicht untergeht, dass seine Gnade nicht versiegt.

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Unfehlbarkeit (3)

Die Unfehlbarkeit des Papstes

17.05.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am dritten Sonntag nach Ostern hatten wir bedacht, was die Kirche von der ihr eignenden Unfehlbarkeit in der Lehre und Verkündigung sagt. Wir wollen heute zu bedenken versuchen, wem in der Kirche diese Unfehlbarkeit zukommt. Träger der aktiven kirchlichen Unfehlbarkeit, also der unfehlbaren kirchlichen Verkündigung, sind die Gesamtheit der Glaubensprediger bei ihrer täglichen Verkündigung, die Gesamtheit der Bischöfe bei feierlichen Glaubensentscheidungen und zuhöchst der Papst; die ersten existieren nur in ihrer Verbindung mit dem Papst. Denn in der Gesamtheit der Bischöfe in ihrer Einheit mit dem Papst stellt sich die Kirche selbst dar. Der Papst besitzt als Einzeln- und Einziger (nur er allein) die Unfehlbarkeit, die der ganzen Kirche zu eigen ist. Im Ersten Vatikanischen Konzil wird dem Papst die gleiche Unfehlbarkeit zugesprochen, die der Gesamtkirche zukommt. Im Papst ist die kirchliche Unfehlbarkeit unzerstörbar verankert. Er verdankt seine Unfehlbarkeit nicht der Kirche, sondern Christus. Sie ist ihm von Christus um der Kirche willen verliehen. In seinen Lehrentscheidungen kommt die Unfehlbarkeit der Kirche am sichtbarsten zur Erscheinung, in ihnen ist sie am sichersten verbürgt. Der Grund dafür ist seine Bedeutung für die Gesamtkirche. Ihm kommt die Höchstgewalt und die Vollgewalt in der Kirche zu. In ihm stellt sich also die ganze Kirche dar. Es wäre aber die ganze Kirche vom Glaubensirrtum bedroht, wenn der Papst als Repräsentant der Gesamtkirche dem Glaubensirrtum anheimfallen könnte. Die päpstliche Unfehlbarkeit kommt nur dem rechtmäßigen Papst als dem Nachfolger des Apostels Petrus (nicht aber päpstlichen Behörden) zu. Sie ist unübertragbar. Der Papst kann keinen Vizepapst bestellen oder seine Vollmacht einem Gremium abtreten.

Die päpstliche Unfehlbarkeit ergibt sich aus dem Charakter des Papstes als des Trägers der kirchlichen Höchstgewalt und Vollgewalt. Diese begreift die Lehrgewalt in sich, d.h. die Gewalt, alle Angehörigen des Gottesvolkes auf die Lehrverkündigung des Papstes zu verpflichten, und zwar mit der Wirkung, dass der Ungehorsam gegen die päpstliche Lehrverkündigung den Ausschluss aus der kirchlichen Glaubensgemeinschaft nach sich zieht. Derartiges wäre widersinnig, wenn der Papst in einem solchen alle verpflichtenden Tun nicht unfehlbar wäre, wenn also damit gerechnet werden könnte, dass er auf einen Irrtum verpflichten kann. Seine Höchstgewalt ist im Felde der Glaubensverkündigung nur sinnvoll, wenn Garantie dafür besteht, dass er im Vollzug der Lehrgewalt die Glieder des Leibes Christi auf die Offenbarung und nicht auf eine ihr widersprechende Lehre verpflichtet. So ergibt sich die Unfehlbarkeit aus dem Sinngehalt der päpstlichen Höchstgewalt. Als Nachfolger des Petrus hat der Papst Vollmacht und Pflicht, die Aufgaben des Petrus zu vollziehen. Diese Aufgaben sind die Ausübung der Binde- und Lösegewalt, der Auftrag, die Herde zu weiden, und der Befehl, die Brüder des Glaubens zu stärken. Darin eingeschlossen sind die Ermächtigung, die Wahrheit festzustellen, und die Verpflichtung, der Kirche die Wahrheit zu verkündigen sowie ein Halt im Glauben zu sein. Dies kann er nicht sein, wenn er selbst im Glauben unsicher ist. Ein als Glaubenslehrer in der

Kirche irrender Papst wäre nicht ihr „Fundament“, wäre von den „Pforten der Hölle“ überwunden, verwaltete nicht nach Christi Willen die Schlüssel des Himmelreiches, das ein Reich der Wahrheit sein soll; in ihm hätte das Gebet Christi, das ihn zum sicheren Beschützer des Glaubens der Brüder machen soll, versagt; er würde als oberster Hirt, dem alle Glieder der Herde, auch die Bischöfe, durch die Bestimmung Christi unterstellt sind, die Herde Christi nicht auf gute Weide führen, sondern nähren mit dem Gift des Irrtums. Oberster Hirt der ganzen Herde kann nur sein, wer keinen Irrtum anzubefehlen imstande ist.

Dem Papst ist die Wirksamkeit des Heiligen Geistes in besonderem Maße zu eigen. Sie bezieht sich darauf, dass der Träger des Lehramtes vor einer falschen Lehrentscheidung bewahrt und zu einer rechten Lehrentscheidung geführt wird. Er besitzt die Assistenz des Heiligen Geistes. Diese Wirksamkeit des Heiligen Geistes entbindet ihn jedoch nicht davon, mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln (Wissen, Philologie, Exegese, Geschichte) den Sinn der Heiligen Schrift festzustellen. Der Gläubige kann gewiss sein, dass eine endgültige kirchliche Lehrentscheidung richtig, nützlich und notwendig ist. Die Menschen, die von einer unfehlbaren Entscheidung erreicht und verpflichtet werden, sind aufgerufen, sich stärker als bisher an die gottgegebene Wahrheit und an Christus, der die Wahrheit selbst ist (weil er die aufgedeckte Wirklichkeit Gottes ist), hinzugeben.

Die Vollmacht kommt dem Papst nur zu, wenn er als Papst spricht, d.h. wenn er als Hirt und Lehrer des ganzen Gottesvolkes eine Glaubenswahrheit verkündet, und zwar mit der Absicht, hierbei eine endgültige Glaubensentscheidung zu treffen. Nicht also trifft die Unfehlbarkeit zu für Predigten oder sonstige mündliche oder schriftliche Äußerungen, für private oder amtliche Kundgebungen, in denen der Papst nicht eine endgültige Glaubensentscheidung geben will, für Maßnahmen der Kirchengovernance und der Kirchenverwaltung, und schon gar nicht für die Plaudereien mit Journalisten im Flugzeug. Seit dem Ersten Vatikanischen Konzil sind nur wenige unfehlbare Entscheidungen erfolgt. An erster Stelle die Definition der leiblichen Verkörperung Mariens. Sodann das Eintreten Pauls VI. für das unbedingte Festhalten von Wort, Begriff und Sache der Transsubstantiation. Kein Element dieses Gegenstandes darf aufgegeben werden. Weiter die Hervorhebung der Endgültigkeit der Tatsache, dass die Weihe dem männlichen Geschlecht vorbehalten ist. Schließlich die Lehre vom Gebrauch der Ehe, wie sie Paul VI. in der Enzyklika „*Humanae vitae*“ dargelegt hat.

Die häufigste Weise, in welcher der Papst seine Lehrgewalt ausübt, sind die Enzykliken, Rundschreiben mit wechselnder Adressatenschaft. Die Enzykliken sind meistens keine Form der unfehlbaren Lehrverkündigung. Es ist das ordentliche Lehramt, das in den Enzykliken der Päpste spricht. Aber meistens gehören die Gegenstände, die in den Enzykliken gesagt oder eingeschärft werden, bereits zur sicheren katholischen Lehre. Ihr Inhalt ist meist bereits in großem Umfang Teil der unfehlbaren Lehrverkündigung, der nur von neuem vorgelegt wird. Wenn die Päpste in ihren amtlichen Kundgebungen zu einer strittigen Frage mit Absicht Stellung nehmen, so ist allen klar, dass diese Sache nach dem Willen der Päpste nicht mehr als Gegenstand freier Meinungsäußerung betrachtet werden kann.

Dogmatische Erklärungen zeitigen gewichtige Folgen in der Kirche. Erstens. Durch die unfehlbare Erklärung wird die Offenbarung festgestellt und gegen Irrtümer geschützt. Die unfehlbaren (päpstlichen) Lehrentscheidungen sind unwiderruflich. Sie bedürfen nicht der Bestätigung der Bischöfe oder eines Konzils oder einer sonstigen Autorität (D 1325). Sie tragen den Grund ihrer Richtigkeit in sich selbst. Ihre Wahrheit gewinnt Evidenz aus ihrer Tatsächlichkeit. In der Faktizität einer kirchlichen Lehrentscheidung liegt ihre Legitimität. Unfehlbare Entscheidungen können nicht in dem Sinne bewiesen werden, dass die Zustimmung zu ihnen von dem Gelingen eines Beweises abhängig gemacht wird. Doch ist es möglich aufzuzeigen, in welcher Ausdrucksgestalt die unfehlbar verkündete Offenbarungswahrheit in Schrift und Tradition enthalten ist, sei es ausdrücklich, sei es einschließend, und wie diese sich zur kirchlichen Verkündigung entfaltet hat. Der so genannte dogmatische Beweis dient also nicht dazu, eine Wahrheit derart zu rechtfertigen, dass sie ohne Rechtfertigung ungewiss bliebe, sondern er eröffnet neue Perspektiven und Ausblicke. Er erklärt den Beitrag, den der vorgelegte Glaubenssatz für das Verständnis der Offenbarung in ihrer Fülle leistet. Zweitens. Eine weitere Folge der Unfehlbarkeit der kirchlichen Glaubensverkündigung ist die Verpflichtung aller Glieder des Leibes Christi auf die verkündete Offenbarungswahrheit. Die unfehlbare Glaubensverkündigung hat den

Charakter eines Glaubensgesetzes. Sie ist also rechtlichen Charakters. Sie ist eine Verpflichtung zum Gehorsam gegen die Offenbarung. Wer sich dem Gehorsam entzieht, scheidet aus der Gemeinschaft aus, die sich durch den Glauben an Christus konstituiert. Es bedarf hierzu keines förmlichen Ausschlusses. Wenn den kirchlichen Lehrentscheidungen (früher!) regelmäßig ein Anathema hinzugefügt ist, so stellt dieses nur fest, was der den Glauben Verweigernde durch seinen Glaubensungehorsam selbst vollzogen hat. Die Verpflichtung, die von einer kirchlichen Lehrentscheidung ausgeht, ist keine willkürliche Bindung, sondern die Bindung durch die Wahrheit selbst. Es ist eine heilswirksame Bindung. In ihr wird der Mensch mit Gott selbst verbunden und an Gott gebunden. Indem er sich einer kirchlichen Lehrentscheidung unterwirft, wird er frei vom Irrtum und kommt zur Erfüllung seines Daseins, das auf die Wahrheit angelegt ist. Der Irrtum bringt eine Erblindung des menschlichen Geistes mit sich. Die Wahrheit macht ihn von der Blindheit frei. Drittens. Die kirchliche Lehrentscheidung und deren Verkündigung vermittelt Gnade. Denn hier wirkt der Heilige Geist. In der kirchlichen Lehrentscheidung spricht nicht nur ein von Gott aufgestellter Mensch ein entscheidendes Wort. Hier wendet sich der Heilige Geist dem Hörenden zu und ergreift ihn mit seiner Gnade. In dem Impuls, den das menschliche Wort gibt, wirkt der Impuls des Himmels.

Es stellt sich noch die Frage, wie Unfehlbarkeit des Papstes und Unfehlbarkeit der Kirche sich zueinander verhalten. Die Unfehlbarkeit der Kirche ist auch verankert in der Unfehlbarkeit der Gesamtheit der Bischöfe, soweit sie in Verbindung mit dem Papst stehen. In ihnen stellt sich die gesamte Kirche dar. Ein Irrtum der Gesamtheit der Bischöfe würde daher einen Irrtum der ganzen Kirche bedeuten. Die Bischöfe vollziehen ihre Lehrgewalt auf zweifache Weise: in den allgemeinen Kirchensynoden (Synoden) und in der täglichen Lehrverkündigung. Diese nehmen sie vor entweder selbst – durch Predigten und Hirtenschreiben – oder durch ihre Gehilfen, Geistliche und Laien. Der einzelne Bischof ist nicht unfehlbar. Dennoch ist er der maßgebende Verkündiger und Erklärer des Glaubens in seiner Diözese. Dem Gesamtepiskopat eignet die Unfehlbarkeit nicht ohne Zusammenhang mit dem Papst, denn nur im Zusammenhang mit dem Papst stellen sie die ganze Kirche dar. Der Papst bedeutet die Zusammenfassung der Gesamtkirche. Jeder, der nicht mit ihm in Verbindung steht, stellt sich in Widerspruch zur Gesamtkirche. Eine Versammlung von noch so vielen Bischöfen ohne den Papst kann niemals Autorität oder gar Unfehlbarkeit in Anspruch nehmen. Ein Allgemeines Konzil kann es nur in Verbindung mit dem Papst geben. Ohne ihn ist eine Bischofskonferenz kein Allgemeines Konzil. Die Einzelbischöfe besitzen nicht das Vorrecht der Unfehlbarkeit. Wenn sie jedoch, über den Erdbereich verstreut, in Wahrung des Gemeinschaftsbandes untereinander und mit dem Nachfolger Petri authentisch in Glaubens- und Sittensachen lehren und eine bestimmte Sentenz übereinstimmend als definiert verpflichtend vortragen, so verkündigen sie auf unfehlbare Weise die Lehre Christi. Noch offenkundiger verkündigen die Bischöfe auf unfehlbare Weise die Lehre Christi, wenn sie auf einem Konzil vereint mit und unter dem Papst für die ganze Kirche Lehrer und Richter des Glaubens und der Sitten sind. Dann ist ihren Definitionen mit Glaubensgehorsam anzuhängen. Das Zweite Vatikanische Konzil LG 25 erklärt, dass das Bischofskollegium mit dem Papst als seinem Haupt in Sachen des Glaubens und der Sitten unfehlbare Lehrentscheidungen treffen kann. Also noch einmal: Die Vorlage einer unfehlbaren Wahrheit kann durch feierliches Urteil auf einem Allgemeinen Konzil oder durch das ordentliche und allgemeine Lehramt erfolgen. Die päpstlichen Entscheidungen sind aus sich, d.h. aufgrund ihres Vollzugs, nicht aber infolge der Zustimmung der Kirche unwiderruflich. Wenn die Päpste vor der jeweiligen Entscheidung die Bischöfe um ihr Glaubensurteil gefragt haben, so hatte dieses Vorgehen nicht den Sinn, der päpstlichen Entscheidung innere Gewissheit und Unwiderruflichkeit zu sichern, sondern festzustellen, was der Glaube der Kirche ist. Die Unfehlbarkeit der Kirche ist keine menschliche Anmaßung. Sie ist eine göttliche Einrichtung. Die Träger der Unfehlbarkeit sind Hörer des Wortes Gottes unter Führung des Heiligen Geistes. In einer Unfehlbarkeitsentscheidung leistet der Papst Gehorsam gegen Gott, dessen Offenbarung in der Schrift und in der Überlieferung bezeugt ist. Wir dürfen uns auf die Lehre der Kirche, auch auf die Lehre über ihre (und des Papstes) Unfehlbarkeit verlassen. Gott selbst hat seine Kirche mit dieser Gabe ausgestattet, damit die Wahrheit der Offenbarung, die Verkündigung des Gottessohnes nicht untergehe, sondern erhalten bleibe, bis das Glauben der Kirchenglieder in das Schauen übergeht.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Christi Himmelfahrt (1)

21.05.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es ist ein Glaubenssatz: Christus stieg mit Leib und Seele aus eigener Kraft in den Himmel hinauf. Jesus Christus, unser Herr und Heiland, ist vom Tode auferstanden und in den Himmel aufgefahren. Beide Geschehnisse gehören zusammen, auch zeitlich, sind untrennbar und werden in dem Begriff „Erhöhung“ zusammengefasst. Jesus ist nach der Auferstehung nicht auf die Erde zurückgekehrt, um dort 40 Tage lang zu weilen, sondern er ist unmittelbar aus dem Tod in die himmlische Welt versetzt worden. Von dort her ist er den Jüngern während 40 Tagen erschienen. Bei jeder Erscheinung kam er vom Himmel und kehrte zum Himmel zurück. Seine verklärte Seinsweise konnte sich zwar den Jüngern zeigen; aber sie war nicht geschaffen, um erneut auf der Erde zu weilen. Himmelfahrten Jesu hat es also so viele gegeben, wie es Erscheinungen des Auferstandenen gab. In jeder Erscheinung kam er vom Himmel, nach jeder Erscheinung ging er in den Himmel zurück. Dieser Rückzug war gewöhnlich unsichtbar. Der erschienene Auferstandene verschwand einfach, wie wir es bei dem Zusammensein mit den Emmausjüngern erfahren haben: „Er entschwand ihren Blicken“ (Lk 24,21).

Die Himmelfahrt am Ende der 40 Tage aber geschah anders, sichtbar und offenbar. Der auferstandene Jesus wird von einer Wolke eingehüllt und emporgetragen, was zwei Engel als Aufgehobenwerden in den Himmel erklären. Diese Himmelfahrt nach der letzten Erscheinung wird uns in der Heiligen Schrift ausführlich geschildert; sie war den Jüngern unvergesslich. Sie ist die letzte Erscheinung, der Abschluss der Erscheinungen. Sie besagt, dass Christus den Seinigen in Zukunft nicht mehr erscheinen wird. Nicht mehr, bis zu der Stunde am Ende der Welt, wenn er in großer Macht und Herrlichkeit wiederkommen wird, um das All zu vollenden. Die äußere Erhebung Christi in die Lüfte versinnbildet den Übergang Christi in den Jenseitszustand der Glückseligkeit, aber bewirkt ihn nicht. Die Ursache dafür liegt in der empfangenen Verklärung, nicht in der äußeren Erhebung in die Wolken.

Die Versetzung der menschlichen Natur Christi an den ihr gemäßen, uns unbekanntem Ort geschah in der Weise des Emporschwebens. Die Bewegung nach oben deutet an, dass die menschliche Natur Christi in die Welt Gottes, in seine, unserer Erfahrung unzugängliche Wirklichkeit aufgenommen wurde. Die Himmelfahrt Christi bedeutet die endgültige Hineinnahme der menschlichen Natur Christi in die (uns) verborgene Herrlichkeit des göttlichen Lebens.

Die Himmelfahrt Christi ist nicht eine dem ursprünglichen Glauben an die Auferstehung Christi gegenüber sekundäre spätere Legende, die einer Mythenkritik unterworfen werden muss (RGG III, 1959, 335). Die Himmelfahrt Christi ist ein geschichtlicher Vorgang in Raum und Zeit. Sie ist die örtliche Versetzung der verklärten menschlichen Natur Christi an einen Ort, der ihrem verklärten und seligen Zustand entspricht. Der stoffliche Charakter der menschlichen Natur Christi legt zwingend nahe, dass sie an irgendeinen Ort versetzt wurde. Sie muss irgendwo existieren. Wo sich die menschliche Natur Christi befindet, wissen wir nicht. Es gibt keinen uns bekannten Ort im Weltall, von dem wir sagen können, dass er der verklärten Natur Christi besser angepasst ist als ein anderer.

In der Himmelfahrt Christi wurde die letzte Folgerung aus der Tatsache gezogen, dass die menschliche Natur Christi (seit der Menschwerdung des Logos) in das Leben Gottes hineingenommen war. Diese Tatsache war während der irdischen Wirksamkeit Jesu verborgen. Sie wurde offenbar in der Auferstehung. Da brach die Herrlichkeit Gottes durch die menschliche Gestalt hindurch. Die menschliche Natur wurde verwandelt. Sie passte nicht mehr zu den vergänglichen Formen der Erde. Sie wurde so umgestaltet, dass sie geeignet war für das Leben in der Herrlichkeit Gottes. Der Auferstandene muss dorthin zurückkehren, von wo er gekommen ist. Denn er ist nicht mehr den beschränkten Existenzbedingungen der Erde unterworfen. Die Himmelfahrt ist die Vollendung des geschichtlichen Lebens und Wirkens Jesu.

Der in den Himmel Aufgefahrene sitzt nach der Heiligen Schrift und den Glaubensbekenntnissen der Kirche zur Rechten des Vaters. Damit ist nicht das Ruhen an einem bestimmten Ort ausgedrückt. Damit ist der Zustand des sicheren, freien Herrschens ausgesagt. Christus übt Herrschaft aus. Er ist der Herr des Alls. Ihm ist das Sichtbare und das Unsichtbare unterworfen. Das Sitzen zur Rechten Gottes ist nicht örtlich zu verstehen, sondern bildlich (Dan 7,13f.). Es bedeutet sowohl die Dauer und den unverlierbaren Besitz seiner Herrlichkeit als auch die Teilhabe an der Herrschaft des Vaters über das All. Christus ist jetzt Sohn Gottes nicht mehr in Knechtsgestalt, sondern in (wahrhafter) Gottesgestalt, Sohn Gottes in Herrlichkeit, nicht mehr in Niedrigkeit.

Christologisch bildet die Himmelfahrt die Vollendung der Erlöserlaufbahn Christi und die dauernde Besitzergreifung seiner Herrlichkeit. Die Erhöhung der menschlichen Natur Christi zur Teilnahme an der unverhüllten Herrlichkeit Christi ist einmal die höchste Offenbarung der Macht, der Heiligkeit und der Fülle Gottes. Der in den Himmel aufgefahrne Menschensohn ist die größte Verherrlichung Gottes. Die Erhebung der menschlichen Natur Christi zur Teilnahme an der unverhüllten Gottesherrlichkeit ist sodann die höchste, allseitige Vollendung der menschlichen Natur. An dem erhöhten Christus wird der letzte Gedanke verwirklicht, den Gott vom Menschen denkt. Hier ist das wahre Menschenbild in seiner letzten Ausgestaltung; sie ist von Gott gewirkt. Jetzt wird sein Wort zur Wahrheit: „Wenn ich von der Erde erhöht bin, werde ich alles an mich ziehen.“ Jetzt hat er einen Namen über alle Namen empfangen, damit jedes Knie sich vor ihm beuge und jede Zunge bekenne, dass Jesus Christus ist der Herr zur Herrlichkeit Gottes des Vaters.

Das Fest der Himmelfahrt Christi ist nicht überflüssig, wie manche protestantischen Theologen meinen. Es ist notwendig, ja unentbehrlich. Die Himmelfahrt Christi versichert uns dreier Tatsachen: Erstens des Eintritts Christi als Mensch in die himmlische Herrlichkeit; mit der Himmelfahrt gehört Jesus Christus als Person einschließlich seiner Menschheit zur Trinität. Zweitens seiner immerwährenden Fürsprache für die Kirche; drittens der Verheißung, dass seine Bestimmung auch die unsrige ist. Wo das Haupt vorausgeht, folgen die Glieder. In der Lehre von der Himmelfahrt Jesu sind das Ziel des Heils, das Fundament des kirchlichen Lebens und der Grund der christlichen Hoffnung miteinander verbunden. Wir gläubigen Christen feiern dankbar und freudig das Fest der Himmelfahrt unseres Herren. Er lässt uns nicht als Waisen zurück. Denn er sendet den Parakleten. Er bereitet uns eine Stätte, in die wir einst aufgenommen werden sollen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Christi Himmelfahrt (2)

24.05.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gegen den christlichen Glauben von der Himmelfahrt Christi erhebt sich ein Einwurf: Christus habe seine eschatologischen Aussagen vom Standpunkt des antiken Weltbildes aus gemacht. Da dieses seit Kopernikus hinfällig ist, hätten auch jene Aussagen den Boden verloren. Der evangelische Theologe David Friedrich Strauß spottete, dass nunmehr für Gott und die Heiligen im Himmel kein Platz mehr sei, denn dieser sei schon von anderen Dingen – wie Sternen – vollbesetzt. Man nimmt also an, dass die „Alten“ den Himmel Gottes als lokale, sichtbare Größe verstanden haben und ebenso die Hölle in den Tiefen der Erde. Die „Alten“ sollen in dem Wahn eines „dreistöckigen Weltbildes“ befangen gewesen sein: der Himmel „oben“, die Hölle „unten“, die Erde „inmitten“. Es geht also um das Weltbild und seine Auswirkungen auf theologische Aussagen. Unter „Weltbild“ versteht man die Ansicht, welche die Menschen von der sie umgebenden Wirklichkeit und vom Weltall haben. Es ist bedingt von ihrer Einsicht in die Natur und von der Erfahrung und ändert sich mit dem Wachsen der Erkenntnis. Viele Jahrhunderte hingen die Menschen dem Weltbild des Ptolemäus an. Ptolemäus war ein griechischer Astronom. Er wirkte im 2. Jahrhundert in Alexandrien (Ägypten). Das ptolemäische Weltsystem ist geozentrisch. Die Planeten sowie Sonne und Mond bewegen sich danach um die Erde als Mittelpunkt. Das Neue Testament folgte dem ptolemäischen Weltbild. Es passte sich dem Verständnis und dem Sprachgebrauch seiner Umgebung an. Die Welt als Schöpfung Gottes sieht man tektonisch zwei- oder dreistöckig, entweder nur als Himmel und Erde oder dazu noch das Meer (als Sphäre einer widergöttlichen Macht) bzw. die Unterwelt. Die Kirche fügte (in Aufnahme der Physik des Aristoteles) die biblischen Himmelsvorstellungen dem ptolemäischen Weltbild ein. Der Himmel Gottes wurde als die äußerste Sphäre des Weltgebäudes verstanden, von der aus Gott zu allen Orten der Erde gleich weit entfernt ist. Das ptolemäische Weltbild blieb bis zum Ausgang des Mittelalters unbestritten. Infolge der Erkenntnisse der Naturwissenschaften hat sich das Weltbild gewandelt. An die Stelle des ptolemäischen Weltsystems trat das kopernikanische. Es ist benannt nach dem Frauenburger Domherrn Nikolaus Kopernikus. Das kopernikanische Weltsystem ist heliozentrisch. Danach bildet die Sonne den Mittelpunkt der (kreisförmigen) Planetenbahnen und auch der Erde. Die Erde selbst dreht sich täglich um ihre Achse und wird ihrerseits vom Mond umkreist. Es ist das Verdienst des Kopernikus, ein realistisches Modell des Sonnensystems geschaffen zu haben. Nach dem späteren Einbau der Keplerschen Gesetze lieferte es auch ein beobachtungsgetreues Abbild der Welt im Großen. Weitere Forschungen vertieften die Einsichten, vor allem die Keplerschen Gesetze. Johannes Kepler erkannte die Ellipsenbahn der Planeten. Endgültig anerkannt wurde das kopernikanische Weltbild erst, nachdem Issac Newton das Gravitationsgesetz formuliert hatte; dieses bot eine theoretische Grundlage zur Berechnung der Planetenbewegungen. Das kopernikanisch-keplersche Weltmodell bezog sich anfänglich auf einen endlichen Bereich. Die Sternsphäre bildete den festen Rand, jenseits dessen die natürliche Welt an den transzendenten Bereich grenzte. Diese Begrenzung wurde erst im 16. Jahrhundert bei Thomas Digges (†1595) durchbrochen.

Die Feinde des Glaubens machen einen doppelten Fehler. Erstens. Sie verwechseln die Vorstellung, die sich die Menschen vom Himmel Gottes machen, mit der Wirklichkeit des Himmels, wie sie vom christlichen Glauben ausgesagt wird. Der Himmel als die Welt Gottes ist unanschaulich. Um überhaupt davon sprechen zu können, greifen wir auf räumliche Kategorien zurück. Wir reden von „oben“, von der „Höhe“. Aber wir wissen, dass die Welt Gottes transzendent ist, dass sie nicht nur jede Höhe, sondern auch jede Erfahrung übersteigt. Mag man zu der Zeit, in der die Menschen dem ptolemäischen Weltbild folgten, die religiösen Aussagen in die Elemente dieses Weltbildes eingekleidet haben, so war dies lediglich die Hülse, das Futteral, das Etui, das die Glaubenswahrheit in sich barg. Das Christentum ist nicht mit dem ptolemäischen Weltbild verknüpft, sondern es hat sich bemüht, seine ewigen Wahrheiten zur Zeit, als dieses Weltbild herrschte, im Anschluss an dieses Weltbild auszudrücken. Die Anhänger dieses Weltbildes waren nicht so töricht, zu meinen, Gott wohne im Wolkenhimmel. Wenn sie den Blick in die Höhe richteten, zielte ihr Herz nicht auf die Wolken, sondern auf Gottes Wirklichkeit. Der Himmel, der ein Bestandteil der Welt ist, diente als Symbol, als Sinnbild für den Himmel, der mit Gott verbunden ist. Die Christen wussten immer, dass der Himmel Gottes über den Wolkenhimmel erhaben ist. Heute noch beten wir in der Pfingstnovene: König der Glorie, Herr der Heerschaaren! Als Sieger bist du heute über alle Himmel emporgestiegen.

Zweitens. Die Feinde des Glaubens, die sich für ihre Ansicht auf die Veränderungen des Weltbildes stützen, machen einen grundlegenden Fehler. Sie verwechseln die Erkenntnisse der Naturwissenschaften mit den Glaubenssätzen der Religion. Das Weltbild ist eine Sache der Naturwissenschaften, hat mit der Religion nichts zu tun. Der Glaube ist unabhängig vom Weltbild. Die Naturwissenschaften meinen mit dem Himmel das scheinbare Gewölbe, das sich über dem Horizont eines Beobachters aufspannt, wo die Sterne ihre Bahnen ziehen. Dieser Himmel steht unserer Erfahrung offen. Wir beobachten die Wolken, sehen den Flug der Vögel, steigen ins Flugzeug und entsenden Raumfahrer zum Mond und anderen Planeten. Von diesem Himmel sagt das 1. Buch der Heiligen Schrift: „Zu Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Mit „Himmel und Erde“ ist das Weltganze gemeint. Vom Schöpfungsakt her gesehen ist der Himmel der obere Teil der Welt, die aus Himmel, Erde und Meer oder aus Erde und Himmel besteht. Kosmologisch ist der Himmel die Welt der Sterne, der Milchstraße und der Kometen.

Wenn der Glaube vom Himmel spricht, meint er nicht den Himmel im kosmologischen Sinne, sondern im theologischen Sinne. Vorbildlich ist die englische Sprache, die vom Sternenhimmel als *sky*, vom Himmel Gottes als *heaven* spricht. Der Himmel im naturwissenschaftlichen Sinne und der Himmel im religiösen Sinne sind zwei total verschiedene Wirklichkeiten. Die eine stört nicht die andere.

Der Himmel im theologischen Sinne ist die Dimension des Göttlichen und der Zustand der unmittelbaren Gottesnähe. Er ist kein Bestandteil des Weltalls. Gott hat die Welt erschaffen, aber der Himmel Gottes ist nicht erschaffen. Er existierte schon vor der Erschaffung der Welt. Gott lebte seit Ewigkeit in der ihm eigenen Wirksphäre. Der Wirkraum Gottes ist kein Teil der Schöpfung. Gott hatte nicht nötig, sich einen Wirkraum zu schaffen; ein solcher ist mit seiner zeitlosen Existenz gegeben. Vom Himmel im theologischen Sinne wird keine Schöpfung ausgesagt. Er ist so unerschaffen wie Gott selbst. Denn er ist Gottes Wohnung und Gottes Machtbereich; er ist so ewig wie Gott selbst. Der Himmel Gottes ist transzendent, d.h. er übersteigt jede Erfahrung, ist unzugänglich wie Gott selbst. Der kosmische Himmel ist dem Himmel Gottes nicht im Weg. Sie berühren sich nicht und sie behindern sich nicht. Der Glaube an den Himmel und an die Himmelfahrt des Herrn ist unabhängig von dem jeweiligen Bild, das sich die Menschen von der Wirklichkeit der Erde und des Weltalls machen. Christus erwähnt Himmel und Hölle häufig, aber ohne Angabe einer Örtlichkeit. Er gibt keine Topographie (Lagebeschreibung) des Jenseits. Wenn er davon spricht, er sei von „oben“ gekommen, vom Vater, und die Zuhörer seien von „unten“, von der Erde, so ist das nicht lokal, physisch gemeint, sondern religiös, spiritual. Wenn hier und dort bei ihm ein lokalgefärbter Begriff wie Paradies und Abrahamsschoß vorkommt, so erkennt man sofort die biblische Redeweise. Die Jünger Jesu haben sein Verständnis des Himmels übernommen. Nach Paulus wohnt Gott im unnahbaren Lichte (1 Tim 6,16), ist also weder mit dem stärksten Teleskop zu entdecken noch mit dem gewaltigsten Raumschiff zu erreichen. Die Ausdrücke, der Gekreuzigte ist „droben“ (Kol 3,1), „in der Höhe“ (Hebr 1,3), wollen nicht örtlich verstanden werden. Sie bekunden seine Weltüberlegenheit und seine

Herrschermacht. Himmel im religiösen Sinne ist Dimension des Göttlichen, Machtsphäre Gottes, des Vaters; Ausgangsort des Geistes, der Stimme wie des Zornes Gottes. Der Himmel ist die Heimat des präexistenten Christus, Sitz des auferstandenen Sohnes Gottes, des zweiten Adam, des wiederkehrenden Menschensohnes, Wohnung der Engel, Stätte der Heilsgüter. Im Himmel wird den Glaubenden der Auferstehungsleib bereitgehalten, haben sie ihre Bürgerschaft, sind ihre Namen aufgeschrieben. Der Himmel in diesem Sinne ist jenseits aller Physik und Astronomie. „Wo Gott ist, da ist auch der Himmel“ (Karl Barth). Himmel ist die „Welt“ Gottes, die Stätte, in der sich Gott den Seligen offenbart. Der Himmel ist dort, wo die Seele ihre Glückseligkeit genießt; diese besteht in der Anschauung Gottes, in der Teilnahme an dem Sein und Leben Gottes.

Heinrich Heine erklärte in der Zeit, da er ungläubig war, den Himmel überlasse er den Engeln und Spatzen. Damit machte er sich einer peinlichen Verwechslung schuldig. Der Himmel der Sperlinge und der Himmel der Engel sind total verschieden. Wir gläubigen Christen wissen zu unterscheiden zwischen dem Himmel der Vögel und der Wolken und dem Himmel, aus dem der Gottessohn herabgestiegen und in den er zurückgekehrt ist. Der eine unterliegt der Erfahrung, der andere ist jenseits jeder Erfahrung. Wenn wir beten: Vater unser, der du bist im Himmel, meinen wir nicht das Gewölbe über unserem Haupte, wo die Wolken ziehen und von wo wir den Regen wie den Sonnenschein erwarten. Wenn wir beten, Vater unser, der du bist im Himmel, dann denken wir an die jenseits aller Schöpfung existierende Sphäre Gottes, wo die Engel immerfort das Antlitz des himmlischen Vaters schauen, an das Haus, in dem viele Wohnungen sind, wohin der Herr vorangegangen ist, um uns ein Heim zu bereiten. Wir können bezüglich unseres Glaubens gänzlich unbesorgt sein. Religion und Naturwissenschaft stehen nicht gegeneinander; sie führen beide zu Gott, wenn auch auf verschiedenem Wege.

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Heilige Geist (1)

31.05.2020 (Pfingstsonntag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Pfingsten ist das Fest des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist ist die dritte göttliche Person, daher Gott selbst. Die drei göttlichen Personen haben die Wesenheit, die Eigenschaften und die Werke gemeinsam. Daher sind sie nicht drei Götter, sondern nur ein Gott. Der Vater ist also wohl ein Anderer als der Sohn und der Heilige Geist, weil er als Person verschieden ist. Aber er ist nicht etwas Anderes, weil er keine andere Wesenheit hat. Daher ist die eine Person ebenso ewig, allwissend, allmächtig und vollkommen wie die andere. Daher ist die Schöpfung der Welt und die Erlösung und die Heiligung der Menschheit von allen drei Personen gemeinschaftlich vollbracht worden. Nur durch Appropriation (Zueignung) können Tätigkeiten nach außen einer bestimmten Person zugeteilt werden. Attribute und Tätigkeiten werden einer einzelnen bestimmten Person zugeeignet wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem, was dieser Person rücksichtlich ihres Ursprungs eigentümlich ist. So wird die Allmacht und die Schöpfung dem Vater zugeeignet. Wir wollen uns heute, am Fest der Geistausgießung, fragen, welches die dem Heiligen Geist eigentümliche Tätigkeit ist. Die Antwort lautet: Der Heilige Geist teilt die Gnaden aus, die Christus durch sein Kreuzesopfer verdient hat. Er bringt also nichts Neues hervor, sondern bewirkt nur, dass das, was der Sohn angefangen hat, gedeihe und vollende. Gnade ist eine Wohltat, die man jemandem erweist, ohne sie ihm irgendwie schuldig zu sein. Gott erweist uns viele Wohltaten ohne unsere Verdienste, also aus reiner Barmherzigkeit. Die Wohltaten Gottes dienen entweder zu unserem irdischen Wohl, wie z.B. Gesundheit, Vermögen, gutes Gedächtnis, oder sie dienen zu unserem ewigen Wohl, wie z.B. Sündenvergebung. Von den letzteren Gnaden ist hier die Rede. Sie hat uns Christus am Kreuze verdient.

Der Heilige Geist wirkt oft in unserem Leben auf uns ein, indem er unseren Verstand erleuchtet und unseren Willen stärkt. Solche vorübergehenden Einwirkungen des Heiligen Geistes heißen einwirkende Gnaden oder göttliche Einsprechungen und Impulse. Am Pfingsttage wirkte der Heilige Geist auf die Apostel ein. Er erleuchtete ihren Verstand und stärkte ihren Willen. Vorher waren sie unwissend und von langsamer Fassungskraft, seit dem Pfingsttage aber wussten sie Bescheid über die göttlichen Gegenstände. Vorher waren sie furchtsam und versammelten sich hinter verschlossenen Türen, seit dem Pfingstfest waren sie unerschrocken und mutig. Ähnliche Gnaden spendet Gott uns unentwegt. Der Mensch kann mit der einwirkenden Gnade mitwirken oder ihr widerstehen. Dem Rufe Gottes beistimmen oder nicht, ist Sache des eigenen Willens. Gott achtet die Freiheit des Menschen. Er zerstört sie auch dann nicht, wenn sie der Mensch zu seinem Verderben gebraucht. Die Leute, die am Pfingstfest die Apostel verspotteten und sie als betrunken ausgaben, widerstanden der Gnade. Wer sich der einwirkenden Gnade beständig widersetzt, begeht eine schwere Sünde gegen den Heiligen Geist. Wer mit der einwirkenden Gnade mitwirkt, erlangt größere Gnaden. Wer ihr widersteht, verliert alle übrigen Gnaden. Je größer die einwirkenden Gnaden waren, die ein Mensch empfing, umso größer wird die einstige Verantwortung sein. Christus sagt: „Von dem, dem viel gegeben worden ist, wird viel gefordert werden“ (Lk 12,48). Der Heilige Geist teilt den Einzelnen aus, wie er will, aber auch je nach der Empfänglichkeit, der Vorbereitung und der Mitwirkung des

Einzelnen. Sehr wirksam ist das Gebet zum Heiligen Geist. Denn der Vater im Himmel gibt den guten Geist denen, die ihn darum bitten (Lk 11,43).

Wenn der Sünder mit der einwirkenden Gnade mitwirkt, kehrt der Heilige Geist in seine Seele ein. Er verleiht ihr Glanz und Schönheit, wodurch sie die Freundschaft Gottes erlangt. Diese bleibende Schönheit der Seele infolge des ihr innewohnenden Heiligen Geistes heißt heiligmachende Gnade. Die heiligmachende Gnade ist eine neue bleibende Beschaffenheit. Wer in den Zustand der Gnade tritt, verändert sich in geistiger Weise. Die heiligmachende Gnade ist nicht eine bloße Gunst Gottes, wie Luther meinte, sondern Gott gibt uns von seinem Geiste. Der Heilige Geist ist nicht etwa nur so in uns wie die Sonne im Zimmer, sondern er durchdringt uns wie ein Feuer. Wir sind im Zustand der heiligmachenden Gnade nicht bloß Gottes Diener, sondern seine Freunde. Das Wort Freund schließt eine gewisse Gleichheit in sich. Die Erhebung aus dem Zustand der Sünde in den der Freundschaft Gottes wird auch genannt Rechtfertigung, Wiedergeburt, Ausziehen des alten und Anziehen des neuen Menschen.

Wenn der Heilige Geist in uns einkehrt, teilt er uns das wahre Leben der Seele mit. Unsere Seele hat zwar ein Leben; sie belebt den Körper, und vermöge ihrer Vernunft und ihres freien Willens vermag sie das Wahre, Schöne und Gute zu erkennen und zu lieben. Aber das natürliche Leben der Seele ist – mit dem Leben Gottes verglichen – mehr Tod als Leben. Dieses Leben Gottes erlangt die Seele, wenn der Heilige Geist mit seiner Gnade in sie einkehrt: Sie wird befähigt, Gott selbst in seiner Herrlichkeit zu erkennen, zu lieben und zu genießen. Dieses göttliche Leben der Seele heißt: das übernatürliche. Dadurch wird in unserer Seele der Keim des ewigen Lebens gelegt. Die Gnade wird in uns zu einer Quelle, die ins ewige Leben hinübersprudelt, d.h. die für die ganze Ewigkeit belebende Kraft hat. Mit Recht heißt der Heilige Geist Lebendigmacher. Einst machte der Prophet Eliseus den toten Sohn der gastfreundlichen Frau zu Sunam wieder lebendig, indem er sich über den Leichnam hin ausstreckte, seinen Mund an den Mund des Kindes, seine Augen an die Augen des Kindes, seine Hände an die Hände des Kindes legte. Geradeso erweckt der Heilige Geist durch seine Gnade unsere Seele zum eigentlichen, göttlichen Leben: Er neigt sich über sein Ebenbild, die Seele hin, legt seinen Mund auf unsern und haucht uns seinen Geist ein. Er vereint seine Augen mit den unsern, d.h. er gibt uns seine Erkenntnis; er verbindet seine Hand mit der unsern, d.h. er teilt uns seine göttliche Kraft mit. Auf diese Weise wird unsere Seele zu einem neuen Leben wiedergeboren. Die Seele lebt nun in Gott und Gott lebt in ihr.

Die Hilfe des Heiligen Geistes ist uns zur Seligkeit unbedingt notwendig. Durch seine natürlichen Kräfte kann der Mensch die ewige Seligkeit nicht erlangen. Der Heilige Geist muss ihm seine Gnade verleihen. Durch diese wird er übermenschlich stark und fähig, sein höchstes Ziel zu erreichen. Wie das Auge weit entfernte Gegenstände nicht schauen kann, sondern des Fernrohres bedarf; und wie der Arm schwere Lasten nicht heben kann, sondern des Hebels bedarf, so bedürfen die natürlichen Kräfte des Geistes, Verstand und Wille, der übernatürlichen Hilfe, um die Seligkeit zu erlangen. Diese Hilfe ist die Gnade des Heiligen Geistes. Sie ist für den Geist dasselbe, was das Fernrohr für das Auge, der Hebel für den Arm. Wegen dieses Zusammenhangs sagt Christus: „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, kann er in das Reich Gottes nicht eingehen“ (Joh 3,5). Ohne Schiff kann man nicht über das Meer segeln, ohne den Heiligen Geist kann man nicht in den himmlischen Hafen gelangen, sagt der heilige Marcarius. Wir können sogar ohne die Hilfe des Heiligen Geistes nicht das geringste verdienstliche Werk verrichten. Wir vermögen nichts ohne Gottes Beistand. „Unsere Tüchtigkeit ist aus Gott“ (2 Kor 3,5). Jedes gute Werk wird vom Heiligen Geiste und von unserem freien Willen gemeinschaftlich vollbracht (1 Kor 15,10). Daher können wir das Verdienst unserer guten Werke nie uns selbst zuschreiben. Mit der Hilfe des Heiligen Geistes können wir das schwerste Werk vollbringen. Daher sagt der Apostel Paulus: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“ (Phil 4,13). Besaßen etwa die Apostel von sich aus die erforderlichen Eigenschaften, die Welt zu bekehren? Gewiss nicht; aber der Heilige Geist befähigte sie. Vertrauen wir auf den Heiligen Geist. Rufen wir zum Heiligen Geist. Leben wir aus dem Heiligen Geist. „Alle, die sich vom Geiste Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes.“ Können wir mehr sein wollen?

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Heilige Geist (2)

01.06.2020 (Pfingstmontag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Heilige Geist ist lebendig und macht lebendig. Er ist der Lebendigmacher. Wenn der Heilige Geist in uns einkehrt, wirkt er durch seine Gnade folgendes. Erstens. Er reinigt uns von allen schweren Sünden. Seine Gnade vertilgt alle Makel unserer Seele. Heiligmachende Gnade und Todsünde sind miteinander unvereinbar. Zweitens. Er vereinigt uns mit Gott und macht uns zu einem Tempel des Heiligen Geistes. Wer den Heiligen Geist in sich hat, ist mit Christus so vereinigt, wie die Rebe mit dem Weinstock. Durch den Heiligen Geist werden wir der göttlichen Natur teilhaftig; und das nicht bloß dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit. Durch den Heiligen Geist werden wir gleichsam vergöttlicht (Thomas von Aquin). Unsere Seele wird Gott ähnlich, heilig und himmlisch. Der Heilige Geist macht uns zu einem Tempel Gottes. Der Heilige Geist wohnt zwar zunächst in der Seele des Menschen und gibt dieser das wahre Leben. Da aber die Seele im Körper ist, so ist auch unser Körper eine Wohnung des Heiligen Geistes. Darum fragt Paulus die Christen in Korinth: „Wisst ihr nicht, dass ihr ein Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt?“ (1 Kor 3,16). Und an anderer Stelle sagt er: „Ihr seid ein Tempel des lebendigen Gottes“ (2 Kor 6,16).

Drittens. Der Heilige Geist verklärt unsere Geisteskräfte und verleiht uns dadurch die göttlichen und sittlichen Tugenden als Fähigkeiten. Im Besonderen lässt er in unserer Seele das Licht des Glaubens erstrahlen (2 Kor 4,6) und entzündet in uns das Feuer der göttlichen Liebe (Röm 5,5). Er gibt uns die Fähigkeit, an Gott zu glauben, auf ihn zu hoffen und ihn zu lieben. Mit anderen Worten: Er gießt uns die drei göttlichen Tugenden ein. Auch macht er uns fähig und geneigt, der Eingebung und dem Antrieb des Heiligen Geistes Folge zu leisten. Mit anderen Worten: Er verleiht uns die sieben Gaben des Geistes. Durch den in der Seele wohnenden Geist wird das Herz des Menschen zum Guten geneigt. Weil durch die Gnade unser Wille zur Ausübung des sittlich Guten geneigt gemacht wird, so besitzt man auch die sittlichen Tugenden als Fähigkeiten – nicht als Fertigkeiten; diese müssen durch Übung erworben werden. Auf diese Weise wird unser Seelenleben ein anderes. Das innere Leben eines Geiststrägers und eines Geistlosen ist gänzlich verschieden. Der Geistlose hat Weltliebe; der Geistbegabte hat Gottesliebe. Er kann mit Paulus sagen: „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20). Ein solcher Mensch erfreut sich des inneren Friedens und unaussprechlichen Trostes trotz aller Leiden. Denn der Heilige Geist ist ein Tröster (Joh 14,26).

Viertens. Der Heilige Geist verleiht uns die wahre Zufriedenheit. Durch ihn erlangt man einen Frieden, der nicht von dieser Welt ist. Fünftens. Der Heilige Geist wird unser Lehrmeister und Erzieher. Er unterweist uns über die Lehre der katholischen Kirche. Ohne den Heiligen Geist kann man die christlichen Wahrheiten kennenlernen, aber nicht ihren Inhalt erfassen. Das Wort Gottes bleibt unverständlich ohne die (innere) Erleuchtung des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist wird auch unser Erzieher. Das Ziel seiner Erziehung ist die Mitwirkung mit der Gnade Gottes bei der Bildung des wahren und vollkommenen Christen. Sechstens. Der Heilige Geist treibt uns zu guten Werken an. Durch sein himmlisches Licht und seine göttliche Glut wirkt er auf uns ein, so dass wir Früchte der göttlichen Liebe bringen. Wer den Heiligen Geist besitzt, vermag daran zu erkennen, ob er die

Früchte des Geistes vorweisen kann: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Milde, Enthaltbarkeit. Der Heilige Geist macht durch seine Gnade unsere Werke verdienstlich; denn er macht unsere Handlungen zu heiligen. Siebtens. Der Heilige Geist macht uns zu Kindern Gottes und zu Erben des Himmels. „Wir haben nicht den Geist der Knechtschaft empfangen, sondern den Geist der Kindschaft, in dem wir rufen: Abba, (lieber) Vater!“ (Röm 8,15). „Alle, die vom Geist Gottes getrieben werden, sind Kinder Gottes“ (Röm 8,14). Wenn wir aber Kinder sind, so sind wir auch Erben, Erben Gottes und Miterben Christi (Röm 8,17). Denn Kinder haben Anspruch auf das Besitztum (Erbteil) des Vaters. Wenn unser irdisches Wohnhaus aufgelöst werden wird, werden wir ein Gebäude von Gott empfangen, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, ein ewiges Haus im Himmel (2 Kor 5,1). Der Heilige Geist wird in Ewigkeit bei uns bleiben.

Meine lieben Freunde! Erstens. Es kommt darauf an, würdig zu werden des Wirkens des Heiligen Geistes. Würdig ist, wer empfangsbereit für Gottes Wirken ist. Empfangsbereit ist, wer sich nach Gottes Ankunft sehnt, sich nach Kräften dafür rüstet, in Demut und Geduld Gottes Wirken erwartet, wer aufrichtig und unermüdlich fleht: „Komm, o Geist der Heiligkeit, aus des Himmels Herrlichkeit, sende deines Lichtes Strahl.“ Zweitens. Es kommt darauf an, würdig des Evangeliums Christi zu wandeln (Phil 1,27). Wer im Geist lebt, ist verpflichtet, im Geiste zu wandeln, ja, sich vom Geiste treiben zu lassen! Würdig des Evangeliums wandelt, wer die Früchte des Geistes bringt. Die Früchte des Geistes bringt, wer in der Furcht Gottes lebt. Es muss stets die heilige Furcht in uns sein, Gottes Gaben könnten einem Unwürdigen gegeben sein. Drittens. Es kommt darauf an, würdig zu bleiben des Wirkens des Heiligen Geistes. In der Heiligen Schrift ergeht oft die Aufforderung an die Christen, das zu bewahren, was sie empfangen haben. Der Gemeinde in Philippi ruft der Apostel Paulus zu: „Haltet fest am Wort des Lebens“ (2,16). Im Brief an die Hebräer heißt es wiederholt: „Lasset uns festhalten am Bekenntnis“ (4,14). „Lasset uns festhalten an der Hoffnung“ (6,18). O meine Freunde, lasset uns bewahren den Geist Gottes!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der dreieinige Gott

07.06.2020 (Dreifaltigkeitssonntag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Christentum ist gekennzeichnet durch die Lehre von Gott dem Dreieinigen. Gott ist wahrhaft einer: dem Wesen nach. Er ist ebenso wahrhaft drei: der Person nach. Einheit und Dreiheit sind die zwei Seiten des einen Dogmas von Gott. Dieses Dogma ist uns nicht gegeben zur Erprobung unseres Verstandes. Es ist uns gegeben zur Gewinnung unseres Heiles. Der religiöse Nutzen und der sittliche Wert dieser Wahrheit ist groß. Durch sie vermögen wir schon hienieden einen gewissen scheuen Blick in das innere Wesen und Leben Gottes zu tun; können wir das Glück ahnen, wodurch Gott selig ist und selig macht alle, die mit ihm im Leben verbunden sind. Freilich offenbart sich in der Wirklichkeit des dreieinigen Gottes auch so recht die Größe Gottes, die uns mit ihrer geheimnisvollen Macht erdrücken will. Als Offenbarung des Wesens, des Lebens und der Größe Gottes ist die Dreieinigkeit der vorzüglichste Gegenstand unserer Verehrung, der Anbetung. Daher wird sie in allen gottesdienstlichen Handlungen der Kirche erwähnt. Die Kirche lebt und wirkt in der Atmosphäre des dreieinigen Gottes. Der Glaubenssatz der Dreieinigkeit lautet: In dem einen göttlichen Wesen sind drei Personen, und diese drei Personen sind der eine Gott. Im Athanasianischen Glaubensbekenntnis heißt es: Das ist der katholische Glaube: Wir verehren den Einen Gott in der Dreifaltigkeit, und die Dreifaltigkeit in der Einheit, ohne Vermengung der Personen und ohne Trennung der Wesenheit.

### **I. Einheit**

Es gibt nur einen Gott. Am Anfang der alttestamentlichen Gesetzgebung steht die grundlegende Verpflichtung auf den einen Gott: „Ich bin Jahwe, dein Gott. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.“ Für die Christen gibt es nur den einen wahren Gott. Die Einheit in der Dreiheit ist eine Einheit des Wesens, der Attribute und der Tätigkeit. „Wir bezeichnen die heilige Dreieinigkeit als ‚einen‘ Gott, weil es in ihren drei Personen keine Verschiedenheit des Wesens, der Macht, des Wollens und des Wirkens gibt“ (Leo der Große). Die drei göttlichen Personen sind nicht drei Individuen der Gattung „Gott“.

a) Die Wesenheit ist die grundlegende Einheit. Das göttliche Wesen wird nicht wegen der Dreiheit der Personen geteilt oder vervielfacht, es ist vielmehr schlechthin eines. Die drei Personen sind nicht etwa deshalb ein Gott, weil jede einzelne von der gleichen göttlichen Wesenheit ist; sondern weil alle drei Personen von ein und derselben göttlichen Wesenheit sind. Sie sind nicht gleichwesentlich, sondern einwesentlich. Jede einzelne Person ist wahrhaft Gott (nicht göttlich!); alle drei sind nur ein Gott. Die reale Dieseligkeit der Existenzweisen des Wesens (= der Personen) mit dem Wesen selbst begründet die Einheit Gottes. Ihre (virtuelle) Verschiedenheit vom Wesen eröffnet den Weg zur realen Dreiheit der Personen. Das Wesen ist nicht zeugend oder gezeugt oder hervorgehend, sondern es ist der Vater, der zeugt, der Sohn, der gezeugt wird, und der Heilige Geist, der hervorgeht. So wird der Unterschied in den Personen gewahrt und die Einheit in der Natur.

b) Die göttlichen Vollkommenheiten nennen wir Attribute oder Eigenschaften Gottes. In diese muss das absolute göttliche Sein auseinandergelegt werden, damit es uns in seiner ganzen Fülle

anschaulich wird. Jede Eigenschaft besagt eine jeweils andere analoge Sicht auf das göttliche Wesen. Die Einheit der Attribute (Eigenschaften) ist gegeben mit der Einheit des Wesens, das ihre Inhaberin und Trägerin ist. Weil das göttliche Wesen durch die Personendreiheit nicht vervielfältigt wird, deswegen werden auch nicht die Vollkommenheiten Gottes vervielfältigt: ungeschaffen, unermesslich der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, aber nicht drei Ungeschaffene, drei Unermessliche, sondern ein Unermesslicher, ein Ungeschaffener. Es gibt bloß einen wahren Gott, ewig und unwandelbar, unbegreiflich, allmächtig, unermesslich, unendlich.

c) Es ist ein Glaubenssatz: Das Wirken der drei göttlichen Personen nach außen ist ein einziger Akt. Die außergöttliche Tätigkeit ist nichts anderes als die eine göttliche Natur, sofern ihr eine außergöttliche Beziehung entspricht. Die Einheit der Tätigkeit nach außen folgt aus der Wesenseinheit. Weil es nur ein Prinzip der Tätigkeit gibt, gibt es auch nur eine Handlung. So erscheint uns also auch nach außen das göttliche Wesen als der eine Gott und Herr. Der Vater handelt durch das Wort im Heiligen Geist. Der Sohn empfängt Wille und Tat vom Vater, der Heilige Geist vom Vater und vom Sohn. Vater, Sohn und Heiliger Geist schließen sich nicht zu einer Tätigkeitsgemeinschaft zusammen, sondern handeln als ein einziges Selbst. Die innergöttlichen Beziehungen verbleiben gänzlich im göttlichen Kreise. Der Welt gegenüber ist Gott in seinem Sein und Tun ein einziges tatwirkliches Selbst.

## II. Dreiheit in der Einheit

Von Gott muss eine wahre Einheit bekannt werden; ebenso aber auch die Dreiheit. Die Dreiheit setzt einen wirklichen Unterschied in Gott voraus, denn ohne diesen kann eine Dreiheit ernstlich nicht bestehen. Die Verschiedenheit bezieht sich auf die Personen, auf die Ausgänge (Ursprünge) und die Besitzweise des göttlichen Wesens. Der eine wahre und lebendige Gott existiert in unantastbarer Einheit und Dieselbigkeit (Identität). Aber er ist in dieser Einheit zugleich in dreimal beziehentlich verschiedener Weise derselbe. Indem Gott in ewiger Unwandelbarkeit als derselbe existiert, ist er zugleich dreimal je anders derselbe. Gott ist Vater, Sohn und Geist, Gott ist Dreieinigkeit. Die Dreiheit gründet in der Vollkommenheit Gottes. Sie ist Ausdruck der überschäumenden göttlichen Lebensfülle, der höchsten Lebensintensität und des höchsten Lebensreichtums. Die Dreiheit kommt aus der tiefsten Wurzel des Gottseins. Sie ist so notwendig, dass Gott nicht wäre, wenn er nicht dreipersonlich wäre. In der Heiligen Schrift erweist sich Christus als göttlichen Gepräges, als eins mit dem Vater und zugleich als von ihm verschieden. Die Tatsache, dass er selbst Gott und doch vom Vater verschieden ist, zeigt, dass Gott zweimal als derselbe in verschiedener Weise existiert. Das weitere Geschehen um Christus sowie seine ausdrückliche Verkündigung erweitern die Zweiheit zur Dreiheit.

a) Die Dreiheit der Personen ist im positiven und exklusiven Sinne zu verstehen. Sie ist nicht modalistisch gemeint als bloße Erscheinungsweisen ein und derselben Person (des Vaters). Wir unterscheiden die Personen, aber wir trennen nicht die Gottheit. Augustinus sucht zu erklären, wieso die Einheit Gottes nicht durch die Dreiheit der Personen gefährdet wird. Er gibt die Antwort: Sie wird nicht gefährdet, weil die drei Personen relativen Charakters sind. Der Unterschied der Personen vom Wesen ist ein wurzelhafter (virtueller) oder real-modaler oder formaler. Gott offenbart seine Dreipersonlichkeit so, dass er sich im Handeln am Menschen und mit dem Menschen als Dreipersonlichen erweist. Der Vater sendet seinen Sohn in die Welt, auf dass dieser sie von Sünde und Tod erlöse. Der Sohn kehrt zum Vater zurück und sendet mit ihm den Heiligen Geist, auf dass dieser uns in das Leben Gottes einführe. Die Personen unterscheiden sich nur durch die Ursprungsrelationen, die im Schoß des einen, einheitlichen, mit ihm sachlich zusammenfallenden Wesens in realem Gegensatz zueinander stehen. Die göttlichen Personen sind die in sich ruhenden, selbstbestehenden (subsistenten) göttlichen Beziehungen. Die göttlichen Personen gehen im Miteinandersein und im Füreinandersein auf. Jede Person ist nichts anderes als Hingabetat. Die Hingabe ist personhaft. In dem, was jede Person für sich ist, nicht für die beiden anderen, in dem Wesen also, sind sie völlig eins, das eine göttliche Selbst.

b) Diese reale Verschiedenheit der Personen ist gleich der verschiedenen Besitzweise der einen Wesenheit durch die drei Personen. Die verschiedene Besitzweise ergibt sich durch den verschiedenen Ursprung der einen Person aus der anderen. Die erste Person besitzt die Wesenheit ursprungslos als eine nicht mitgeteilte. Die zweite Person besitzt die Wesenheit als durch Zeugung von der ersten Person empfangen. Die dritte Person besitzt die Wesenheit als durch gemeinsame Hauchung der

ersten und zweiten Person mitgeteilte. Daher heißt die erste Person Vater, die zweite Sohn, die dritte Heiliger Geist. Es ist an eine wahre, reale Dreiheit zu denken. Die Personalbezeichnungen Vater, Sohn und Heiliger Geist dürfen nicht etwa zu bloßen Namen oder Erscheinungsarten oder Offenbarungsreihen verflüchtigt werden. Es sind vielmehr drei real unterschiedene Träger und Inhaber der göttlichen Wesenheit. Die eine göttliche Wesenheit subsistiert in drei real verschiedenen Personen. Jede der drei göttlichen Personen besitzt die eine göttliche Substanz, ist diese eine göttliche Substanz selber.

c) Das, wodurch die drei göttlichen Personen sich voneinander unterscheiden, ist also nicht in der Wesenheit zu suchen, sondern in der verschiedenen Besitzweise der Wesenheit, näherhin in der daraus sich ergebenden Beziehung (relatio) zu den anderen Personen. Die Person empfängt ihre Personalität allein durch ihre eigentümliche Relation zu den anderen Personen. Es sind keine absoluten, für sich bestehenden Personen, sondern relative; ihr Wesen ist einzig in der Beziehung zu den anderen Personen begründet (und die ohne jene Personen gar nicht bestehen würden). Zwischen den drei göttlichen Personen herrscht volle Identität mit Ausnahme der Ursprungsbeziehungen (Gregor von Nazianz).

### III. Einheit und Dreiheit

Die drei Personen sind untereinander real, aber vom Wesen her nur virtuell verschieden. Deswegen muss von ihnen neben dem Auseinander auch ein Ineinander ausgesagt werden. Sie sind sich wechselseitig durchdringend. Die Personen bestehen, indem sie sich in jedem Augenblick einander hingeben. Die Beziehungen unterscheiden zwar die Personen, aber sie stellen zugleich die innigste Einheit dar; denn der personale Selbststand einer Person ist eben durch die Hinordnung zu den beiden anderen bedingt. Keine kann sein ohne die beiden anderen. Das Ineinandersein der göttlichen Personen ist durch die Heilige Schrift bezeugt. Christus sagt in seiner Rede am Tempelweihfest: „Ich und der Vater sind eins.“ Dem Philippus hält er vor: „Wie kannst du sagen: Zeige uns den Vater? Glaubet ihr nicht, dass ich im Vater bin und der Vater in mir ist?“

Das zahlenmäßig eine göttliche Wesen ist so vollkommen und unendlich, dass es von drei real verschiedenen Personen zwar auf verschiedene Weise, auf verschiedene Besitztitel hin, aber in völlig gleicher Vollkommenheit besessen wird. Vater, Sohn und Heiliger Geist sind jeder wahrhaft Gott und doch nur ein Gott. Die Einheit ist so unendlich vollkommen, dass sie durch die Dreiheit nicht getrennt wird; und die Dreiheit ist so real, dass sie durch die Einheit nicht vernichtet wird. Die Offenbarung der Dreieinigkeit ist kein toter Schatz von Glaubenswahrheiten, den man besitzt und hütet wie ein altes, wertvolles, jedoch unbenütztes und unverwertbares Familienstück. Die Offenbarung der Dreieinigkeit ist uns geschenkt, damit wir in und aus dieser Wahrheit leben. Wer sich von dem Bekenntnis zur göttlichen Dreieinigkeit mit Vorbedacht ausschließt, begeht nicht bloß einen intellektuellen Fehler, sondern zerstört seine christliche Existenz. Wir glauben an den dreieinigen Gott, wir leben in ihm, wir beten zu ihm. Der lebendige Vollzug des Glaubens an den einen dreipersonlichen Gott kann in dreifacher Weise erfolgen. Erstens. Man kann sich im Gebet an das eine göttliche Wesen wenden. Wenn es auch keine Person ist, so existiert es doch in welterhabener, selbstbestehender Weise, so dass es zu einer personalen Begegnung zwischen ihm und dem Beter kommen kann. Zweitens. Man kann sich im Gebet durch Christus im Heiligen Geist an den Vater wenden. Dieses christliche Beten ist ein durch Christus im Heiligen Geist vollzogenes Hinschauen auf das Antlitz des Vaters, ein Hintreten vor ihn und ein Reden mit ihm. Drittens. Man kann sich im Gebet an jede einzelne göttliche Person wenden. Man kann den ursprungslosen Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde, also des Weltalls, angehen. Im Gebet des Herrn reden wir den Vater im Himmel, im Himmel Gottes, an. Man kann zu Jesus Christus, dem ewigen Sohn des Vaters beten. Ihn kennen wir gut, weil er vom Himmel herabgestiegen, zu Bethlehem geboren und auf Golgotha ans Kreuz geschlagen worden ist. Man kann zum Heiligen Geist beten, dem Herrn und Lebensspender. Er hat uns in seiner Liebesmacht gereinigt und geheiligt, er stärkt uns auf dem Weg zur Vollendung. Diese drei Weisen des Angehens Gottes vollziehen wir in jeder heiligen Messe. Wir bringen dem himmlischen Vater im Heiligen Geiste das Opfer des Sohnes dar. Trotz aller geistigen Anstrengung bleibt der dreieinige Gott ein undurchdringliches Geheimnis. Diese Geheimnis ergründen wollen, ist Vermessenheit. Daran glauben, ist Gottseligkeit. Es dereinst erkennen, ist Leben, ewiges Leben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Transsubstantiation

11.06.2020 (Fronleichnam)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Nacht, in der er verraten wurde, setzte unser Erlöser während des letzten Abendmahles das eucharistische Opfer seines Leibes und Blutes ein. Der Herr nahm Brot, brach es und gab es den Jüngern mit den Worten: Nehmet hin und esset; das ist mein Leib. Und er nahm einen Kelch, sagte Dank, gab ihn ihnen und sprach: Trinket alle daraus. Denn dies ist mein Blut des Bundes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Dies geschah, um das Kreuzesopfer (das bevorstand) im Ablauf der Zeiten bis zu seiner Wiederkunft fortzusetzen. Darum sprach der Herr zu seinen Jüngern: Tut dies zu meinem Gedächtnis.

Die Eucharistie ist das Sakrament des wahren Leibes und Blutes Christi unter den Gestalten von Brot und Wein zum Genuss für die Gläubigen und als Opfer der Kirche. Kraft der Wandlungsworte ist unter der Gestalt des Brotes nur der Leib und unter der Gestalt des Weines nur das Blut Christi gegenwärtig. Aber vermöge der natürlichen und übernatürlichen Verbindung aller Wesensteile ist der ganze Christus unter jeder Gestalt zugegen. Wo der Leib und das Blut des Herrn ist, da ist auch die Seele des Herrn, und wo die Seele ist, da ist auch die Gottheit gegenwärtig. Es ist Glaubenssatz: In der Eucharistie ist Christus mit seiner Gottheit und Menschheit, mit Leib und Seele, mit Fleisch und Blut, in der Wirklichkeit und dem Wesen nach gegenwärtig. Die Gegenwart Christi im eucharistischen Opfersakrament ist wirklich, real, weil sie substantiell ist; sie bringt die Gegenwart des ganzen und vollständigen Christus, des Gottmenschen, mit sich. Die Kirche hat den Glauben an die Gegenwart des Leibes und des Blutes Christi nicht nur in der Lehre, sondern auch im Leben festgehalten. Sie hat dieses große Sakrament allezeit mit dem latreutischen Kult, der Anbetung, die nur Gott gebührt, verehrt. Der heilige Augustinus sagt: „Niemand isst dieses Fleisch, bevor er nicht angebetet hat. Wir sündigen keineswegs, wenn wir es anbeten, sondern, wir sündigen, wenn wir es nicht anbeten.“

Die Gegenwart des Leibes und Blutes des Herrn geschieht durch die Allmacht Gottes, wenn der Priester die Einsetzungsworte Jesu spricht, die nunmehr zu Wandlungsworten werden. Dieser Vorgang heißt Transsubstantiation, d.h. Wesensverwandlung. Leib und Blut Christi werden im eucharistischen Opfersakrament gegenwärtig durch die Umwandlung des ganzen Wesensbestandes (der Substanz) des Brotes und des Weines in den Wesensbestand (die Substanz) des Leibes und Blutes Christi, während die Erscheinungsformen (Akzidentien) von Brot und Wein weiter bestehen. Die Wesensverwandlung ist nicht das Sakrament, sondern der Weg zu ihm. Sie stellt die Art und Weise dar, in der das äußere Zeichen (Ding und Wort) seine Wirksamkeit ausübt. Die Verwandlung in der Eucharistie bewirkt nicht bloß die Einsenkung einer neuen Qualität in ein weiter bestehendes Naturding, sondern die Änderung des Wesenskerns desselben. Die Verwandlung des Wesens des Brotes und des Weines ist auch nicht bloß ein Zustandswechsel, nicht bloß ein Nacheinander verschiedener Wirklichkeiten, sondern der Übergang einer Wirklichkeit in eine andere. Der Ausgangspunkt dieser Bewegung ist der Wesensbestand des Brotes und des Weines, der Endpunkt ist der Wesenszustand des Leibes und des Blutes Christi. Das Grundsein des Brotes und des Weines hört auf zu bestehen, das Grundsein von Fleisch und Blut Christi fängt an zu beginnen. Die Verwandlung geschieht nicht in einem allmählichen



Übergang, sondern in einem Augenblick. Der Priester hebt die verwandelten Gestalten in die Höhe, zeigt sie den Gläubigen und betet sie mit den Gläubigen an.

Es geht um eine Seinsumwandlung, nicht um eine physikalisch-chemische Umformung. Substanz in der Theologie gehört nicht zum Bereich des physikalisch Erfahrbaren. Substanz ist hier ein trans-empirischer Begriff. Substanz ist das Grundsein, der verborgene Kern eines Dinges, der in sich geschlossene Wesensbestand, der auf bestimmte Erscheinungsformen und Tätigkeiten eines Dinges hingeordnet ist. Das die Erscheinungsformen tragende Grundsein des Brotes und des Weines wird verwandelt. Der Wesenskern ist eine Wirklichkeit, die jenseits der durch das Experiment feststellbaren und nachprüfaren, messbaren und wägbaren Erscheinung steht. Auch wenn man von der Masse eines Dinges Schicht für Schicht abträgt oder sie in einem chemischen Prozess auflöst, gelingt es nicht, den Wesenskern (die Substanz) zu erfassen. Er ist der überempirische Seinsgrund der Eigenschaften. Ihn zu erreichen ist Menschen nicht gegeben. Gott, der die Dinge schuf und ihre Existenzweisen bestimmte, kann in das innere Gefüge der Dinge hineingreifen und hier Umformungen vornehmen, die jenseits unserer Alltagserfahrung liegen. Nur der verborgene Wesenskern wird verwandelt, nicht die Erscheinungsform. Eine Verwandlung des Wesens ohne Verwandlung der Erscheinungsform kommt im Bereich unserer Erfahrung nicht vor. Wenn sie in der Eucharistie getrennt werden, so liegt dies in Gottes Allmacht begründet. Die Lehre von der Wesensverwandlung ist dem Sinne nach in den Einsetzungsworten Christi enthalten. Denn diese bewahrheiten sich nur dann, wenn Brot und Wein aufgehört haben, Brot und Wein zu sein und Leib und Blut Christi geworden sind. Die Wesensverwandlung ist ein einzigartiger und unvergleichlicher Vorgang. Sie unterscheidet sich wesentlich von allen uns im Bereich der Erfahrung bekannten Veränderungen. Gott ergreift das Wesen eines Dinges von der Wurzel her und schafft es in einer Tat seiner Allmacht um, ohne dass die Erscheinungsformen von seiner verwandlerischen Tätigkeit mitbetroffen werden. Die Lehre von der Wesensverwandlung ist ein undurchdringliches Geheimnis. Das Ja zu der eucharistischen Wirklichkeit kann daher nur im Glauben gesprochen werden. Die Selbstentäußerung Gottes erreicht in der Eucharistie ihren Höhepunkt. Sie bildet eine Versuchung auch für das gläubige Herz. Hier, in diesem unbedeutenden Stück der Welt, ist der menschgewordene und verherrlichte Gottessohn. Die Versuchung wird überwunden im Glauben an Gottes unbegreiflicher Liebe. Gott hat die Welt in voraussetzungsloser schöpferischer Freiheit hervorgebracht. Gott hat Tote zum Leben erweckt. Gott hat mit wenigen Worten Tausende von Menschen gesättigt. Gott ist sicheren Fußes über das Wasser gewandelt. Gott vermag in seiner allmächtigen Schöpferkraft auch jene Weihung der Elemente vorzunehmen, die wir Wesensverwandlung nennen.

Christus ist nach der Wandlung zwar wirklich gegenwärtig, aber nicht in seiner natürlichen Seinsweise, in der er auf Erden lebte, litt und starb, sondern in einer sakramentalen Seinsweise. Die sakramentale Seinsform Christi steht seiner (durch die Auferstehung gewonnenen) verkärten Seinsweise näher als der geschichtlichen. Sie fällt jedoch nicht mit ihr zusammen. Sie ist wie diese vor allem dadurch gekennzeichnet, dass sie nicht den Gesetzen des Raumes und der Zeit unterworfen ist. Leib und Blut Christi nehmen infolge ihrer Unräumlichkeit in der Eucharistie keinen Platz ein. Christus ist nicht in räumlicher Weise gegenwärtig, so dass einem Teil seines Leibes ein Teil des Raumes entspräche. Er ist aber an den Raum gebunden. Er ist dort, wo vor der Wesensverwandlung Brot und Wein war und nach der Wesensverwandlung die Erscheinungsformen, die Gestalten von Brot und Wein bleiben; nirgends anders, nicht rechts und nicht links von den Erscheinungsformen des Brotes und des Weines. Er ist ähnlich wie der Geist im Raum. Er ist an einem Orte, der von einem ausgedehnten Wesen umschrieben wird, ohne Ausdehnung so gegenwärtig, dass er in jedem einzelnen Punkte und im ganzen Raum ohne Vervielfältigung zugegen ist. Wer nur die in der Erfahrung vorkommenden Seinsformen gelten lässt, versperrt sich den Weg zum Glauben an die übernatürliche Wirklichkeit. Weil die sakramentale Seinsart jenseits unserer Erfahrung liegt, können wir sie auch nicht mit den Maßstäben der Erfahrung messen. Sie ist in allem anders als die uns täglich begegnende räumliche und zeitliche Welt, zu der wir selbst gehören. Dass sie möglich ist, hat seinen Grund in der Allmacht Gottes, der auch die menschliche Natur Christi in der Auferstehung verwandelte.

Die katholische Kirche hat den Glauben an die Wesensverwandlung von Brot und Wein in ihrer 2000jährigen Geschichte unversehrt bewahrt. Die Menschen, die sich von ihr getrennt haben, sind

allesamt von diesem Glauben abgewichen. Der Protestantismus lehnt die katholische Lehre von der Transsubstantiation radikal ab. Von Holland ausgehend, verbreiteten sich im Zusammenhang mit der vom Zweiten Vatikanischen Konzil ausgelösten Bewegung auch im katholischen Bereich irri-ge Auffassungen über das Geschehen in der heiligen Messe. Die irrliehrenden Theologen sprachen statt von der Transsubstantiation von Transsignifikation. Brot und Wein werden nicht im Sein, sondern in der Bezeichnung, in der Bedeutung umgewandelt. Sie sprachen auch von Transfinalisation. Brot und Wein werden nicht im Sein, sondern im Zweck und Ziel umgewandelt, Menschen werden auf ein göttliches Ziel ausgerichtet. Papst Paul VI. verwarf in seiner Enzyklika „Mysterium fidei“ vom 3. September 1965 die irrigen Auffassungen vom Geschehen der heiligen Messe, die mit den Begriffen Transsignifikation und Transfinalisation ausgedrückt wurden. In den Dogmen muss man immer an der Bedeutung festhalten, welche die Kirche ein für allemal für gültig erklärt hat. Die festgelegte Ausdrucksweise muss beibehalten werden, damit nicht falschen Ansichten Vorschub geleistet wird. Die Norm zu sprechen, welche die Kirche in jahrhundertelanger Arbeit und mit dem Beistand des Heiligen Geistes angenommen hat, darf unter keinen Umständen angetastet werden. Sie ist den Menschen aller Zeiten und aller Orte verstehbar. Nach der Wesensverwandlung haben die Gestalten des Brotes und des Weines ohne Zweifel eine neue Bedeutung und einen neuen Zweck erhalten; sie sind nicht weiter gewöhnliches Brot und gewöhnlicher Trank; sie sind jetzt Zeichen einer heiligen Sache und Zeichen geistlicher Speise. Aber die Gestalten bekommen deswegen eine neue Bedeutung und einen neuen Zweck, weil sie eine neue Wirklichkeit enthalten, eine neue ontische Wirklichkeit. Denn unter den Gestalten ist jetzt nicht mehr das verborgen, was vorher war, sondern etwas ganz Neues, und dies durch die objektive Realität. Nach der Verwandlung der Substanz oder des Wesens des Brotes und des Weines in den Leib und das Blut Christi bleibt von Brot und Wein nichts als die Gestalten (die Akzidentien). Unter ihnen ist der ganze und vollständige Christus da in seiner physischen Realität, auch körperlich gegenwärtig, wenn auch nicht auf die Weise, in der sonst körperliche Gegenstände sich an ihrem Ort befinden. Die Kraft, die dies vollbringt, ist dieselbe des allmächtigen Gottes, die am Anfang der Zeit das All aus dem Nichts geschaffen hat.

Die Wesensverwandlung von Brot und Wein bewirkt die sakramentale Gegenwart von Leib und Blut und damit von Gottheit und Menschheit Christi auf unseren Altären. Der Leib, der hingegeben wird, und das Blut, das vergossen wird, werden vom Herrn als Opferleib und als Opferblut bezeichnet. Damit hat er die Eucharistie als Opfer eingesetzt. Es besteht in dem Leibe und Blute des Herrn. Der Herr schenkt uns die Gegenwart seines geopfert Leibes und seines vergossenen Blutes, auf dass wir diese Opfergaben dem himmlischen Vater als unser Opfer darbringen. Christus brachte für unsere Erlösung ein Opfer am Kreuze dar. In der eucharistischen Feier wird dieses Opfer erneuert und gegenwärtig gemacht. Dies geschieht durch die objektive liturgische Handlung des Priesters. Der Herr opfert sich unblutig im Messopfer, indem er das Kreuzesopfer vergegenwärtigt und dessen heilbringende Kraft zuwendet, wenn er kraft der Wandlungsworte beginnt, sakramental gegenwärtig zu werden. Die Realpräsenz Christi verbindet sich mit der Aktualpräsenz seiner Erlösungstat.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Himmel

14.06.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Himmel im naturwissenschaftlichen Sinne ist das scheinbare Gewölbe, das sich über dem Horizont eines Beobachters aufspannt. Dort ziehen die Wolken ihre Bahn, von dort erwarten wir Regen und Sonnenschein. Himmel im religiösen Sinne ist die Wohnstätte Gottes und der Seligen. Dieser Himmel ist für uns Menschen von elementarer Bedeutung. Denn er ist das Ziel, dem wir zustreben. Wenn wir sagen, dass wir in den Himmel kommen möchten, so meinen wir, dass wir zu Gott gelangen wollen. Der Himmel ist die Lebensform der Teilnahme am Leben Gottes. Wenn der Mensch von Selbstsucht und Eigenherrlichkeit völlig frei ist, wird er dieser Lebensform teilhaftig. Der Himmel Gottes ist der Zustand der vollendeten Gottesherrschaft, sie stellt das endgültige Heil dar. Die Frage nach dem Ort des Himmels ist wie folgt zu beantworten. Die Seligen sind von der Raumhaftigkeit und von der Zeithaftigkeit befreit. Doch sind sie infolge ihrer Geschöpflichkeit weiterhin raumbunden. Sie können nicht überall sein, sondern müssen sich an irgendeiner Stelle befinden. Sie ist uns unbekannt. Es lässt sich im Weltall kein Ort ausmachen, der den Vollendeten vorbehalten ist. Der Himmel Gottes ist nicht lokalisierbar. Er ist eine überempirische Wirklichkeit, ist der Erfahrung nicht zugänglich, ist weder mit Teleskopen auszumachen noch mit Raumschiffen erreichbar. Der Glaube an den Himmel ist daher unabhängig von dem Weltbild und dem Wandel der Weltbilder. Er ist mit jedem Weltbild vereinbar. Denn Gott und Welt sind qualitätsverschieden. Gott kann überall gegenwärtig sein, ohne dass seine Wirklichkeit der Wirklichkeit der Welt im Wege stünde und umgekehrt. Ebenso ist jeder Bereich innerhalb der Schöpfung geeignet, der Begegnung des Menschen mit Gott zugeordnet zu sein. Kein Raum hat einen Vorzug vor einem anderen, keine bestimmte Gestalt der Welt ist hierfür erforderlich. Die Frage, wo ist der Himmel, beantwortet der Satz: Der Himmel ist dort, wo Gott ist und sich den Vollendeten offenbart.

Die Lebensform der vollendeten Gottesgemeinschaft wird grundgelegt in den Tagen der Pilgerschaft. Der Himmel ist die Enthüllung und Ausreifung dessen, was auf der Erde gesät wird, aber bis zum Tode verborgen ist. Die Hoffnung, die wir im irdischen Leben in uns tragen, wird sich erfüllen, wenn wir in den Himmel kommen. Dann ist der Wanderweg zu Ende. Dann ist der Mensch angekommen im Hause des Vaters. Dann ist er in der Heimat. Das Haus des Vaters ist kein flüchtig aufgeführter Bau, der nur vorübergehender Rat dient, sondern bleibende Wohnung für die heimgekehrte Familie der Gotteskinder. In dem festgebauten, für die Ewigkeit gefügten Haus werden sie mit dem himmlischen Vater ein Leben der gemeinschaftlichen Freude führen. Für dieses Leben sind sie von Gott vorherbestimmt. Es ist das Letzte und Höchste, dem sie entgegenpilgern. Darüber hinaus führt kein Weg, weil es darüber hinaus nichts mehr gibt.

Die Getauften und mit Christus Verbundenen tragen das göttliche Leben, die heiligmachende Gnade, in sich. Im Zustand des Himmels erfährt dieses göttliche Leben seine Vollendung. Zwischen dem göttlichen Leben während der irdischen Pilgerschaft und in der unaussprechlichen Gemeinschaft mit Gott besteht ein inniger Zusammenhang und zugleich ein tiefer Unterschied. Der Zusammenhang und die Verschiedenheit lassen sich mit den Worten Aussaat und Ernte, Fremde und Heimat, Zelt und Haus, Verborgenheit und Enthüllung ausdrücken. Gott wirkt die Verwandlung, durch welche die

irdische Lebensform zur himmlischen umgestaltet wird. Zusammenhang und Verschiedenheit lassen sich vergleichen mit der Raupe und dem Schmetterling. Der Schmetterling wächst aus der Raupe, die Raupe wird zum Schmetterling. An der Raupe ist nichts zu sehen, was an die Leichtigkeit und die Farbenpracht des Schmetterlings erinnert. Die Verschiedenheit ist größer als die Ähnlichkeit. Darum ist der Himmel für uns ein Geheimnis. Er ist uns in Bildern und Gleichnissen geoffenbart; wir können nur in Bildern und Gleichnissen von ihm reden. Unsere Aussagen vom Himmel gelten nur in einer unähnlichen-ähnlichen Weise wie von irdischen Verhältnissen.

Das Entscheidende an der Verbundenheit zwischen Gott und dem Menschen im Zustand des Himmels ist die unmittelbare Gottesschau. Es ist Glaubenssatz: Die Seligen im Himmel sehen Gott unmittelbar und unverhüllt von Angesicht zu Angesicht. Sie schauen den dreieinigen Gott so, wie er ist, ohne Bild und ohne Vermittlung. Während der Pilgerzeit können wir Gott nur mittelbar erkennen, in den Geschöpfen, nämlich in den Menschen, in den Dingen, in den Ereignissen. Aber sie offenbaren Gott nur in Verhüllungen und Verschleierungen. Die Schleier können sich infolge der Sünde so dicht über die Gottesherrlichkeit legen, dass sich die Frage erheben kann: Wo ist Gott? In Christus ist die Herrlichkeit Gottes so aufgeleuchtet, dass sie gesehen werden konnte. Aber auch von dieser Erscheinung Gottes in der Geschichte gilt, dass sie unter dem Gesetz der Verborgenheit steht. Es bedurfte einer besonderen Sehkraft, um in Christus Gott zu sehen. Johannes konnte schreiben: „Wir schauten seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.“ Die Sehkraft, die während der Pilgerschaft für die Schau der Herrlichkeit Gottes in Christus nötig war, ist der von Gott den Menschen eingesenkte Glaube. Von einer derartigen Gottesschau unterscheidet sich die himmlische Gottesschau wesentlich und grundlegend. Denn sie ist nicht mehr vom Gesetz der Verborgenheit beherrscht. Christus hat die Botschaft gebracht, dass der Vater im Himmel alle Menschen zur Schau seines Antlitzes berufen hat. Gott gewährt dem Menschen die Gnade, ihn zu sehen. Diese Gottesschau ist von Christus nicht als ein Ereignis innerhalb des Pilgerlebens, sondern als die Vollendung nach dem Tode verheißen. Der Mensch muss zuerst die Verwandlung durch den Tod über sich ergehen lassen, bevor er imstande ist, Gott anzuschauen. Die Schau Gottes ist der wesentliche Inhalt des Lebens, das mit dem Tode anhebt. Sie ist die höchste Verheißung des Herrn. Er verkündet: „Selig die Herzensreinen, denn sie werden Gott anschauen.“ Die Lauteren werden Gott nicht mehr in einem Sinnbild, in einem Zeichen, in einer Erscheinung oder in einer Machttat, sondern in seinem eigenen Selbst sehen. Zwischen den anschauenden Menschen und den angeschauten Gott schiebt sich kein Bild mehr. Im Zustand des Himmels wird dem Menschen gewährt, was die Engel immer vollziehen: Sie schauen das Antlitz des Vaters. Wenn dieser Zustand eintritt, hat der Glaube, das Ja zu dem Verborgenen, ein Ende.

Die Schau Gottes geschieht nicht mit den leiblichen Augen, sondern mit dem Geist. Sie ist liebender Blick in das entschleierte Antlitz Gottes. Sie kommt nur dadurch zustande, dass Gott sein Antlitz enthüllt. Sie ist daher Begegnung des Menschen mit Gott. Gott und Mensch versenken sich ineinander zur innersten Verbundenheit der Liebe. Die Gottesschau bedeutet eine Vereinigung zwischen Gott und Mensch. Die Gottesschau ist ein vom Erkennen durchleuchteter Akt der Liebe und ein von der Liebe durchglühter Akt des Erkennens. Zu der unmittelbaren Schau Gottes wird der Mensch nur fähig, wenn Gott selbst ihm eine neue Sehfähigkeit und Liebeskraft schenkt. Diese Sehfähigkeit und Liebeskraft heißt das Licht der Herrlichkeit (*lumen gloriae*). Gott gestaltet die menschliche Sehkraft und Liebesfähigkeit um; er gewährt dem Menschen Anteil an seiner eigenen Sehkraft und Liebesfähigkeit. Der „Gegenstand“ der Gottesschau ist erstlich Gott, der Eine und Dreieinige, sein Wesen, seine Wesensvollkommenheiten, die göttlichen Personen. Gott gestattet dem Menschen einen Einblick in das Geheimnis seines Selbst. Sekundärer Gegenstand der Gottesschau ist die Schöpfung.

So innig die Gemeinschaft zwischen Gott und dem vollendeten Menschen auch ist, so fallen auch im Himmel Gott und Mensch nicht zu einer unterschiedslosen Seinseinheit zusammen. Gott bleibt der Herr, der Mensch bleibt Geschöpf. Daher ist Gott auch für den Menschen im Zustand des Himmels ein unbegreifliches Geheimnis. Der Mensch sieht Gott unmittelbar, aber er durchdringt ihn nicht, er durchschaut ihn nicht. Sein Blick auf Gott ist ein Blick in das Geheimnis. Die Unbegreiflichkeit Gottes kann für das Geschöpf nie, auch nicht im Zustand des Himmels, aufgehoben werden. Sie bildet keine ewige Tragik. Gerade das empfindet der Vollendete als Glück, dass es Gott, den Unbe-

greiflichen, gibt. Das ewige Mysterium Gottes ist ewige Seligkeit. Auch der Selige des Himmels erlebt Gott als den Weltüberlegenen, als den Heiligen und als den Herrn. Er begegnet Gott auch im Zustand des Himmels in der Haltung der Anbetung. Die Liebe, mit der er Gott umfängt, ist von der Anbetung durchglüht. Der Himmel ist die beglückt vollzogene ewige Anbetung Gottes.

Der Himmel ist Gemeinschaft mit Christus. Die Existenz des christusgläubigen Menschen ist dadurch gekennzeichnet, dass er „in Christus“ lebt und Christus „in ihm“. Das „Insein“ Christi im Menschen und dessen „Insein“ in Christus bedeutet nicht eine räumliche, sondern eine dynamische Gegenwart Christi. Der Gerechtfertigte wird von Christus durchherrscht. Er lebt unter der Wirkmacht des verklärten Herrn. Der Gemeinschaft mit Christus wird der christusverbundene Mensch im Glauben inne, nicht im Schauen. Christus ist ihm nahe. Aber er sieht ihn nicht. Im Gegensatz hierzu besteht das Leben des Himmels darin, dass der mit Christus Verbundene den Herrn unmittelbar sieht und sich seiner Vereinigung mit ihm unmittelbar bewusst ist. Der Vollendete des Himmels schaut Christus ins Antlitz, demjenigen, der das Gesetz seines Lebens war. Mit dem er den Kelch des Leidens getrunken, dem er sich in Gehorsam und Vertrauen überantwortet hatte, ohne ihn je von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Das Zusammensein mit Christus ist der Inbegriff von Vollendung und Seligkeit. Wo er ist, da ist das Paradies. Im Himmel sein heißt bei Christus sein. Allzeit beim Herrn zu sein ist für Paulus das höchste Ziel der Sehnsucht. Das irdische Leben des Christgläubigen ist dadurch gekennzeichnet, dass der Mensch von Christus durchherrscht wird. Im Himmel ist die vollkommene Herrschaft Christi verwirklicht. Sie bedeutet Überlegenheit über Sünde und Tod, Leid und Vergänglichkeit, Sättigung mit Wahrheit und Freude, Liebe und Herrlichkeit. Das himmlische Leben bringt Teilnahme an der Herrschaft Christi. Der vollendete Mensch im Himmel erkennt Christus unmittelbar als das Brot und das Leben, als das Licht und die Wahrheit.

Der Himmel bedeutet die höchste Vollendung des Menschen. Der Himmel ist die letztmögliche Erfüllung der menschlichen Seinsneigung zu Gott hin. Der Himmel ist die Ernte seines Lebens. Der Himmel ist die höchste Verwirklichung des menschlichen Wesens. Gott erfüllt den Seligen, indem er ihn über alle seine natürlichen Möglichkeiten hinaus an sich zieht. Aus der Vollendung des menschlichen Wesens und der Erfüllung aller Lebenssehnsucht strömt eine ungeahnte Seligkeit. Religiös-sittliche Vollendung und höchstes Glück sind im Zustand des Himmels endgültig auf das innigste miteinander verbunden. Es ist Glaubenssatz: Den von jeder Schuld und Strafe gereinigten Menschen wird eine vollkommene übernatürliche Seligkeit zuteil. In den Seligpreisungen verkündet Christus, dass es im jenseitigen Leben keinen Hunger und keine Träne mehr geben wird. Die hier hungern, werden dort gesättigt werden, die hier weinen, werden dort lachen. Sie leben in der Freude über ihr endgültiges Heil. Der Vollendete nimmt am ewigen Leben Gottes teil. Er steht im Lichte und in der Liebe. Das himmlische Leben ist Teilnahme am Herrlichkeitsleben Gottes, an der Fülle des Gottesgeistes, an dem Auferstehungsleben Christi. Es ist ein Leben des Reichtums und der Unvergänglichkeit, der Kraft und der Heiligkeit. Das ewige Leben ist höchste, von Gott gewirkte Aktivität des Menschen. Die Teilnahme am dreipersönlichen Lebensaustausch des Vaters, des Sohnes und des Geistes bedeutet lebendigstes Erkennen und innigste Liebe. Das ewige Leben übertrifft das irdische Leben an Lebendigkeit. Wenn wir den Himmel die ewige Ruhe nennen, so ist damit keine tötende Ruhe der Untätigkeit gemeint. Der Himmel ist höchstes Tun, aber es vollzieht sich mühelos, ohne Anstrengung, ohne Erschlaffung. In diesem Sinne ist er Ruhe. Den Vollendeten fehlt nichts mehr. Sie sind nicht auf der Suche oder im Ausgreifen nach dem ersehnten Glück. Sie besitzen alles, was sie begehren können und wollen. Die unmittelbare Gottesschau und die in ihr gründende Seligkeit wird nie ein Ende nehmen. Im Seligen kann keine Furcht aufkommen, dass er jemals verliert, was er besitzt. Er ist der Freundschaft Gottes über jeden Zweifel und für immer sicher.

Der Himmel ist keine Illusion. Er ist eine Wirklichkeit. Der Garant für seine Existenz ist der Offenbarere Jesus Christus. Er ist aus der Welt Gottes gekommen und in sie zurückgekehrt. Es ist apodiktisch gewiss, dass niemals ein Mensch auftreten wird, der die Nichtexistenz Gottes und des künftigen Lebens mit dem mindesten Scheine, geschweige dogmatisch, behaupten könne. Wir dürfen ohne Sorge sein. Unser Herr und Heiland täuscht und betrügt uns nicht. Er erfüllt, was er verheißt. Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gedrunken ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben. Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das heiligste Herz Jesu

21.06.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Monat Juni ist in der kirchlichen Überlieferung und in der Volksfrömmigkeit der Verehrung des heiligsten Herzens des Erlösers geweiht. Wenige Tage nach der Feier des Herrenleibes richtet sich der Blick der betenden Kirche auf das Herz des Herren. Die Herz-Jesu-Verehrung ist biblischen Ursprungs. Seitdem der Evangelist Johannes seine Erfahrung des am Kreuze gestorbenen Heilands der Christenheit übermittelte, hat diese nicht aufgehört, auf das von der Lanze durchbohrte Herz Jesu zu schauen. Die Kirchenväter sehen in dem Blut und Wasser, das aus der Seitenwunde Jesu floss, die Sakramente der Taufe und der Eucharistie vorgezeichnet. Damit verbindet sich die Lehre von der Geburt der Kirche aus der Seitenwunde Christi. Die Herz-Jesu-Verehrung blühte im Mittelalter auf. Der Evangelist Johannes wurde ihr Patron. Mechthild von Magdeburg, Mechthild von Hackeborn und Gertrud von Helfta umfingen das Herz des Herrn mit mystischer Glut und theologischer Tiefe. Die Andacht zum Herzen Jesu erfasste weite Kreise. Aus ihrer Frömmigkeit entstanden Herz-Jesu-Gebete und -Lieder. In der Neuzeit waren es vor allem französische Mystiker und Theologen, welche die Herz-Jesu-Verehrung, ihre Übungen, Gebetsformen und Andachtsbilder verbreiteten. Die Visionen der heiligen Margareta Maria Alacoque machten diese Verehrung volkstümlich. Sie erhielt vom Herrn den Auftrag, die allgemeine Verehrung des Herzens Jesu in der Form der Monatsfreitage, der Heiligen Stunde und in einem eigenen, von der ganzen Kirche zu feiernden Fest zu fördern. Sie tat es mit Erfolg. Die Päpste erkannten Sinn und Segen der Verehrung des Herzens Jesu und zeichneten sie durch Messformulare und Kirchenfeste aus. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts setzte eine volkstümliche Herz-Jesu-Verehrung ein; zahlreiche Herz-Jesu-Bruderschaften wurden gegründet, die sich ihr widmeten. In vielen Pfarreien war der Herz-Jesu-Freitag eine feste Institution. Der erste Freitag im Monat war der Herz-Jesu-Verehrung gewidmet. Zahlreiche Männer und Frauen hatten die Gewohnheit, zu beichten, die heilige Messe zu besuchen, die heilige Kommunion zu empfangen und die Litanei vom Heiligsten Herzen Jesu zu beten. Sie waren sich bewusst, dass sie sich dadurch dem Herzen Jesu weihen und dass sie seinen Segen nach Hause tragen. Hat ihnen doch der Herr verheißen: „Ich werde den Verehrern des heiligsten Herzens Jesu und ihren Familien den Frieden schenken.“ Meine Großeltern kannten die Verheißung, die Christus der heiligen Margareta Maria Alacoque gegeben hatte: „Ich werde die Häuser segnen, in denen das Bild meines heiligsten Herzens aufgestellt und verehrt wird.“ Und sie stellten dieses Bild in ihrer armen Wohnung auf. Ich selbst habe seit meinem ersten Priesterjahr 1951 gelernt und geübt, den Herz-Jesu-Freitag mit Messe (und früher vor ausgesetztem Allerheiligsten) zu feiern.

Aber in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts setzte der Absturz ein. Er wurde ausgelöst durch Theologen. Vor allem die Liturgiewissenschaftler waren und sind dem Herz-Jesu-Fest als so genanntes Ideenfest wenig gewogen. Unter dem Einfluss der Liturgischen Bewegung und durch die so genannte Liturgiereform ging die Herz-Jesu-Verehrung drastisch zurück und hörte vielerorts ganz auf. Die Feier des Herz-Jesu-Freitags ist weithin verlorengegangen. Die Kirche hat durch den Rückgang bzw. das

Aufhören der Herz-Jesu-Verehrung Unersetzliches eingebüßt. Das leibliche Herz des Herrn ist anbetungswürdig durch die Verbindung mit der Gottheit in der hypostatischen Union. Die Verehrung richtet sich also nicht auf das isolierte, sondern auf das lebendige, mit der göttlichen Person vereinigte Herz. Im Sinn der Andacht ist „Herz“ kein physiologischer, sondern ein ganz menschlicher Begriff. Herz ist ein Urwort, das in einem das Geistige und das Leibliche am Menschen nennt. Mit Herz ist nicht der Herzmuskel, sondern die innerste Mitte der leibhaftigen Person gemeint. Das lebendige, von der Person Christi nie getrennt zu denkende Herz, durch Liebe und Schmerz beeinflusst, lebendiges Symbol der gottmenschlichen Liebe, verdient Verehrung und Anbetung, wobei die Anbetung begründet ist durch die hypostatische Union, d.h. die Vereinigung von Gottheit und Menschheit in der Person des Erlösers. Es gilt also festzuhalten: Alle Verehrung, die dem Herzen Jesu erwiesen wird, gilt der Person des Herrn, dem ganzen Christus. Die Herz-Jesu-Verehrung ist ein latreutischer Kult, d.h. Anbetung und Praxis der göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe. Besonders werden auch die Weihe, die Sühne und die Nachahmung betont.

Die Motive dieser Verehrung sind Würdigung der Erlöserliebe, Nachbildung der Tugenden, Mitvollzug der Sühne, Leben in Bekehrung und Buße. Die Herz-Jesu-Verehrung erstrebt eine umfassende Hingabe an das Herz des Herrn zur möglichst tiefen Einheit der Liebe und des Lebens mit ihm. Sie soll sich auswirken in Wirk- und Opfergemeinschaft mit dem Erlöser für das Heil der Welt. Die Sühne richtet sich besonders auf das verschmähte Herz, das von unseren Sünden durchbohrte Herz. In dem Hymnus, den wir Priester am Herz-Jesu-Fest beten heißt es: „Die Lanze, die der Soldat schwingt, lenken unsere Sünden. Die Spitze des schrecklichen Speißes schärft die Todsünde.“

Die Herz-Jesu-Verehrung hat eine ganze Reihe von Übungen der Frömmigkeit ausgebildet. Vielleicht die wichtigste Äußerung ist das Halten und Beobachten des Herz-Jesu-Freitags. Der Herz-Jesu-Freitag lässt das heiligste Herz unseres Heilands nicht in Vergessenheit geraten. Er erinnert am Anfang jeden Monats an das Herz voll Güte und Liebe, den Quell des Lebens und der Heiligkeit, dem wir unsere Zeit und unsere Arbeit weihen sollen. Der Herr versprach der heiligen Margareta Maria Alacoque besondere Gnaden in der Sterbestunde für die, welche neun Monate hintereinander am Herz-Jesu-Freitag die Sühnekommunion empfangen. Eine besondere Qualität hat die Weihe an das heiligste Herz Jesu. Sie ist feierlicher Akt der Hingabe an das Herz des Herrn. Es besagt: Wir wollen ihm gehören und ihm folgen. Die Weihe ist zu verstehen als eine Teilnahme an der Liebe Jesu zum Vater und zu den Menschen im mystischen Leibe. Seit Papst Leo XIII. die Weihe der Welt an das Herz Jesu vollzogen hat, wird diese Weihe jeweils am Christkönigsfest erneuert. „O liebster Jesus, Erlöser des Menschengeschlechtes, blicke gnädig auf uns herab, die wir in Demut vor deinem Altare knien. Dein sind wir, dein wollen wir bleiben. Damit wir aber noch inniger mit dir verbunden werden, so weiht sich heute jeder von uns freudig deinem heiligsten Herzen.“ Zu den wertvollsten Herz-Jesu-Gebeten gehört die Herz-Jesu-Litanei mit ihrem betont biblischen Charakter. Herz-Jesu, mit dem Worte Gottes wesenhaft vereinigt. Herz-Jesu, brennender Feuerherd der Liebe. Herz-Jesu, geduldig und von großer Erbarmung. Herz-Jesu, Sühne für unsere Sünden. Herz-Jesu, mit Schmach gesättigt. Herz-Jesu, unser Friede und unsere Versöhnung. Am Herz-Jesu-Fest ist das Sühnegebet zum heiligsten Herzen Jesu zu verrichten. Es ist der Versuch, die frevelnde Kälte der Menschen und all das Unrecht, mit dem das Herz des Herrn überhäuft wird, in einem besonderen Ehrenerweis zu sühnen, wiedergutzumachen, was die Menschheit gegenüber diesem Herzen fehlen lässt.

Zwei Bitten sind es, die wir heute und alle Tage an das Herz unseres Erlösers richten sollen. Erstens. Heiligstes Herz Jesu, bilde mein Herz nach deinem Herzen! Von diesem Herzen kann und muss man lernen. Seine Gesinnungen, seine Absichten, seine Strebungen sollen die unseren werden. Die Litanei vom heiligsten Herzen Jesu sagt uns, wie dieses Herz beschaffen ist. Es ist ein heiliger Tempel Gottes, ein Zelt des Allerhöchsten; es ist ein Feuerherd der Liebe, eine Wohnstätte der Gerechtigkeit und Liebe; es ist geduldig und von großer Erbarmung; es ist gehorsam geworden bis zum Tode. Der große Bischof Johann Michael Sailer sprach oft das Gebet: „Gib mir, o Herr, ein kindliches Herz zum Glauben, ein mütterliches Herz zum Lieben, ein männliches Herz zum Handeln!“ Johannes Vianney, der heilige Pfarrer von Ars, pflegte seine Danksagung nach der heiligen Messe in die Worte zusammenzufassen: „Mein Herr, nun trag du den armen Menschen, der dich trägt.“ Ach, dass wir doch nicht ganz und gar unähnlich diesem Herzen wären! Dass wir seine Gesinnungen, seine Tugen-

den, seine Haltungen annähmen und bewahrten! Gott wird unsere Gebete erhören. Er wird seinen Verehrern die Erfüllung ihrer gerechten Bitten schenken. Christus hat doch den Herz-Jesu-Verehrern verheißen: „Die lauen Seelen werden eifrig werden. Die eifrigen Seelen werden sich rasch zur Vollkommenheit erheben.“ Zweitens. Die zweite Bitte, die wir an unseren Herrn richten, lautet: Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf dich. Christus ist unser Alles. Willst du eine Wunde heilen – er ist der Arzt. Wirst du von Fieber erhitzt – er ist die Quelle. Wirst du von Sündenschuld bedrückt – er ist die Rechtfertigung. Brauchst du Hilfe – er ist die Kraft. Fürchtest du den Tod – er ist das Leben. Verlangst du nach dem Himmel – er ist der Weg. Suchst du Speise – er ist die Nahrung. Darum kostet und seht, wie lieb der Herr ist. Selig, wer auf ihn vertraut! (Ambrosius). O meine lieben Freunde! Lasst uns aufrichtige und treue Verehrer des heiligsten Herzens Jesu werden. Nur durch sein Herz kann man ihn und seine Liebe verstehen. Christus wird den Dienst, den wir ihm in der Herz-Jesu-Verehrung erweisen, nicht unbelohnt lassen. Er steht zu den Verheißungen, die er seiner Dienerin Margareta Maria Alacoque gegeben hat: „Die Namen derer, die diese Andacht verbreiten, werden in mein Herz eingeschrieben und nie wieder daraus gelöscht werden.“

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Straft Gott? (1)

28.06.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Bischof von Limburg, Georg Bätzing, schrieb am 14. März 2020 an seine Diözesanen, „die Verbreitung des Corona-Virus [...] ist gewiss keine Strafe Gottes“. Der Präsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau erklärte am 25. Mai 2020: „Gott straft mit dieser Krise nicht.“ In trauter ökumenischer Gemeinsamkeit geben diese Kirchenführer vor zu wissen, dass die Pandemie, die alle Erdteile und Länder überzogen hat, in der Absicht und nach dem Willen Gottes kein Strafübel ist. Herr Bätzing gibt nicht an, welches die Quelle seiner Ansicht ist, und er begründet sie nicht; er stellt sie den Christen seines Bistums als sicher („gewiss“) hin. Man wird fragen: Ist er Empfänger von Privatoffenbarungen? Ist ihm ein Engel erschienen? Oder hat er mit dem Himmel telefoniert?

Strafe ist ein Übel, das jemand einem anderen mit Absicht zufügt, weil dieser eine missbilligte Handlung begangen hat. Strafen können mehrere Zwecke haben. Strafen dienen der Vergeltung oder Sühne, sollen künftige Straftaten verhindern und die durch die Straftat verletzte Gerechtigkeit wiederherstellen, sollen die durch die Straftat entstandene gesellschaftliche Störung beseitigen und so die Rechtstreue der Allgemeinheit stärken. Von Menschen verhängte Strafen sind nicht selten. Fast täglich hören oder lesen wir, dass die Gerichte Urteile ergehen lassen, mit denen Strafen über Rechtsbrecher verhängt werden, zumeist Geld- oder Freiheitsstrafen. Gibt es auch Strafen Gottes? Ich frage diejenigen, die vehement bestreiten, die ausgebrochene Pandemie könne eine Strafe Gottes über die sündige Menschheit sein: Glauben Sie überhaupt daran, dass Gott schon in der Pilgerzeit Strafen verhängt über einzelne Menschen und über ganze Gemeinschaften? Diese Frage ist berechtigt. Denn seit langer Zeit wird in der Kirche der Nachkonzilszeit kaum noch über Strafen Gottes gesprochen. Die Prediger des Wortes Gottes begnügen sich fast ausnahmslos damit, den barmherzigen Gott zu verkündigen; vom strafenden Gott schweigen sie. Ihnen sei gesagt: Wer ausschließt, dass Gott straft, und zwar auch mit irdischen, zeitlichen Strafen, verfehlt sich gegen das Wort Gottes und den Glauben der Kirche.

Dass Gott das Gute belohnt, das Böse bestraft, gehört zum ältesten Glauben der Menschheit, auch Israels. Aus der Heiligen Schrift wissen wir, dass Gott strafen kann und gestraft hat, den Einzelnen und die Gemeinschaft, ja das ganze Volk oder sogar die Menschheit. Das Alte Testament bietet uns zahlreiche Beispiele zeitlicher Strafen Gottes. Wurden die Stammeltern nicht wegen ihrer Sünde aus dem Paradies vertrieben? Ließ Gott nicht die Sintflut über die Erde kommen, um die sündige Menschheit zu strafen? Wurde die Vollendung des Turms von Babel nicht zur Strafe durch die Sprachverwirrung verhindert? Hat Gott die Ägypter nicht mit seinen Plagen gestraft, weil sie sein Volk Israel nicht freigeben wollten? Wurde nicht Moses strafweise vom Gelobten Lande ausgeschlossen, weil er zweifelte? Die Lasterstädte Sodom und Gomorrha (wo die widernatürliche Unzucht betrieben wurde) verbrannten in einem Feuer-, Salz- und Schwefelregen. Ihr Schicksal wird in der Bibel oftmals als warnendes Beispiel der Sünde und des göttlichen Strafgerichtes angeführt. Die Fachleute des Alten Testaments nehmen an, dass sich Gott eines tektonischen Bebens bediente, bei dem durch die Erdspalten Schwefel und Kohlenwasserstoff entwichen, sich in der Luft entzündeten und die Asphaltgruben und Naphthaquellen in ein Feuermeer verwandelten (Gen 14,10; 19,28). Das Volk Israel

verstand die Beherrschung durch seine Feinde und die Verbringung eines großen Teils der Bevölkerung nach Babylon als Strafe Gottes für seinen Ungehorsam und seine Widersetzlichkeit. Tobias, einer der nach Babylon Verbannten, erklärte: „Gott geißelt uns wegen unserer Missetaten.“ Die Propheten teilen diese Sicht. Der Prophet Jeremias sprach in Gottes Auftrag zum Volke: „Ich bringe Unheil über Juda und alle Bewohner Jerusalems, weil ich zu ihnen sprach, und sie nicht hörten, weil ich ihnen rief, und sie nicht antworteten (Jer 35,17). An anderer Stelle spricht Gott: „Weil ihr nicht auf mein Wort gehört, ... verhänge ich den Bann über sie und mache sie zum Entsetzen, zum Spott und zu ewiger Verödung“ (Jer 25, 9-11).

Auch im Neuen Testament lesen wir von Strafen, die von Gott über Menschen wegen ihrer Verfehlungen verhängt wurden. Wurde nicht Zacharias stumm, weil er dem Engel nicht glauben wollte? Gott straft durch Krankheiten. Daher sagte Jesus zu dem Geheilten, der 38 Jahre lang krank gewesen war: „Sündige nicht wieder, damit dir nichts Ärgeres widerfahre“ (Joh 5,14). Der Apostel Paulus sieht in den vielen Krankheiten und Todesfällen in der Gemeinde zu Korinth eine Strafe Gottes für den unwürdigen Empfang des Herrenmahles (1 Kor 11,30ff.). Die Zerstörung Jerusalems war Strafe für die Ablehnung des gottgesandten Messias durch das jüdische Volk. Als Jesus den Tempel verließ, traten seine Jünger zu ihm, um ihn hinzuweisen auf die gewaltigen Bauten. Er aber sprach zu ihnen. „Seht ihr dies alles? Wahrlich, ich sage euch: Es wird hier nicht liegengelassen werden ein Stein auf dem anderen, ohne abgebrochen zu werden“ (Mt 24,1-2). Dies geschah, weil Israel die Stunde seiner Heimsuchung nicht erkannt hatte. Die junge Kirche erlebte wiederholt Gottes strafende Hand. Fielen nicht Ananias und Saphira wegen ihrer Lüge vor Petrus tot zur Erde nieder? Der Chronist stellt fest: „Große Furcht kam über die ganze Gemeinde und über alle, die es hörten“ (Apg 5,11). Der jüdische König Herodes Agrippa I., der von 41-44 das ganze Reich seines Großvaters vereinte, ließ sich von Schmeichlern als Gott verehren. Zur Strafe für diese Gotteslästerung wurde er von Gott mit einer tödlichen Krankheit gestraft (Apg 12). „Von Würmern zerfressen, gab er seinen Geist auf.“ Der strafende Gott ist aus der Offenbarung Gottes nicht wegzudenken.

Die Lehrverkündigung der Kirche hält unentwegt daran fest, dass die Auflehnung des Menschen gegen Gott Strafe verdient und gestraft wird. Das freie Geschöpf hat die Fähigkeit, der göttlichen Liebe Widerstand zu leisten. Tut es dies, dann wird die abgewiesene Liebe zum Gericht. Strafe ist physisches, aus der Schuld entstehendes, von Gott verfügtes Übel. Dabei ist zwischen ewigen und zeitlichen Strafen zu unterscheiden. Die Todsünde zieht dem Menschen die ewige Verdammnis zu. Gott straft die Todsünde mit dem ewigen Tode. Die lässliche Sünde zieht zeitliche Strafen nach sich, die uns entweder schon auf Erden oder nach dem Tode im Fegfeuer treffen. Keiner entgeht der gerechten Strafe Gottes. Gott verfolgt mit seinen Strafen bestimmte Absichten. Er straft, aber er straft aus Liebe. Die erzieherische Züchtigung des Kindes aus Liebe zum Kinde ist im Alten Testament wie im Neuen Testament oft Bild für das göttliche Strafen (2 Sam 7,14; Is 10,24.30,11.31,18ff., Ps 94,12f.; Kgl 3,33; Spr 3,12; Hebr 12,6f.; Apk 3,19). Irdische Strafen schickt Gott, um den Sünder wieder gesund zu machen. Der Römische Katechismus lehrt: „Gott schlägt, um zu heilen, und schickt das Leid als Arznei. Er straft die Sünder, um sie durch die Züchtigung zu bessern und durch die zeitliche Strafe vom ewigen Verderben zu retten.“ Die Strafe hier auf Erden bezweckt Besserung, die Strafe im Jenseits einzig Vergeltung, schreibt der heilige Chrysostomus. Der Christ soll sich bemühen, die zeitlichen Sündenstrafen als eine Gnade anzunehmen. Er soll Leiden und Prüfungen jeder Art geduldig ertragen und (wenn die Stunde da ist) den Tod ergeben auf sich nehmen. Auch soll er bestrebt sein, durch Werke der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe sowie durch Gebet und Bußübungen den alten Menschen abzulegen und den neuen Menschen anzuziehen. Der Schriftsteller Julius Langbehn schreibt: „Wenn Gott mich fühlbar straft, dann möchte ich ihm um den Hals fallen. Denn ich weiß: Er tut dies nur, weil er sieht, dass ich geradewegs auf einen Abgrund zulaufe, vor dem er mich retten will.“

Dass Gott straft, ist in seinem Wesen und in seinen Eigenschaften begründet. Gott kommt die ontische (seinshafte) und die sittliche Heiligkeit zu. Er ist der unendlich Erhabene und der absolut Sündlose. Die Geschöpfe sind zur Teilnahme an Gottes Heiligkeit verpflichtet. Wie die Heiligkeit Christi sich in seiner Makellosigkeit dargestellt hat, so muss der christliche Wandel die Heiligkeit Christi sichtbar machen (1 Thess 4,1-12) in einem ehrbaren Wandel. Die Christen müssen sich der

Unzucht, der Unlauterkeit, der Leidenschaft, der bösen Begierde und der Habsucht enthalten. Denn „deretwegen kommt das Strafgericht Gottes über die Kinder des Ungehorsams“ (Kol 3,6). Wenn Gottes Name entweiht wird, dann heiligt Gott selbst ihn wieder. Er offenbart den Völkern seine Heiligkeit, indem er Gericht hält über Untreue und Überheblichkeit. Während der Wüstenwanderung Israels sprach Gott zu dem Volke: „Alle die Männer, die mich versucht und nicht auf meine Stimme gehört haben, sollen das Land, das ich ihren Vätern zugeschworen habe, nie und nimmer zu Gesicht bekommen. Keiner von allen, die mich verhöhnt haben, soll es zu sehen bekommen“ (Num 14,20-23). Das war die Strafe des heiligen Gottes über die unheiligen Menschen. Mit der Leugnung eines heiligen Gottes fällt die Idee der vergeltenden Gerechtigkeit.

Gott ist gerecht. Der Begriff der Gerechtigkeit Gottes ist vielschichtig. Sie bezeichnet (bei Paulus) meist das Heilshandeln Gottes. Gerechtigkeit ist auch eine Eigenschaft des Willens Gottes. Er handelt gerecht, und er urteilt gerecht. Die Gerechtigkeit Gottes verlangt, dass er das richtige, d.h. dem beiderseitigen Wesen entsprechende Verhältnis zu einem anderen einnimmt. Die Gerechtigkeit Gottes äußert sich (auch) als vergeltende Gerechtigkeit. Sie besteht darin, dass Gott das Gute belohnt und das Böse straft. Gott hat bestimmt, dass mit dem sittlichen Wert der Lohn, mit der Sünde die Strafe verbunden sein soll. Gott bestraft das Böse. Er verhängt Abschreckungsstrafen, Besserungsstrafen und Vergeltungsstrafen. Die Heilige Schrift des Alten wie des Neuen Testaments ist davon überzeugt, dass der Frevler, wenn er der irdischen Gerechtigkeit entgeht, der strafenden Gerechtigkeit Gottes überantwortet wird. Thomas von Aquin lehrt lapidar: Gott will die Strafe, weil er die Gerechtigkeit will.

Die Heilige Schrift kennt den Zorn Gottes. Ja, der Zorn Gottes ist eine grundlegende Wahrheit des sich offenbarenden Gottes. Der Zorn Gottes ist sein heiliger Widerwille gegen alles Böse (Röm 1,18-3,20; Eph 2,3) wie sein richterliches Eingreifen (Mt 3,7; Röm 2,5 u. ö.). Die Sündhaftigkeit der Menschen ruft nach dem Neuen Testament den Zorn Gottes hervor (Röm 1,18-3,20; Eph 2,3). Er wird zusammen mit der Gerechtigkeit Gottes geoffenbart (Röm 5, 8,10; 9,22). Der Zorn Gottes innerhalb der Geschichte der Menschen (Röm 1,18; 3,9ff.; Joh 3,30) weist auf den endgültigen Zorn Gottes, den „Tag des Zornes“ (Röm 2,5; Apk 6,10f.) hin. Der Apostel Paulus schreibt der Gemeinde in Rom: „Lasst dem Zorngerichte Gottes Raum. Denn es steht geschrieben: Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr“ (5 Mos 32,35).

Gottes Heiligkeit, seine Gerechtigkeit und sein Zorn münden in dem Gericht. Es ist ein Glaubenssatz, dass Gott Richter ist und Gericht hält. Das göttliche Gericht ist die Betätigung der vergeltenden und besonders der strafenden göttlichen Gerechtigkeit. Gott erlässt nicht bloß die Gesetze der sittlichen Weltordnung. Er belohnt auch alle guten Handlungen nach ihrem Wert und straft alle bösen Handlungen je nach ihrem Unwert. Jedes göttliche Gericht schließt in sich ein unfehlbares Urteil über den sittlichen Wert der freien Handlungen und den ganzen sittlichen Zustand des Geschöpfes, die Zumessung des entsprechenden Entgelts, sei es Lohn oder Strafe, endlich die Vollstreckung des Urteils. In Bezug auf den Menschen offenbaren sich die Gerichte Gottes am Anfang, im Verlauf und am Ende seiner Geschichte. Am Anfang der Menschengeschichte steht das Gericht Gottes über die Sünde der Stammeltern. Im Kreuzestod Christi vollzog sich das große Gottesgericht über die ganze sündige Menschheit. Dies war aber nicht bloß eine Offenbarung der göttlichen Gerechtigkeit, sondern auch der göttlichen Gnade und Erbarmung. Im Verlauf der Menschengeschichte vollzog und vollzieht Gott fortwährend Gerichte, besonders Strafgerichte, sowohl über einzelne Menschen als auch über ganze Völker und Reiche. Dies geschieht dadurch, dass er ihnen auf dem Weg der Vorsehung zeitlichen Lohn und zeitliche Strafe zuteilt. Von besonderer Qualität sind die letzten Gerichte. Die katholische Lehre unterscheidet das Gericht beim Tode des einzelnen Menschen, das besondere Gericht, und das Gericht am Ende der Zeiten, das allgemeine, letzte, jüngste oder Weltgericht. Das Gericht über die Sünde hub an am ersten Tage der menschlichen Geschichte, da die sündigen Menschen aus dem Paradiese vertrieben wurden. Es setzte sich fort in der Sintflut und nahm seinen Verlauf durch die Katastrophen der Jahrhunderte hindurch. Der Sinn aller göttlichen Gerichte vor dem Weltgericht ist die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, der seiner nicht spotten lässt. Aber zugleich auch das Heil der Menschen. Sie sollen durch Gottes Gerichte zur Besinnung gerufen und vor der Verurteilung im letzten Gericht bewahrt bleiben. Der Gerichtsgedanke nimmt im Alten wie im Neuen Testament einen beherrschenden Platz ein. Als Schöpfer der Welt ist Gott auch ihr Herr. Zu Gottes Königtum

gehört auch das Gericht. Der Glaube, dass Jahwe richtend, vergeltend in die Geschichte eingreift, beherrscht das ganze Alte Testament. Die Propheten verstehen die Geschichte Israels als göttliches Strafgericht für den immer wieder erfolgten Abfall von Jahwe. Nicht nur über die Heidenvölker, sondern auch über Israel wird Jahwes Zorn sich entladen. Weil Jahwe es allein zu seinem Volk erwählt hat, wird er alle seine Verschuldungen strafen (Am 3,2). Der Prophet Amos beklagt die Unbußfertigkeit des Volkes Israel. Gott hat es mannigfach gestraft mit Trockenheit, mit Pflanzenschädlingen, mit Krankheiten und Verwüstungen. Aber das Volk hat sich nicht bekehrt. Darum kündigt er noch härtere Strafen an (Am 4-6). Der Zweck des Gerichtes ist ein doppelter: die Aufrichtung der vollendeten Gottesherrschaft und die Reinigung des Volkes von allen unheiligen Wesen (Is 65,11ff.). Gottes richtendes Eingreifen in die Geschichte erstreckt sich nicht nur auf die Völker, sondern auch auf den einzelnen Menschen.

Auch im Neuen Testament nimmt der Gerichtsgedanke einen beherrschenden Platz ein. Er gehört zum christlichen Elementarunterricht. Die Verkündigung Jesu ist vom Gerichtsgedanken durchtränkt. Das Gericht ist der Erntetag Gottes, an dem er Unkraut und Weizen scheiden wird. Der Hebräerbrief 10,19-31 warnt mit Berufung auf das Gericht vor Erschlaffung und Rückfall in den vorchristlichen Zustand: „Schrecklich ist es, in die Hände Gottes zu fallen“ (10,31), „vor dem wir Rechenschaft abzugeben haben“ (4,13). Wegen der Sünde brechen über die Christus ablehnende Welt seit dem Tode Christi immer neue und immer wachsende Strafgerichte herein. Je intensiver die Auflehnung gegen Gott wird, umso intensiver werden Gottes Gerichte. In den Zusammenbrüchen aller Art, in dem Untergang von Reichen und Städten, angefangen von der Zerstörung Jerusalems bis zur Vernichtung der widerchristlichen Welthauptstadt Babylon, in den Fluten, in denen Felder und Wälder versinken, in dem Eisenhagel, in dem Heere und Völker sterben, hält Gott Gericht über die Welt, die seine Liebe verhöhnt und das Kreuz seines Sohnes ablehnt. Die Haltung, die dem Menschen angesichts der Gerichte Gottes geziemt, ist die Furcht. Dementsprechend heißt es im Psalm 118: „Ich fürchte mich vor deinen Gerichten.“ Und an anderer Stelle: „Durchbohre mein Fleisch mit der Furcht vor dir.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Straft Gott? (2)

05.07.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Kirche hat die Belehrung über Sünde des Menschen und Strafe Gottes in der Offenbarung systematisch zusammengefasst. Die kirchliche Lehre von den Sündenstrafen ist enthalten in der Lehre von der Erbsünde und dem Bußsakrament sowie vom Ablass, aber auch in der Lehre von der Hölle und dem Fegfeuer. Sie Sünde hat eine doppelte Folge. Die schwere Sünde beraubt uns der Gemeinschaft mit Gott und macht uns dadurch zum ewigen Leben unfähig. Diese Beraubung heißt ewige Sündenstrafe. Sodann zieht jede Sünde eine schädliche Bindung an die Geschöpfe nach sich, was der Läuterung bedarf, sei es hier auf Erden, sei es im jenseitigen Läuterungszustand. Diese Läuterung befreit von den zeitlichen Sündenstrafen. Der würdige Empfang des Bußsakramentes bewirkt die Nachlassung der Schuld und die Befreiung von der Verdammnis, der ewigen Strafe. Doch die Tilgung der Schuld bringt nicht immer notwendig die Vergebung von zeitlichen Sündenstrafen mit sich.

Gott straft schon im Diesseits vielfach die Sünden und vergilt im Jenseits endgültig die Auflehnung gegen seinen heiligen Willen. Gott kann die Sünde auf mannigfache Weise strafen. Einmal straft sich der Sünder selbst. Er beschädigt oder zerstört die Gemeinschaft mit Gott und den Menschen. Er schwächt das Vermögen, Gutes zu tun. Er verstärkt in sich die Neigung zum Bösen. Die begangene Sünde drängt auf Wiederholung. Zum anderen kann Gott die Kräfte der Natur und der Menschen erwecken, den Sünder zu peinigen. Die Kirche rechnet mit solchen Strafen. Sie betet seit 2000 Jahren: „Vor Pest, Hunger und Krieg erlöse uns, o Herr.“ Es gibt keine eindeutigen Erfahrungen Gottes im Zeitgeschehen. Gott kann in der Geschichte nicht mit Sicherheit festgestellt werden, so dass man sagen könnte: Hier ist er, dort ist er nicht. Falsch ist die Meinung, dass man von einem Ereignis der Geschichte mit Sicherheit sagen könnte, Gott sei darin gänzlich abwesend. Ebenso verkehrt ist die gegenteilige Ansicht, dass in einem geschichtlichen Ereignis klar und bestimmt Gottes Stimme und Anruf vernommen werden könne. Aber wir dürfen und sollen fragen, was bestimmte Geschehnisse nach Gottes vermeintlichem Willen bedeuten und uns sagen sollen. Ich habe keine Gewissheit, dass die Pandemie Corona-Virus eine Strafe Gottes ist. Aber ich halte es für möglich. Gott ist heilig und gerecht. Er straft den Aufstand der Menschheit gegen ihn.

Wir gingen in unseren Überlegungen aus von der Behauptung des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, die Pandemie, welche die ganze Erde überzogen hat, sei „gewiss“ keine Strafe Gottes. Eine solche Aussage ist unmöglich. Es ist ausgeschlossen, kategorisch zu erklären, ein Geschehnis, ein Unfall oder eine Tragödie, eine Seuche sei keine Strafe Gottes. Die solches tun, maßen sich an, im Rate Gottes zu sitzen. Das tun Vertreter beider Konfessionen unentwegt. Niemand hat sie dazu ermächtigt. Es ist aber auch unzulässig, mit Bestimmtheit zu behaupten, ein Vorfall, ein Umstand, ein Zwischenfall sei eine Strafe Gottes. Wir kennen das Wesen und die Eigenschaften Gottes. Wir wissen um seinen Willen, den er uns in der Naturordnung und in der Offenbarung kundgetan hat. Danach dürfen wir wagen, Ereignisse der Geschichte zu deuten. Die endgültige Feststellung, wieweit geschichtliche Ereignisse Gottes Auftrag und Werk sind, kann von niemand anderem als von Gott selbst getroffen werden. Er trifft sie im Jüngsten Gericht. Das Jüngste Gericht

ist die letzte Instanz und die einzige Instanz. Es ist die einzige Zuversicht, die uns Menschen bleibt, deren Schicksal es ist, unseren verantworteten Beitrag zur Geschichte zu erbringen.

Der jüdische Historiker Michael Wolffsohn wirft den Kirchenvertretern vor, angesichts der Seuche nicht die Grundfrage des Seins gestellt zu haben, nämlich: ist so etwas gottgewollt? Warum sind Kirchenvertreter in ökumenischer Gemeinsamkeit so eifrig bemüht, zu erklären, die Pandemie sei keine Strafe? Sind sie der Meinung, dass in ihren Gemeinden und Religionsverbänden nichts Strafwürdiges geschieht? Kennen sie noch die Lasterkataloge des Apostels Paulus, wo die Sünden aufgeführt sind, die vom Reiche Gottes ausschließen, also ewiger Strafe gewärtig sein müssen? An die Gemeinde in Korinth schreibt der Apostel Paulus: „Täuscht euch nicht! Weder Unzüchtige noch Götzendiener, noch Ehebrecher, noch Lüstlinge, noch Knabenschänder, noch Diebe, noch Geizige, noch Säufer, noch Lästler, noch Räuber werden das Reich Gottes besitzen“ (1 Kor 5,9f.). Gibt es das alles nicht in unseren Städten und Dörfern, in unseren Ländern und in allen Kontinenten? Wollen die Bischöfe und Kirchenpräsidenten vielleicht vertuschen, dass die Sünden der Einzelnen und der Völker zum Himmel schreien? Und dass sie gegen das wuchernde Laster nichts oder wenig getan haben? Hat der evangelische Landesbischof von Bayern nicht die homosexuellen Pfarrer aufgefordert, sich froh und fröhlich in den Pfarrhäusern zu vergnügen? Wehren die Bischöfe vielleicht deswegen die Annahme ab, es könne sich bei der Pandemie um eine Strafe Gottes handeln, weil sie andernfalls sich bekehren und von ihren falschen Wegen – wie dem Synodalen Vorgang – ablassen müssen?

Jesus hielt den Pharisäern vor, sie wüssten das Aussehen des Himmels und die Aussichten des Wetters zu deuten, aber in die Zeichen der Zeit könnten sie sich nicht finden (Mt 16,3). Das Zweite Vatikanische Konzil spricht an vielen Stellen von den Zeichen der Zeit. Das Konzil erklärt, der Kirche obliege die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten (GS Nr. 4). Die Priester werden aufgefordert, die Zeichen der Zeit zu verstehen (PO Nr. 9). Ich versuche, dieser Einladung nachzukommen. Welches sind die Zeichen unserer Zeit? In fünfzig Ländern der Erde werden Christen blutig verfolgt, Missionare getötet, Gotteshäuser niedergebrannt, Bekehrungen zum Christentum mit Strafen bis zur Todesstrafe geahndet. Indessen geht in den ehemals christlichen Ländern der Abfall vom Glauben mit Riesenschritten voran. Frankreich und Spanien werden von linken politischen Kräften zuerst der Entsittlichung, dann der Entchristlichung unterworfen. In Deutschland erklären jedes Jahr Hunderttausende den bürgerlichen Kirchenaustritt. Zum ersten Mal ist im Jahre 2019 die Zahl der ausgetretenen Katholiken höher als der Protestanten. Ein evangelischer Autor führt dies auf die Anpassung der katholischen Kirche an den Protestantismus zurück. Lateinamerika hat aufgehört, ein katholischer Kontinent zu sein. Im Jahre 1970 waren 92 Prozent der Bewohner Katholiken. Heute sind es noch etwa 50 Prozent. Millionen sind abgefallen zum Protestantismus. In Honduras sind 39 Prozent der Einwohner Protestanten und nur noch 37 Prozent Katholiken.

Die katholische Theologie, einst als Glaubenswissenschaft bezeichnet, ist weithin ein Tummelplatz von Systemveränderern und Protestantisierern geworden. Seit 200 Jahren geht von der sogenannten Bibelwissenschaft eine systematische Zerstörung des christlichen Glaubens aus. Vom protestantischen Bereich schwappte die Woge in den katholischen Raum über. Joseph wird zum biologischen Vater Jesu erklärt. Jesus sei nicht in Bethlehem geboren, erklärt der Kardinal Kasper, Berater des Papstes. In einer katholischen Bildungsstätte stellte der Vortragende, ein katholischer Priester, die Bibel als eine zufällige Sammlung beliebiger Bücher dar. Die Gottessohnschaft Jesu wurde als „nachösterliches Interpretament“ ausgelegt, die Jungfrauengeburt als ganz normale Geburt durch eine junge Frau. Was die Wunder betrifft, so weiß man nicht genau, wie es nun wirklich war; wahrscheinlich waren diese Zeichen „überhöhte Markenzeichen“ eines Menschen, der den Anspruch erhebt, Messias zu sein. Immer mehr Katecheten und Seelsorger verlassen den Boden der katholischen Lehre und verkünden einen Gott, den Menschen nach ihrem Bilde geschaffen haben. Die Dreieinigkeit und die Transsubstantiation fallen unter den Tisch. Der wahre lebendige Gott verschwindet aus dem Horizont der Menschen. Der ehemalige Theologieprofessor Gotthold Hasenhüttl prägte die Formel: Gott ereignet sich in der menschlichen Liebe. Der Herr bildete mit Billigung seines Bischofs jahrzehntelang Religionslehrer aus. Die katholische Moralthologie ist zusammengebrochen. Die hochbesoldeten Moralthologen haben die meisten Bischöfe mit ihren Verirrungen angesteckt. Im Hinblick auf die

Empfängnisverhütung verweigerten die Bischofskonferenzen vieler Länder Papst Paul VI. die Gefolgschaft und geben die 2000jährige Lehre der Kirche auf. Der verbindliche Maßstab der Sexualität, die gottgeschaffene menschliche Natur, ist zerbrochen. An die Stelle der ewig gültigen Normen sind die permissiven Empfehlungen des Hedonismus und der Promiskuität getreten. In der Gesellschaft wird die Gender-Ideologie durchgesetzt. Jeder kann sich das Geschlecht aussuchen, das ihm gefällt. Aus einem Mann kann eine Frau werden und aus einer Frau ein Mann. Die Homosexuellenbewegung ist der Motor der globalen sexuellen Revolution. Der Begriff des Normalen wird tabuisiert und unter Ideologieverdacht gestellt. Die politische Macht betreibt die Entsittlichung: Das Gute wird böse und das Böse gut genannt. Die verpflichtende Sexualerziehung in der Schule führt Kinder und Jugendliche in hedonistische Sexualität ein. Der Zustand unserer Gesellschaft ist geprägt durch Millionen zerbrochener Familien, alleinerziehender Väter und Mütter, Kinder und Jugendliche mit tiefen seelischen Wunden, Millionen missbrauchter Kinder. Dazu kommt die millionenfache Tötung von Kindern im Mutterleib. In Frankreich jedes Jahr 200 000. Die Zahl der intakten, kinderreichen Familien ist auf ein Minimum gesunken. Die Priesterseminare in den meisten europäischen Ländern stehen leer. Der Priestermangel wächst sich zu einer Katastrophe aus. Der Besuch der Gottesdienste ist auf ein historisches Tief gesunken. In Holland hat die Zahl der Kirchgänger von 60% auf weniger als 5% abgenommen. 51% der Bevölkerung sind konfessionslos. Die katholische Kirche befindet sich in der tiefsten Krise ihrer Geschichte. Es ist die Krise der Selbstzerstörung.

Die Wahrheit, das Bekenntnis zur Wahrheit und die Verkündigung der Wahrheit in den religiösen und ethischen Fragen werden abgelehnt. Wer an der Wahrheit festhält, gilt als intolerant. Dem Wahrheitsrelativismus gilt die Entschlossenheit, die Wahrheit zu beanspruchen, als Intoleranz. Anpassung an die aus den Fugen geratene Welt wird verlangt. Wer vom Mainstream der veröffentlichten Meinung abweicht, wird nicht widerlegt, sondern geächtet. Ein neuer Totalitarismus zeichnet sich ab, der im Namen der Freiheit die Freiheit zerstört.

Ich habe nur wenige Gegenstände aufgeführt, die geeignet sind, als Zeichen der Zeit erkannt zu werden. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man feststellt, dass die Menschheit im weitesten Ausmaß vom Willen Gottes und vom Weg seiner Gebote abgeirrt ist und sich laufend immer mehr davon entfernt. Dafür hat sie Strafe von Gott verdient. Wie Gott straft, ist seiner Weisheit überlassen. Ob ein bestimmtes Widerfahrnis eine Strafe Gottes ist, weiß Gott allein. Wenn er es nicht eigens offenbart und durch erwählte Boten den Menschen mitteilt, haben wir keine unmittelbare Kenntnis davon, dass bestimmte Geschehnisse Strafen Gottes sind. Aber wir kennen Gottes Wesen, wissen um seinen Abscheu vor Sünde und Laster. Ist es abwegig, anzunehmen, die über die ganze Erde hereingekommene Pandemie sei eine Strafe Gottes? Verstehen Sie mich recht: Ich weiß es nicht, ob die Seuche globalen Ausmaßes eine Strafe Gottes ist, und ich behaupte nicht, es zu wissen. Aber ich halte es für möglich. Wenn Gott nicht mit Krankheiten und Seuchen straft, warum hat die Kirche seit 2000 Jahren gebetet: „Vor Pest, Hunger und Krieg bewahre uns, o Herr?“ Einmal angenommen, die Pandemie sei keine Strafe Gottes. Ist sie dann vielleicht eine Warnung und eine Mahnung? Könnte es nicht sein, dass Gott uns das „Weiter so, wie bisher“ abgewöhnen und uns an die Aufforderung des Apostels Paulus erinnern will: „Macht euch nicht die Art der Welt zu eigen, sondern wandelt euch um durch Erneuerung eures Denkens, um zu erforschen, was Gottes Wille ist“ (Röm 12,2)? Geistig und sittlich hochstehende Personen versichern mir: „So kann es nicht weitergehen.“ Sie meinen damit das wüste Treiben einer außer Rand und Band geratenen Gesellschaft, aber auch die Selbstzerstörung der Kirche durch verirrte Theologen, unfähige Hirten und aufsässige Kirchenglieder. Sollte die Seuche nicht Anlass sein, uns zu bekehren? Die dringend notwendige Wende von der Gottvergessenheit zum Gehorsam gegen Gott vorzunehmen? Wäre es nicht an der Zeit, in der Kirche die längst überfälligen Maßnahmen zu treffen? Welche denn? Nun zum Beispiel das unselige Zentralkomitee der Katholiken aufzulösen? Aufzuhören mit Eucharistiefiern, in denen das Geheimnis Gottes in Anbetung und Ehrfurcht nicht mehr zu spüren ist? Bischöfe von ihren Stühlen herunterzuholen, die geoffenbarten Glaubenswahrheiten widersprechen und die Weihe von Frauen zu Priestern fordern? Der Apostel Petrus erinnert in seinem zweiten Brief an die Städte Sodom und Gomorrha. Gott hat sie zur völligen Vernichtung verurteilt und in Asche gelegt zum warnenden Beispiel für künftige Frevler. Lassen wir uns warnen? Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Pius XII. (1)

12.07.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Für den Außenstehenden, aber auch für die Glieder der Kirche ist das hervorragendste Kennzeichen der katholischen Kirche das Amt des Papstes. Die Kirche wird vielfach als die Papstkirche bezeichnet. Luther hat sie mit infernalischem Hass bekämpft. Der Bischof von Rom ist der Nachfolger Petri, das Haupt des Bischofskollegiums, der Stellvertreter Christi und der Hirt der gesamten Kirche auf Erden. Er ist auch ein Glied der Kirche, wenn auch ihr hervorragendstes. Tatsächlich ist für das Wohl und Wehe der Kirche in hohem Maße bestimmend, wer der Mann ist, der an ihrer Spitze steht. Ein Nachfolger Petri, der seinem Amt gewachsen ist, der die persönlichen Eigenschaften besitzt, die diesem Amt angemessen sind, ziert die Kirche, gewinnt das Vertrauen der Kirchenglieder, nötigt die Draußenstehenden zu Achtung und Anerkennung. Ein solcher Papst war Pius XII., der die Kirche von 1939 bis 1958 regierte. Eugenio Pacelli war am 2. März 1876 geboren, also gleichaltrig mit Konrad Adenauer, und zwar als Bürger der Stadt Rom und Glied einer Familie, deren Angehörige im Dienst des Heiligen Stuhles standen. Er verbrachte die ersten Jahre seit seiner Priesterweihe an der Römischen Kurie, also im Dienste der Päpste Leo XIII. und Pius X., und gewann so gründlichen Einblick in die Regierung der Gesamtkirche. Danach fand er Verwendung in der Diplomatie. Als Titularbischof von Sardes wurde er Apostolischer Nuntius am bayerischen Hof (1917), anschließend (1920) beim Deutschen Reich in Berlin. 1929 beförderte ihn Pius XI. zum Kardinal, 1930 zum päpstlichen Staatssekretär. Pius XI. starb am 10. Februar 1939. Pacelli wurde am 2. März 1939 in einem Konklave, das nur einen Tag dauerte, zum Papst gewählt. Die Kardinäle trauten ihm offensichtlich in überwältigender Mehrheit zu, die Kirche in einer Weltlage, die von Tag zu Tag bedrohlicher wurde, zu regieren. Auch sein Vorgänger hatte in ihm wohl den geeignetsten Mann für seine Nachfolge gesehen. Pius XI. hatte seinen Staatssekretär gezielt auf die Tiara vorbereitet, z.B. durch die Auslandsreisen nach Frankreich, Ungarn, Nord- und Südamerika. Pacelli hat ihn nicht enttäuscht. Er hat auf allen Gebieten seiner weitgebreiteten Tätigkeit Außerordentliches geleistet.

Sowohl als Nuntius und als Staatssekretär wie als Papst galten Pacellis angestrengteste Bemühungen der Erhaltung bzw. Wiederherstellung des Friedens auf Erden. In München betrieb er aufgrund der Friedensnote Benedikts XV. vom 1. August 1917 die Beendigung des 1. Weltkrieges, leider vergeblich. Die Mächte wollten keinen Frieden, der vom Papst vermittelt worden wäre. Unter Aufbietung seiner gesamten moralischen Autorität versuchte Pius XII. in den ersten Monaten seines Pontifikats mit Friedensappellen, Gebetsaufrufen und dem Vorschlag einer Fünfmächtekonferenz den drohenden neuen Krieg zu verhindern. Beschwörend rief er aus: „Mit dem Frieden ist nichts, mit dem Kriege alles verloren.“ Aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Das Unheil nahm seinen Lauf. Der Papst wollte nun wenigstens die Ausweitung des Krieges verhindern. Wiederholt versuchte er Mussolini vom Eintritt in den Krieg an der Seite Deutschlands abzuhalten. Auch diese Anstrengung war erfolglos. In dem dennoch ausgebrochenen Krieg wahrte er strikte Neutralität gegenüber den einander bekämpfenden Mächten. Durch eine im Stillen agierende Eingabepolitik bei den Regierungen, trug er vor allem zur Linderung der Leiden des Krieges bei.



Eine herausragende Tätigkeit Pacellis war sein Bemühen als Nuntius, Staatssekretär und Papst, vertragliche Bedingungen zwischen Kirche und Staat einzugehen. Auf diese Weise hoffte er, der Kirche den Raum freier Betätigung ihrer Sendung zu verschaffen und zu erhalten. Die Konkordate mit Bayern, Preußen, Baden und dem Deutschen Reich, die er zustande brachte, bestehen noch heute, allerdings mannigfach modifiziert. Dass er als Staatssekretär Pius XI. das Reichskonkordat abschloss, ist ihm vielfach übelgenommen worden. Die Kritik ist unberechtigt. Das Reichskonkordat wurde der Kirche von der Regierung Hitler/ Hugenberg angeboten. Der Heilige Stuhl konnte das Angebot nicht ablehnen, ohne sich dem Vorwurf auszusetzen, den guten Willen der Reichsregierung missachtet zu haben. Bei Zurückweisung des Konkordatsangebotes wäre dem Heiligen Stuhl die Verantwortung für jede schmerzliche Folge zugefallen. Die Absicht des Papstes Pius XI. und Pacellis bei dem Abschluss des Reichskonkordates war: Sie wollten der Kirche die Freiheit der Verkündigung, des Gottesdienstes, der Sakramentspendung, der Seelsorge, der Schule und der Erziehung erhalten. Das Reichskonkordat bot eine unanfechtbare Rechtsgrundlage für ihre Beziehungen zur Reichsregierung. Wer es missachtete, stand als Rechtsbrecher da. Das Reichskonkordat wurde zu der vertragsrechtlichen Form der Nichtanpassung der katholischen Kirche an das Dritte Reich. Trotz aller Umgehungen und Rechtsbrüche von Seiten der Regierung war das Reichskonkordat nicht wertlos. Es bot immer noch einen gewissen Schutz. Katholische Glaubensverkündigung und Seelsorge, Gottesdienst und Sakramentspendung waren bis zum Ende des Dritten Reiches, wenn auch vielfach eingeschränkt und behindert, möglich. Das Regime hätte sie weiter drosseln und einengen können, ohne dass es seine Existenz riskiert hätte, setzte sich aber offensichtlich ins Unrecht mit seinen Rechtsbrüchen. Die Kirche verteidigte sich im Ganzen gesehen als Volkskirche, als soziale Realität für die meisten Menschen. Dazu half auch das Konkordat. Hitler war zwar der Meinung, das Reichskonkordat sei hinfällig geworden. Vor einer amtlichen Kündigung schreckte er jedoch zurück. Der Abschluss von Verträgen mit diktatorisch regierten Staaten besagt keine wie immer beschaffene Anerkennung eines Unrechtssystems. Der Abschluss des Reichskonkordats war keine Zustimmung zum Nationalsozialismus. Bevor es abgeschlossen wurde, war Deutschland dutzende andere Verträge eingegangen. Der Heilige Stuhl verhandelt mit jeder Regierung, wenn es darum geht, den Menschen zu helfen und die Lage der Kirche zu verbessern. So hat die vatikanische Diplomatie jahrelang versucht, mit den Staaten des bolschewistischen Ostblocks in Kontakt zu kommen, um der Kirche das Überleben zu ermöglichen. Pius XII. legte sich – wie die Kirche es stets tat – nicht auf eine bestimmte Staatsform oder ein bestimmtes politisches System fest, forderte aber Recht und Gerechtigkeit von allen ein.

Der Papst ist in erster Linie universaler Lehrer der Kirche. Pius XII. erfüllte diese Aufgabe in hervorragendem Maße. Mit seinen 40 Enzykliken entwickelte er eine gewaltige lehramtliche Produktivität. Es gibt kaum eine religiöse Grundsatzfrage, die er nicht in seinen Reden und Schreiben behandelt hätte. Wer in einer Schwierigkeit der Glaubens- oder Sittenlehre nach Rom ausschaute, bekam mit Gewissheit eine präzise und gültige Antwort. In seinem Pontifikat gab es keine Unsicherheit in der Lehre. Aus der überaus reichen lehramtlichen Tätigkeit seien einige Gegenstände erwähnt. Die Enzyklika „*Divino afflante spiritu*“ vom 30. September 1949 legte die Aufgaben der Bibelwissenschaft dar. Der Papst drängte auf die Erforschung des Literalsinnes und die Darlegung des theologischen Gehaltes der Texte. Die Eigenart der biblischen Schriftsteller und die literarischen Gattungen sind zu berücksichtigen. Pius XII. vertiefte die Lehre von der Kirche (in der Enzyklika „*Mystici Corporis Christi*“ vom 29. Juni 1943). Die Kirche wird gleichgesetzt mit dem mystischen Leib Christi im Sinne von Kol 1,18 und Röm 12,5. Christus ist der Stifter des Leibes der Kirche. Dies geschah durch die Predigt des Evangeliums, durch das Leiden am Kreuz und durch die Geistsendung am Pfingsttag. Christus ist auch das Haupt des Leibes aufgrund seiner Vorrangstellung, aufgrund seiner Regierung der Kirche, aufgrund seiner Fülle und aufgrund seines Einflusses (Erleuchtung und Heiligung). Dieselbe ist einzig, unteilbar und sichtbar. Sie ist organisch, hierarchisch verbunden und mit lebensspendenden Heiligungsmitteln ausgestattet. Sie besteht aus klar bestimmten Gliedern. Wirkliche Glieder der Kirche sind nur die Getauften, die den wahren Glauben bekennen, sich nicht durch Häresie oder Schisma von ihr getrennt haben oder von ihr ausgeschlossen worden sind.

Häufig und tief eingreifend befasste sich Pius XII. mit dem Gottesdienst der Kirche, und zwar sowohl durch die Lehre als auch durch gesetzliche Regelungen. In der Enzyklika „*Mediator Dei*“ vom

20. November 1947 beschrieb er die Liturgie als öffentliche sowie äußere und innere Gottesverehrung, wobei das Hauptgewicht auf der inneren Gottesverehrung liegt. Entschieden trat er für die Notwendigkeit der persönlichen Frömmigkeit ein. Die Liturgie hängt von der kirchlichen Hierarchie ab, allein schon deswegen, weil sie in engem Zusammenhang mit der Glaubenslehre steht. Der Gebrauch der lateinischen Sprache ist ein allen erkennbares Zeichen der Einheit und eine wirksame Wehr gegen jegliche Verderbnis der wahren Lehre. Das Messopfer ist kein bloßes Gedenken des Leidens und des Todes Christi, sondern eine wahre und eigentliche Opferhandlung. Der göttliche Hohepriester tut hier durch seine unblutige Hinopferung das, was er schon am Kreuze tat, sich selbst dem ewigen Vater als Opfergabe darbringend. Es ist der gleiche Priester, Jesus Christus, dessen Person sein berufener menschlicher Priester vertritt; dieser handelt in der Kraft und an Stelle der Person Christi selbst. Es ist auch die gleiche Opfergabe, nämlich der göttliche Erlöser nach seiner menschlichen Natur und in der Wirklichkeit seines Leibes und Blutes. Verschieden ist jedoch die Art des Opfers. Am Kreuz geschah die Hinopferung durch den blutigen Tod. Auf dem Altar wird die Hinopferung des Erlösers durch äußere Zeichen, die Sinnbilder des Todes sind, deutlich gemacht. Die eucharistischen Gestalten versinnbildeten die blutige Trennung des Leibes und des Blutes Christi. Gleich sind auch die Opferzwecke, die Ehrung des himmlischen Vaters, die Gott geschuldete Danksagung, Sühne, Genugtuung und Versöhnung sowie Bittflehen. Im Begriff der Liturgie wird der Anteil der Gläubigen betont, die das Opfer mit dem Priester darbringen. Dem Papst entgingen gewisse bedenkliche Strömungen in der Theologie nicht. Er warnte vor eigenmächtigen Änderungen an der vorgeschriebenen Ordnung, vor der Geringschätzung der Privatmessen und der eucharistischen Anbetung. Der Papst verwarf Missbräuche. Er nannte die Ablehnung der privaten Messfeier und die Behauptung, die Priester dürften nicht gleichzeitig an mehreren Altären das Messopfer feiern. Der Papst begrüßte und förderte die Liturgische Bewegung. Er bejahte die aktive und bewusste Teilnahme der Gläubigen an den liturgischen Handlungen. Die Kirche habe jedoch schwerwiegende Gründe, unerschütterlich an der lateinischen Sprache festzuhalten (Ansprache 22. September 1956 in Assisi). Der Papst verwarf die Entfernung des gegenwärtigen Herrn im Tabernakel vom Hochaltar. „Den Tabernakel vom Altar trennen bedeutet zwei Dinge trennen, die nach Ursprung und Natur vereint bleiben müssen“ (22. September 1956).

Pius XII. war die überragende Bedeutung Mariens für die Kirche, die Lehre und die Frömmigkeit zutiefst bewusst. Dafür wurde die Dogmatisierung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (am 1. November 1950) bedeutsam. In der Apostolischen Konstitution *Munificentissimus Deus* vom 1. November 1950 formulierte der Papst exakt die Glaubenswahrheit. „Nachdem Wir immer und immer wieder inständig zu Gott gefleht und den Geist der Wahrheit angerufen haben, verkündigen, erklären und definieren Wir zur Verherrlichung des Allmächtigen Gottes, zur Ehre seines Sohnes, zur Mehrung der Herrlichkeit der erhabenen Gottesmutter in Kraft der Vollmacht unseres Herrn Jesus Christus, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und Unserer eigenen Vollmacht als von Gott geoffenbarten Glaubenssatz: Die unbefleckte, immerwährend jungfräuliche Gottesmutter Maria ist, nachdem sie ihren irdischen Lebenslauf vollendet hatte, mit Leib und Seele zur himmlischen Herrlichkeit aufgenommen worden.“ Schrittweise gestattete Pius XII. die Zelebration der Messe nach 13 Uhr und schließlich die Abendmesse (29. März 1947). Er erleichterte das Gebot der eucharistischen Nüchternheit und ordnete die Feier der Karwoche neu. Er stellte die nächtliche Osterfeier wieder her. Er schuf die Möglichkeit zur Spendung des Firmsakramentes durch Priester. Er veranlasste eine neue (lateinische) Übersetzung der Psalmen, die ja ein Wesensbestandteil des priesterlichen Gebetbuches, des Breviers, sind. Er nahm 33 Heiligsprechungen vor, darunter die seines Vorgängers Pius X. Es gibt keinen Punkt des christlichen Frömmigkeitslebens, zu dem Pius XII. nichts Förderliches gesagt hatte. Seine Verkündigung der katholischen Sittenlehre war umfassend und eindeutig. Die Fragen der Geschlechtlichkeit, insbesondere der Empfängnisverhütung, behandelte er mit der Offenheit und Klarheit, die für seine gesamte Lehrtätigkeit charakteristisch war.

Mit äußerster Gewissenhaftigkeit wachte Pius XII. über die Reinerhaltung des katholischen Glaubens. Es war ihm bewusst dass, wenn der Glaube fällt, alles andere danach stürzt. Er hat all die Abweichungen, Umbiegungen, Abirrungen und Zerstörungen im Glauben, die sich nach seinem Tode zeigen sollten, in ihren Wurzeln vorausgesehen. Der Papst wusste: Wenn man den Anfängen nicht

wehrt, ist ein späteres Anhalten von verzweifelter Schwierigkeit. Pius XII. war außerordentlich wachsam, was Abweichungen von der Lehre der Kirche betrifft. Zeugnis dieser Haltung war die Enzyklika „*Humani generis*“ vom 12. August 1950. Sie knüpfte an den Kampf Pius X. gegen den Modernismus an. Es war dem Papst bewusst, dass die Zersetzung des Glaubens, die unter diesem Begriff zusammengefasst wurde, eine ständige Gefahr ist. Der Zweck der Enzyklika ist in ihrem Titel angedeutet: „Über einige falsche Ansichten, welche die Grundlage der katholischen Lehre zu untergraben drohen“. Der Papst nennt die Gefahren. Erstens. In der Theologie ist es der Relativismus. Dieser unterschätzt nicht nur die kirchlich anerkannte Begrifflichkeit, sondern sieht auch in den theologischen Begriffen, ihrem Sachinhalt nach, nur Annäherungsversuche ohne dauernden Wert. Ferner verkennt er das kirchliche Lehramt als entscheidende Instanz in der Erklärung der Glaubensquellen. Zweitens. In der Erklärung der Heiligen Schrift bewertet der Modernismus diese als ein profanes Buch ohne Rücksicht auf die Analogie des Glaubens, die Überlieferung und das Lehramt. Ebenso falsch ist das Zurückgreifen auf eine symbolische Exegese, die den Literalsinn unterschätzt. Hier werden Irrtümer über Gotteserkenntnis, Schöpfung, das Übernatürliche, die Engel, die Erbsünde, die Kirche und den Glauben als Folge einer falschen Exegese genannt. Drittens. In der Philosophie wird die Vernunft gegenüber dem Willen abgewertet. Die großen metaphysischen Grundsätze werden abgeschwächt. Die traditionelle Philosophie wird missbilligt. Im letzten Teil der Enzyklika „*Humani generis*“ ist die Rede vom Verhältnis des Glaubens zur Natur- und Geschichtswissenschaft. Abgelehnt werden eine Entwicklungslehre, die den Wesensunterschied von Geist und Materie leugnet, und Hypothesen, die sich direkt oder indirekt gegen die Offenbarung wenden, wie z.B. die Leugnung des Monogenismus (alle Menschen stammen von einem einzigen Menschenpaar ab). Der Papst sprach von Theologen, die sich der Leitung des kirchlichen Lehramtes entziehen und damit Gefahr laufen, von der gottgeoffenbarten Wahrheit abzuirren und andere in den Irrtum hineinzuziehen. Was die einen noch verschleiert vorlegen, lehren andere offen und hemmungslos. Sie schwächen den Sinn der Dogmen ab. Sie ersetzen die von der Kirche gebrauchten Begriffe durch andere. Sie vernachlässigen oder verachten gar das kirchliche Lehramt. Sie schwächen die Autorität der Heiligen Schrift. Die Enzyklika „*Humani generis*“ ist keine vollständige Auflistung aller grassierenden Irrtümer. Die Verirrungen beispielsweise in der Moraltheologie und in der Soziologie werden nicht behandelt. Dennoch ist sie ein säkulares Dokument. Die Wachsamkeit des Papstes gegen Abweichungen und Verirrungen ließ niemals nach. In mehreren Ansprachen 1941 (AAS 1941, 504-512) und 1946 (AAS 1946, 381-385, 385-390) wandte er sich erneut gegen bedenkliche Aufstellungen von Theologen. Unter diesem Papst konnte Unsicherheit über das, was galt und verpflichtend war, nicht aufkommen.

Pius XII. war unermüdlich in seiner Sorge um die Priester der Kirche. In zahlreichen Schreiben und Ansprachen stellte er ihnen die Höhe der Berufung und den Ernst ihrer Verpflichtung vor Augen. Am 23. September 1950 erließ er das apostolische Mahnwort „*Menti Nostrae*“ über die erforderliche Heiligkeit des Priesterlebens und Priesterwirkens. Der Priester, der gleichsam ein zweiter Christus ist, muss, was auf dem Altare geschieht, auf sich anzuwenden bestrebt sein. Wie Christus sich selber aufopfert, muss auch sein Diener mit ihm sich aufopfern. Ebenso große Aufmerksamkeit wie dem Priestertum widmete der Papst dem gottgeweihten Leben. Am 21. November 1950 erließ er mit einer Apostolischen Konstitution neue Statuten für die Nonnenklöster. Die Enzyklika „*Provida mater*“ vom 2. Februar 1947 brachte die Ordnung der Säkularinstitute. Es sind dies Genossenschaften von Klerikern oder von Laien, deren Mitglieder zur Erreichung der christlichen Vollkommenheit und zur vollen Ausübung ihres Apostolats die evangelischen Räte in der Welt bekennen. Damit wurde eine eigenständige Form des Lebens der evangelischen Räte eingeführt. Die Angehörigen verpflichten sich zur Befolgung der ev. Räte, verbleiben aber normalerweise in ihrer weltlichen, beruflichen oder auch familiären Umgebung. Sie wirken ohne jede Kennzeichnung nach außen.

Die innere und äußere Einheit aller, die den christlichen Namen tragen, war Pius XII. ein Anliegen von höchstem Gewicht. Die einzige Möglichkeit, dieses Ziel zu erreichen, sah er mit der Kirche aller Zeiten in der Rückkehr der getrennten Christen zur katholischen Kirche. Am 20. Dezember 1949 erließ der Papst durch die Glaubensbehörde (das Heilige Offizium) einlässliche Richtlinien für den Umgang mit der sog. ökumenischen Bewegung. Die Instruktion ging davon aus, dass die Kirche die Bemühungen mit Anteilnahme verfolgt und durch ihr Gebet fördert, die dem Ziele zustreben, dass

alle, die an Christus glauben, eins seien. Sie nehme alle mit mütterlicher Liebe auf, die zu ihr als der einzig wahren Kirche Christi zurückkehren. Die zum Zweck der Wiedervereinigung der Außenstehenden mit der katholischen Kirche unternommenen Bestrebungen müssen jedoch von den rechten Grundsätzen geleitet werden. Durch den Vorwand, man müsse mehr Gewicht legen auf das Verbindende als auf das Trennende, könne ein gefährlicher Indifferentismus, d.h. Gleichgültigkeit gegenüber der Wahrheit, gefördert werden. Die katholische Lehre dürfe nicht den Meinungen der Außenstehenden angepasst und dadurch verdunkelt werden. In der Darstellung der Reformationsgeschichte dürfe man die Schwächen der Katholiken nicht übertreiben und die Schuld der Reformatoren nicht abschwächen oder gar den Abfall vom Glauben unterschlagen. Die katholische Lehre müsse in ihrem ganzen Umfang und in ihrer ganzen Reinheit dargelegt und erklärt werden, etwa die Rückkehr der Getrennten zu der einen wahren Kirche als den einzigen Weg zur echten Glaubenseinheit. Gemischte Zusammenkünfte und Gespräche von Katholiken und Nichtkatholiken dürfen nur von solchen Gläubigen besucht werden, die im Glauben gut unterrichtet und gefestigt sind. Jede Gemeinschaft im Gottesdienst sei zu vermeiden. Es ist bekannt, dass diese Grundsätze und Weisungen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil missachtet und ins Gegenteil verkehrt werden. Das Ergebnis ist, jedenfalls für Deutschland, die Protestantisierung der allermeisten katholischen Christen. Der sog. Ökumenismus, wie er heute betrieben wird, ist die Fortführung der sog. Reformation mit anderen Mitteln.

Pius XII. war alles andere als unbeweglich. Er nahm Risiken auf sich, wenn er meinte, sie eingehen zu können. Er war für Vorschläge und Änderungen nicht unzugänglich. Allerdings prüfte er sorgfältig, wohin die Reise gehen sollte. So erwog er den Gedanken der Einberufung eines Allgemeinen Konzils als Fortsetzung des Ersten Vatikanischen Konzils und verwarf ihn. Er vermochte eine Notwendigkeit eines solchen Vorhabens nicht zu erkennen, ahnte wohl auch die Gefahren, die darin beschlossen sind. Grundsätzlich zog er gemialen Beratungen mit Beschlussfassung die Einzelentscheidung des gut unterrichteten und beratenen Verantwortungsträger vor. Wer will, kann dieses Verhalten autoritär nennen. Er schuf ein neues Gesetz der Papstwahl (8. Dezember 1945). Gewählt ist, wer  $\frac{2}{3}$  der Stimmen der Wähler auf sich vereinigt plus einer weiteren Stimme. Dadurch sollte jedem Zweifel vorgebeugt werden, es könnte in der Zweidrittelmehrheit die Stimme des Gewählten selbst mitgezählt werden (Selbstwahl unzulässig). Zu welchem Wagnis er bereit war, dafür ist die Lebensgeschichte des Franziskanerpaters Gereon Goldmann, der zu dieser Zeit Soldat der deutschen Wehrmacht war, ein Beispiel. Auf einem Zettel gab er jedem katholischen Bischof die Befugnis, ihn zum Priester zu weihen. Als Goldmann diesen Zettel im afrikanischen Gefangenenlager vorwies, hielt man ihn für unglaubwürdig. Erst durch Nachfrage in Rom wurde die Echtheit bewiesen und Goldmann konnte in der Gefangenschaft die Priesterweihe empfangen. Der Papst unterstützte die Umsturzpläne hoher deutscher Militärs gegen das Hitler-Regime und unterbreitete sie dem britischen Geschäftsträger Francis D'Arcy Osborne. Damit ging er ein sehr hohes Risiko ein. Wenn sein Verhalten der deutschen Regierung bekannt geworden wäre, hätte es verheerende Folgen gehabt. Als Rom am 10. September 1943 von deutschen Truppen besetzt wurde, machte er den Vatikanstaat zur Asylstätte für unzählige Flüchtlinge. Damit gefährdete er die Exterritorialität des Vatikanstaates. Es ist bekannt, dass Hitler mit dem Gedanken spielte, den Papst gefangenzusetzen und die Römische Kirche aufzuheben. Für diesen Fall hatte Pius XII. eine Entschließung vorbereitet, dass er sein Amt aufgebe und die Häscher nicht mehr den Papst, sondern Eugenio Pacelli festsetzen.

Pius XII. hat Deutschland in seinen Jahren als Nuntius gründlich kennengelernt. Er durchreiste das Land von West bis Ost. Er fuhr in den Untertagebau eines Steinkohlebergwerks ein. Er nahm an den Passionsspielen in Oberammergau teil. Er besuchte den Katholikentag in Breslau. Er beherrschte die deutsche Sprache meisterhaft. Der Papst war ein Freund Deutschlands und der Deutschen, was ihm in manchen Ländern verdacht wurde. Seine engsten Mitarbeiter waren deutsche Priester. Sein Haushalt wurde von deutschen Ordensschwwestern geführt. Sein Beichtvater war ein deutscher Priester. Seine wohlwollende Menschlichkeit und seine liebevolle Anteilnahme erfuhren die unzähligen Soldaten, die ihn während des Krieges in Rom besuchten, sehr zum Ärger der nationalsozialistischen Regierung. Die deutschen Katholiken haben ihn geliebt und waren stolz auf ihn. Als Pacelli im Jahre 1929 seine Tätigkeit in Deutschland beendete, stand die Berliner katholische Jugend mit Fackeln

Spalier von seiner Wohnung in der Rauchstraße bis zum Bahnhof. Seine Zuneigung zu Deutschland war von Mut geprägt. Am 18. Februar 1946 ernannte er neue Kardinäle; darunter waren drei deutsche Bischöfe: Frings, Preysing und Galen. Es war eine kühne Tat, die deutschen Katholiken und das deutsche Volk, das soeben noch gegen die ganze Welt gestanden hatte, auf diese Weise auszuzeichnen.

Pius XII. war eine wohlgeordnete, beherrschte und gebildete Persönlichkeit. Er besaß scharfen Verstand, ausgezeichnetes Gedächtnis, große Sprachgewandtheit und starken Arbeitswillen. Sein Leben und jeder Tag war von strengster Disziplin geprägt. Er verlangte sich selbst unaufhörlich Höchstleistungen ab. Entspannung und Erholung kamen zu kurz. Am Ende seines Lebens wurde von sachkundiger Seite festgestellt: Der Papst ist nicht krank, aber er ist verbraucht, erschöpft. Pius XII. war theologisch und kanonistisch bestens geschult. Es bestätigte sich in ihm die Erfahrung der Kirchengeschichte, dass ein juristisch qualifizierter Papst in der Regel einem anderweitig gebildeten überlegen ist. Pius XII. war ein Meister der Diplomatie. Eine Institution wie die Kirche, die über keine äußeren Machtmittel verfügt, ist darauf angewiesen, sich mit den Mächtigen der Erde zu verständigen. Dazu braucht es Gespräche und Verhandlungen. Pius XII. war diesen Anforderungen gewachsen. Pius XII. war ein im Glauben tief verwurzelter, überzeugter, froher Christ, der aus dem Glauben lebte. Pius XII. war ein zuverlässiger und frommer Priester, der die Pflichten seines Standes mit äußerster Gewissenhaftigkeit erfüllte. Er feierte täglich das heilige Messopfer und empfing jede Woche das Bußsakrament. Pius XII. war eine autoritäre Persönlichkeit. Er wollte beraten sein und ließ sich beraten. Die Entscheidung traf er selbst. Die Verantwortung, die er trug, lastete als eine schwere Bürde auf ihm. Das Charisma des asketischen Aristokraten, seine große, würdevolle und vergeistigte Erscheinung und sein päpstliches Selbstverständnis übten weit über katholische Kreise hinaus eine Faszination aus, boten aber auch Angriffsflächen. Durch seine Ausstrahlungskraft erlangte das Papsttum hohe internationale Wertschätzung. Als Pius XII. starb, waren Ansehen und Autorität des päpstlichen Stuhles auf einem Höhepunkt angelangt. Doch damit war der Zenit überschritten. Die Schmähchrift eines einzigen Mannes zerstörte bei ungezählten Zeitgenossen die verdiente Reputation Pius XII. Darüber wollen wir, so Gott will, am kommenden Sonntag nachdenken.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Pius XII. (2)

19.07.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben am vergangenen Sonntag die erhabene Gestalt des Papstes Pius XII. betrachtet. Im Jahre 1963 ließ der vor kurzem verstorbene Schriftsteller Rolf Hochhuth das Bühnenstück „Der Stellvertreter“ erscheinen. Darin werden schwere Vorwürfe gegen Papst Pius XII. (und die katholische Kirche) erhoben. Hochhuth stellt die Behauptung auf, Pius XII. hätte Hitlers versuchte Judenausrottung mit der moralischen Macht des Protestes verhindern können. Dazu tritt die weitere Behauptung: Er habe aus eigennützigen Gründen diesen öffentlichen Protest unterlassen. Aus lauter Sorge um die Finanzen des Vatikans habe er der Vernichtung der Juden in Europa gleichgültig gegenübergestanden. Der Papst habe als moralische Instanz versagt. Daraus zieht Hochhuth die Folgerung: Pius XII. ist ein Verbrecher. Wir wollen prüfen, ob die Vorwürfe Hochhuths gegen den Papst berechtigt sind.

Unbestreitbar ist, dass, wer anderen ihre Greuelthaten vorhalten will, über diese zuverlässige Informationen haben muss. Man kann nicht glaubwürdig verurteilen, was nicht hieb- und stichfest bewiesen ist. Man kann nicht gegen etwas protestieren, wovon man nur gerüchtweise oder durch Berichte Einzelner erfährt. Protest setzt genaue Kenntnis, die Angabe zuverlässiger Zeugen und den Beleg durch Zahlen voraus. Dazu ist im Fall der Judenvernichtung folgendes zu sagen. Die deutsche Bevölkerung war wohl von der Judenverfolgung, nicht aber von der Judenvernichtung unterrichtet. Sie erlebte bzw. erfuhr die zwangsmäßige Entfernung der Juden aus dem deutschen Reichsgebiet, als „Evakuierung“ bezeichnet. Aber niemand wusste um ihre fabrikmäßige Tötung. Niemand kannte die Ausmaße des rassistischen Vernichtungsfeldzuges. Es gab keine sichere Kenntnis von dem Völkermord. Der Ort Auschwitz wie der Begriff Gaskammer war der Bevölkerung unbekannt. Selbst den Juden war nicht bewusst, was sie in den Gaskammern erwartete. Man sagte ihnen, sie würden desinfiziert. Der industriell ausgeführte Genozid am Judentum überstieg jede Vorstellung. Die Verbrechen wurden unter strenger Geheimhaltung von einem kleinen Kreis von Menschen begangen, die selbst zur Verschwiegenheit verpflichtet wurden. Die Tatsache der fabrikmäßigen Ermordung von Millionen Menschen wurde erst lange nach Beendigung des Krieges bekannt und erforscht. Erst die systematisch betriebene Holocaustforschung hat die Fakten erhoben und die Opferzahlen ermittelt. Kein einziger Mensch außerhalb der wenigen an der Judenausrottung beteiligten führenden Persönlichkeiten des Dritten Reiches kannte das genaue Ausmaß der Morde. Dem Heiligen Stuhl ging eine Fülle von wahren und falschen, zutreffenden und nicht zutreffenden, sicheren und unsicheren, in keinem Falle beglaubigten und öffentlich verwertbaren Informationen über Greuelthaten des NS-Regimes zu. Pius XII. besaß keinerlei beweisbare Zusammenfassung und schon gar keinen zahlenmäßigen Überblick über die systematischen Ausrottungsmaßnahmen der NS. Mit dem bruchstückhaften und ungesicherten Wissen, das der Papst von den Verbrechen der NS hatte, war es unmöglich, eine öffentliche Verurteilung ergehen zu lassen. Wäre er mit dem Material, das ihm vorlag, vor die Öffentlichkeit getreten, wäre es dem Regime ein Leichtes gewesen, seine Verlautbarung als verlogene Feindpropaganda abzutun. Die ahnungslose deutsche Bevölkerung wäre, falls diese zu ihrer Kenntnis gelangt

wäre, verduzt und verblüfft, bestürzt und verstört gewesen, wie sich der Papst zu einer derartigen Kundgebung habe hergeben können.

Dennoch hat der Papst als universaler Lehrer der Kirche unerschütterlich seines Amtes gewaltet. Er führte den Kampf gegen das NS-Regime auf der grundsätzlichen Ebene der Schöpfungsordnung und der Menschenrechte. Die ungerechte Verfolgung politischer Gegner und unerwünschter Teile der Bevölkerung wie Juden und Zigeuner wurde vom Heiligen Stuhl mit den Mitteln bekämpft, die ihm allein zur Verfügung standen, nämlich durch Entgegensetzung der christlichen Lehre über den Wert des Menschen. Papst Pius XII. hat das getan, was seines Amtes ist, nämlich die Grundsätze der kirchlichen Lehre über den Menschen, die Menschenrechte und die Menschenpflichten verkündigen. In diesem Rahmen bezog er Stellung gegen Rassen- und Völkerhass. Die Ideologie der Rasse, die ein wesentlicher Programmpunkt des Nationalsozialismus war, wurde vom Heiligen Stuhl frühzeitig aufgedeckt und verworfen. Die Stellung der Kirche bzw. des kirchlichen Lehramtes zu der Verfolgung der Juden im Besonderen war eindeutig. Am 28. März 1928 verurteilte ein Dekret des Heiligen Offiziums den Hass gegen das auserwählte Volk und den Antisemitismus. Pacelli sagte am 1. April 1933, für die Juden einzutreten, gehöre zu den guten Traditionen des Heiligen Stuhls. Bei dem internationalen Kongress in Lourdes wandte er sich am 28. April 1935 gegen den Aberglauben von Rasse und Blut. In der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ vom 14. März 1937 wurde die Vergötzung von Rasse, Volk und Staat schärfstens zurückgewiesen. Das Reskript der Studienkongregation vom 13. April 1938 erklärte die Rassenlehren und Konzeption des totalitären Staates als Irrtümer, die abzuweisen seien. Papst Pius XI. verurteilte am 6. September 1938 vor belgischen Pilgern scharf den Antisemitismus und sagte, „geistlich sind wir alle Semiten“. Man wirft dem Heiligen Stuhl vor, nicht die Pogromnacht vom 9./10. November 1938 getadelt zu haben. Die von Pacelli beaufsichtigte Vatikanzeitung „Osservatore Romano“ hat diesen Terror wiederholt scharf verurteilt. Die von Pius XI. vorbereitete Enzyklika „Wider den Rassismus“ war bei dessen Tod am 10. Februar 1939 nicht fertig. Pius XII., der den Rassismus genau ablehnte wie sein Vorgänger, meinte kurz vor Ausbruch des Krieges den Bemühungen um den Frieden in Europa den Vorrang geben zu müssen. Eine flammende Verurteilung von Hitlers Rassenpolitik hätte jede wenn auch geringe Chance auf Gehör in Berlin verspielt. Wäre die Enzyklika erschienen, kann man sich unschwer die Vorwürfe der heutigen Kritiker des Pacellipapstes vorstellen, nämlich der Papst habe die letzte Chance auf Frieden rücksichtslos weggeworfen. Im Januar 1940 veranlasste der Papst Radio Vatican, die furchtbaren Grausamkeiten der Nazis an jüdischen und katholischen Polen publik zu machen. Der „Jewish Advocate“ in Boston USA nannte die Sendung eine „unverblühte Denunzierung deutscher Greuelthaten“. Die „New York Times“ schrieb: „Nun hat der Vatikan gesprochen, mit einer Autorität, die nicht in Frage gestellt werden kann.“ Der „Manchester Guardian“ in England pries Radio Vatikan als den „mächtigsten Fürsprecher der gemarterten Polen“. Seit 1941 protestierte der Papst in Frankreich, der Slowakei, Rumänien und Ungarn gegen die Verschleppung der Juden. Pius XII. hat zur Judenvernichtung nicht geschwiegen, wenn er auch seine Mahnungen allgemein hielt (Weihnachtsbotschaft vom 24. Dezember 1942, Ansprache an das Kardinalskollegium vom 2. Juni 1943). Nach der Weihnachtsansprache von 1942 beschuldigte man den Papst in Berlin, sich zum Sprachrohr der jüdischen Kriegsverbrecher zu machen. Ribbentrop ließ den deutschen Botschafter eine Verletzung der Neutralität rügen und Vergeltung androhen. Ein SS-Führer im Reichssicherheitshauptamt bemerkte zu der Weihnachtsansprache (1942), der Papst habe „praktisch dem deutschen Volke ein Unrecht an Polen und Juden vorgeworfen“ und sich damit „zum Fürsprecher und Vorkämpfer für diese wahrsten Kriegsverbrecher“ gemacht (FAZ Nr. 255 vom 31.10.2008 S. 12). Die „New York Times“ vom 25. Dezember 1942 beurteilte die Weihnachtsansprache des Papstes als „klare und wirksame Worte zugunsten der Juden“. Pius XII. hat mit Sicherheit nicht geschwiegen. Der ehemalige Außenminister Ribbentrop erklärte im Nürnberger Prozess, es habe „eine ganze Schublade päpstlicher Proteste“ gegeben. Eine andere Waffe hatte der Papst nicht. Was der päpstlichen Diplomatie gegenüber dem Regime Hitlers verblieb, war allein die Kraft der Argumente. Doch die Berufung auf naturrechtliche Prinzipien, Erfordernisse der Menschlichkeit und Normen christlicher Ethik machten auf dieses keinen Eindruck. In Zeiten diktatorischer Regime muss die Sprache so geformt werden, dass der Sprecher nicht belangt werden kann, und doch alle, die verstehen wollen und sollen, den Schlüssel zum Verständnis haben.

Wenn man dem Papst vorhält, er habe nur in allgemeiner Weise gesprochen und nicht konkret, so ist darauf zu antworten, dass diese Weise zu sprechen dem Lehramt angemessen ist. Das kirchliche Lehramt hat die sittlichen Grundsätze vorzulegen. Den Adressaten ist aufgegeben, sie zu befolgen. Die Frage: „Warum schwieg Pius XII. zum Holocaust?“ ist falsch gestellt; denn er hat nicht geschwiegen. Die Frage müsste vielmehr lauten: Warum sprach er so, wie er sprach, und handelte so, wie er handelte? Er sprach so, wie er sprach, und handelte so, wie er handelte, weil er überzeugt war, auf diese Weise seinem Amt und seiner Verantwortung am meisten zu entsprechen. Papst Pius XII. hielt mehr vom Retten als vom Reden. Sein Verhalten hat zahllosen Juden das Leben erhalten. Der jüdische Historiker Pinchas Lapide berechnete, dass der Papst etwa 860 000 Glaubensgenossen das Leben gerettet hat. Welcher Staat oder welche Institution kann eine vergleichbare Bilanz vorlegen? Der Nachfolger Pius XII. Papst Johannes XXIII. erklärte richtig: „Ein doktrinärer Papst hätte vielleicht ostentativ gehandelt, ein humaner musste die stille Rettung der Verfolgten dem Posaunenruf einer Enzyklika vorziehen.“

Die Haltung des Papstes Pius XII. angesichts der Judenverfolgung der Nationalsozialisten ist von jüdischer Seite wiederholt als einwandfrei und richtig anerkannt worden. Gerade die Beteiligten und Verfolgten waren es, die dem Papst rieten, nicht anders zu handeln, als er handelte. Der Berliner Jude Victor Wolfson, ein Augenzeuge, sagte mit Recht: „Der Papst konnte nicht mehr tun. Und alle haben ihm damals vertraut.“ Während des Krieges und nach dem Krieg haben viele namhafte Juden – Albert Einstein, Moshe Sharett, Rabbi Isaac Herzog und unzählige andere – öffentlich ihre Dankbarkeit gegenüber Pius XII. bekundet. Die Außenministerin des Staates Israel, Golda Meir, dankte dem Papst für seine Bemühungen um die Juden. Sir Martin Gilbert, ein britischer Historiker und Jude, stellte fest: „Pius XII. hat äußerst verantwortungsbewusst gehandelt und die richtige Entscheidung gefällt.“ Am 2. April 1944 wandte sich der Oberrabbiner von Rom Israel Zoller mit Frau und Tochter dem Glauben an Christus zu. Am 13. Februar 1945 wurde er katholisch getauft auf den Namen Eugenio, den Vornamen des Papstes Pius XII. Er ist nicht deswegen zum katholischen Glauben übergetreten, weil Pius XII. angesichts der Judenverfolgung versagt, sondern weil er sich bewährt hatte.

Hochhuth vermisste einen öffentlichen Protest des Papstes gegen die Verfolgung und Ermordung der Juden. Ich vermisse bei Hochhuth Ausführungen über das Verhalten der Staaten und der anderen Religionen angesichts dieses Geschehens. Die neutralen Länder haben zu den Judenmorden geschwiegen. Warum hat die Schweiz, wo sich Nachrichten aus aller Welt zu sammeln pflegen, keinen öffentlichen Protest gegen die Judenverfolgung erhoben? Der Schweizer Sender Radio Beromünster, der in Deutschland gut empfangen werden konnte, hat nicht über die Verbrechen im Osten unterrichtet. Warum unterblieb der öffentliche Protest Schwedens, das sich seiner humanistischen Politik rühmt und dem das Deutsche Reich durch seine Erzlieferungen verpflichtet war? Das IKRK fasste am 14. Oktober 1942 (nicht zuletzt auf Carl J. Burckhardts Betreiben) den Beschluss, von einem öffentlichen Appell zum Mord an den europäischen Juden abzusehen (Staufer, Sechs furchtbare Jahre, 1998). Warum? In den USA waren die Geschehnisse in den Vernichtungslagern seit 1942 bekannt, wenn auch nicht in vollem Umfang. Aber eine öffentliche Stellungnahme der Regierung blieb aus. Die Alliierten hätten die Verbrechen in Deutschland und Europa durch Rundfunk und Flugblätter bekanntmachen können. Es unterblieb. Sie alle klagt Hochhuth nicht an, nur den Papst. Die Alliierten haben es auch unterlassen, die Verbrechen in den Vernichtungslagern auch nur zu behindern. Von jüdischer Seite ist der Vorwurf gegen sie erhoben worden, sie hätten die Eisenbahnlinien, auf denen die Transporte von Juden in die Vernichtungslager liefen, unschwer mit Bomben belegen können, doch sie haben es versäumt. Man kann schließlich fragen, warum die evangelische Kirche Deutschlands, die viel näher am Schauplatz der Verbrechen war, nicht einen öffentlichen Protest erhoben hat. Sie besaß, verglichen mit der katholischen Kirche, die relative Gunst des Regimes. Sie hatte einen Reichsbischof, der gewissermaßen die Zusammenfassung der deutschen Protestanten darstellte. Dieser Herr beteiligte sich zwar an der Verdächtigung der Katholiken, rührte aber keinen Finger gegen die Verfolgung der Juden. Vielmehr nannte er das Judentum einen „Fremdkörper im Staat, den der Staat ausmerzen muss“. Nach dem Namen des Reichsbischofs Müller sucht man in dem Schauspiel Hochhuths vergebens. Nicht wenige evangelische Kirchenführer teilten die Einschränkung der deutschen Juden. Der württembergische Landesbischof Wurm bezeichnete die Nürnberger



Gesetze als „ein Gericht im Auftrage des Herrn an den Juden“. Er bemühte also sogar die Theologie zur Rechtfertigung der beginnenden Verfolgung. Es ist richtig und anerkennenswert, dass Wurm durch Eingaben bei Hitler gegen die Vernichtung der Juden vorstellig wurde. Aber diese Schriftstücke blieben geheim; sie waren kein öffentlicher Protest. Außerdem sorgte die Reichskanzlei dafür, dass dem Landesbischof aus seinen Papieren kein Schaden erwuchs. Wahrscheinlich wurden sie Hitler gar nicht vorgelegt.

Was hätte ein Protest des Papstes bewirkt, der vor der Weltöffentlichkeit den Massenmord an Juden gebrandmarkt hätte? Der Zweck öffentlicher Kundgebungen ist darin gelegen, die Öffentlichkeit aufzurütteln. Öffentliche Proteste, die voraussehbar keine spürbare Reaktion der Massen nach sich ziehen, sind zwecklos. Der Heilige Stuhl hat lange Erfahrung mit wirkungslos verpufften Protesten. Mord und Gewalt, Konflikte und Kriege werden nicht durch einen Protest des Papstes beendet; die Politiker lassen sich dadurch nicht daran hindern. Dem Papst zuliebe unterlässt niemand Extremismus, Gewalt, Terror, militärische Intervention oder einen Krieg. Es steht fest: Päpstliche Proteste bewirken in der Regel nichts. Missbilligende Worte bleiben bei einem totalitären Regime ohne Wirkung.

Einmal angenommen, der Papst hätte den ihm von Hochhuth angesonnenen lautstarken Protest gegen die Verfolgung der Juden (und anderer Bevölkerungsgruppen) vorgebracht. Es wäre dies mitten in einem Weltkrieg geschehen, in dem der Papst nicht Partei, sondern verpflichtet war, Neutralität zu bewahren. Die Neutralität hätte verlangt, dass er beide Kriegsparteien gleich behandelte. Das heißt: Er hätte Verbrechen auf jeder Seite verurteilen müssen. Es war unmöglich, nur deutsche Grausamkeiten zu beanstanden, ohne jene der Alliierten zu erwähnen. Und deren gab es nicht wenige. Der Papst hätte also auch die millionenfachen Morde in der Sowjetunion geißeln müssen. Mehrfache Judenverfolgungen mit Ausgrenzungen, Schauprozessen und Deportationen gab es auch in der Sowjetunion. Der Papst hätte nicht zu der Ermordung von mehr als 20 000 polnischen Offizieren durch die bolschewistischen Herrscher schweigen können, die 1943 zweifelsfrei aufgedeckt und von neutraler Seite bestätigt wurde. Die Bombardierungen deutscher Städte durch die Engländer und Amerikaner stellten alle vorhergehenden Ereignisse des Luftkrieges in den Schatten. Die uralte Kulturstadt Köln beispielsweise erfuhr 262 Bombenangriffe. Die anglo-amerikanischen Flächenbombardierungen deutscher Städte nahmen den Charakter von Terrorangriffen an. Hunderttausende (600 000) von Männern, Frauen und Kindern der deutschen Zivilbevölkerung fielen ihnen zum Opfer. Dieser Luftkrieg war klar völkerrechtswidrig. Ein Protest des Papstes dagegen wäre erforderlich gewesen, wenn man ihm zumutet, öffentlich die Judenverfolgung zu verurteilen. Am 10. März 1945 starteten die Amerikaner die Operation Meetinghouse gegen die japanische Hauptstadt Tokio. Über eine Million Menschen wurden obdachlos, 84 000 verloren ihr Leben. Die Operation war der opferreichste einzelne Luftangriff aller Zeiten. Dabei handelte es sich unbestreitbar um ein Kriegsverbrechen, und der kommandierende General Curtis LeMay wäre zweifellos gehängt worden, wenn er nicht auf der Seite der Sieger gestanden hätte. Alle ihm angesonnenen Proteste hätte der Papst nur zu dem Zweck tun müssen, um sein und des Papsttums Image zu pflegen. Ein Kirchenoberhaupt, das in einer solchen Situation der Propaganda jeder Seite Argumente liefern würde, die Feindschaft zu vertiefen und den Krieg zu verstärken, würde schwere Schuld auf sich laden. Seine Aufgabe ist es vielmehr, den Mitgliedern seiner Kirche in den sich bekämpfenden Staaten (und überhaupt allen Menschen, die auf ihn vertrauen) Trost zu spenden, eine Stütze zu sein und wenn möglich zu helfen, keinesfalls aber den Eindruck zu erwecken, dass er in dem Kampf Partei ergriffen und einen Teil seines Kirchenvolkes von sich gestoßen hat. Der Heilige Stuhl musste im Kriege darauf bedacht sein, strikte Unparteilichkeit zu üben, damit von keiner Seite dem Papst vorgeworfen werden konnte, er begünstige den jeweiligen Kriegsgegner. Ein unbedachter Schritt konnte leicht von einer der kriegführenden Parteien propagandistisch ausgeschlachtet werden. Die Verbrechen der Staaten hörten mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges nicht auf. Die Vertreibung von Millionen Menschen aus ihrer Heimat brachte maßloses Elend über das deutsche Volk. Sie war durch nichts gerechtfertigt, auch nicht durch den Hinweis auf die Verbrechen, die von deutscher Seite im Kriege begangen worden waren. Verbrechen werden nicht durch Verbrechen gesühnt. Unrecht, das einer Seite angetan wurde, wird nicht durch neues Unrecht dieser Seite gutgemacht. Der Papst hätte diesen Verstoß gegen elementare Menschen-

rechte nicht übergehen können. Aber alle diese dem Papst angemessenen Proteste wären nicht mit seiner Stellung als Verkünder der kirchlichen Sittenlehre zu vereinbaren gewesen, hätten ihn lediglich den Attacken von allen Seiten ausgesetzt. Der Papst konnte sich nicht dem Automatismus von Verbrechen und Anklage aussetzen. Er ist die Stimme der ewigen Wahrheit; ihre Prinzipien tagtäglich anzuwenden, ist den Hörern der Botschaft aufgegeben.

Wenn wir jetzt fragen, wie ein öffentlicher Protest des Papstes gegen die Judenverfolgung bei den einzelnen Persönlichkeiten und Bevölkerungsgruppen angekommen wäre, beginnen wir mit dem deutschen Diktator. Es ist ein absurder Gedanke, Hitler hätte sich durch einen öffentlichen Protest des Papstes von einem Hauptziel seines politischen Wirkens, nämlich der Vernichtung der Juden, abbringen lassen. Der Protest hätte lediglich seine Wut und seine Entschlossenheit gesteigert, dieses Ziel noch zu seinen Lebzeiten zu erreichen. Man erinnere sich, wie Hitler gegen die Männer wütete, die in irgendeiner Weise in die Geschehnisse des 20. Juli 1944 verwickelt waren. Auch wer überhaupt nicht gehandelt, sondern nur nachgedacht hatte, wie es nach der voraussehbaren Niederlage Deutschlands weitergehen sollte, wurde rücksichtslos ausgemerzt. Er war mit nichts verbunden und brauchte darum auf nichts mehr Rücksicht zu nehmen. Ein öffentlicher Protest des Papstes gegen die Verfolgung der Juden wäre dem Regime vermutlich willkommen gewesen. Er hätte die Maßnahmen auslösen können, auf die man mit Rücksicht auf die erforderliche Geschlossenheit des Volkes im Krieg vorläufig verzichtet hatte. Die Nationalsozialisten wären womöglich dafür dankbar gewesen, dass Pius XII. ihnen einen Vorwand für noch weitergehende Verfolgungen geliefert hätte. Jede Intervention des Heiligen Stuhls zugunsten der Juden, die das Regime dämonisiert und zu Todfeinden des deutschen Volkes erklärt hatte, wäre als Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes und als Parteinahme für die Kriegsgegner ausgeschlachtet worden. Der Papst ist in der Welt physischer Gewalt ohnmächtig. Darüber wurde die Menschheit drastisch belehrt. Der amerikanische Präsident Fr. D. Roosevelt machte auf der Konferenz in Jalta (4.-11. Februar 1945) den Vorschlag, den Papst zu den Überlegungen über die Gestaltung der Friedensordnung hinzuzuziehen. Stalin entgegnete mit der Frage: „Wie viele Divisionen hat der Papst?“ Der Papst hat keine Divisionen. Wer mit Divisionen rechnet, braucht auf den Papst keine Rücksicht zu nehmen. Und Hitler rechnete ebenso mit Divisionen. Der Zerstörungswille Hitlers kannte keine Grenzen. Er machte nicht vor Städten und Ländern, aber auch nicht vor Rassen und Völkern Halt. Am 19. März 1945 erließ er den Befehl, alle Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie-, Versorgungsanlagen und Sachwerte im Gebiet des Deutschen Reiches zu vernichten, bevor sie dem Gegner in die Hände fallen konnten. „Es sei nicht notwendig, auf die Grundlagen die das Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil sei es besser, selbst diese Dinge zu zerstören. Denn das Volk hätte sich als das schwächere erwiesen, und dem stärkeren Ostvolk gehöre dann ausschließlich die Zukunft.“ Aus diesem Befehl erhellt, dass Hitler gewillt war, das gesamte deutsche Volk seiner Existenzgrundlagen zu berauben. Ein Mann, der zu einem solchen Entschluss fähig war, soll bereit gewesen sein, sich von einem öffentlichen Protest des Papstes zur Einstellung der Judenverfolgung bewegen zu lassen? Wie kann man solchen Unsinn behaupten! C.J. Burckhardt, der Präsident des Internationalen Roten Kreuzes erklärte: „Jeder Protest hatte augenblicklich zur Folge, dass Hitler in der brutalsten Weise durchgriff“ (Löw 222).

Es ist weiter zu fragen, wie ein öffentlicher Protest des Papstes gegen die Judenvernichtung im deutschen Volk aufgenommen worden wäre. Das deutsche Volk war durch die nationalsozialistische Propaganda jahrelang in die Irre geführt und von neutralen Quellen der Information abgeschnitten worden. Es wäre durch einen öffentlichen Protest des Papstes gegen die Judenvernichtung vor den Kopf gestoßen worden. Dem Volk war die Ausgrenzung und Deportation der Juden bekannt, aber nicht ihre fabrikmäßige Vernichtung. Hätte der Papst davon gesprochen, hätte er keinen Glauben gefunden. Die Masse der Deutschen hätte mit Gleichgültigkeit, Widerspruch oder Empörung reagiert.

Mahnungen und Proteste des Heiligen Stuhls stehen stets unter dem Vorbehalt, dass die Gläubigen sie einsehen und sich davon überzeugen lassen. Da bestehen erhebliche Zweifel. Pius XII. musste befürchten, dass man in Deutschland, aus Drangsal oder Delirium durch den Nationalsozialismus, nach einem lauten Protest aus Rom mit eindeutiger Stellungnahme gegen Hitler eher Papst und Kirche verlassen würde als den Diktator. Zahlreiche Katholiken wären befremdet oder entrüstet

gewesen, vom Papst Vorwürfe gegen unerhörte Verbrechen zu vernehmen, die ihnen selbst unbekannt waren. Eine schlimme Vertrauenskrise zwischen Kirchenvolk und Kirchenhaupt wäre die Folge gewesen.

Die Folgen eines öffentlichen Protestes des Papstes gegen die Judenverfolgung wären fatal gewesen, vor allem für die Juden. Der Papst war mit Recht davon überzeugt, dass eine solche Verurteilung ihnen mehr schaden als nützen werde. In keinem besetzten Lande wurden mehr Juden umgebracht als in Holland, wo der Klerus am lautesten gegen die Judenverfolgung protestierte (79%). Der Papst wusste davon. Nach Schwester Pasqualina (Ich durfte ihm dienen) sagte Pius XII: „Wenn der Brief der holländischen Bischöfe 40 000 Menschenleben kostete, so würde mein Protest vielleicht 200 000 kosten. Das darf und kann ich nicht verantworten.“ Die vorsichtige Haltung des Papstes bei der Verurteilung der Judenverfolgung geschah also im Interesse der Leidenden selbst, in der Absicht, ihre Situation nicht noch schwerer zu machen.

Der Protest wurde unterlassen, um Schlimmeres zu verhüten. Dagegen wird eingewandt, was es hätte noch Schlimmeres geben können als die massenhafte Ermordung von Juden. Darauf ist zu antworten: die Ermordungen von weiteren Hunderttausenden. Genau darauf arbeitete der Vatikan hin: jene zu retten, die noch zu retten waren. Ernst von Weizsäcker, deutscher Botschafter beim Heiligen Stuhl, erklärte damals (1943), dass eine Äußerung des Papstes nur bewirken würde, dass die Abtransporte erst recht durchgeführt werden. „Ich kenne doch die Reaktionen dieser Leute bei uns“ (Albrecht, Notenwechsel II, 1969). Ein lautstarker Protest hätte die Lage der Opfer verschlimmert. 1. Der Papst wollte die bisher verschonten Juden, wie jene in Theresienstadt, die zum strengen Ghetto bestimmt waren, und die in den Arbeitslagern nicht auch noch gefährden. 2. Bisher blieben Ehen zwischen Juden und Nichtjuden bestehen. Nach dem öffentlichen Protest hätte ihre Zwangsscheidung angeordnet werden können. 3. Die Juden, die in Mischehen mit Christen lebten, blieben bisher von Deportation und Ermordung verschont. Sie wären nach einem öffentlichen Protest des Papstes nicht mehr privilegiert gewesen und hätten den Marsch in die Vernichtungslager antreten müssen. 4. Schließlich hätten die gegen die Juden erlassenen Vorschriften auch auf die Mischlinge ausgedehnt werden können. Halbjuden wurden weder deportiert noch in ein Ghetto gesperrt. Ein solcher Mischling, ein Freund von mir, arbeitete bei der Organisation Todt.

Was hätte noch schlimmer werden können? Dass zu der Verfolgung der Juden die Verfolgung der katholischen Christen getreten wäre. Sie kamen in der Verfolgungsliste des Regimes gleich nach den Juden. Die Folgen einer offensiven päpstlichen Stellungnahme zur Verfolgung der Juden für die katholische Kirche in Deutschland waren absehbar. Hier ging es um das Schicksal zahlloser Priester und Gläubigen. Falls der Papst 1942 die Deportation und die Ermordung der Juden durch die Nationalsozialisten konkret beschrieben und gegeißelt hätte, dann ist zu fragen, wie viele Priester und Laien ins KZ gesperrt und umgebracht worden wären, wenn sie versucht hätten, diese päpstliche Stellungnahme zu verbreiten. Dem Papst konnte das Schicksal der Juden nicht wichtiger sein als die Verantwortung für seine Kirche. Diese Sicht wird von einsichtigen Juden bestätigt. Der dänische Oberrabbiner Dr. Marcus Melchior meinte, ein Einspruch des Papstes konnte nur bewirken, zu den sechs Millionen toter Juden noch sechs Millionen toter Katholiken hinzuzufügen. Der Hauptankläger in Nürnberg Robert Kempner stellte fest: Jedes propagandistische Auftreten der Kirche gegenüber der Reichsregierung wäre provoziertes Selbstmord gewesen. Es liegt das Zeugnis eines Mannes vor, der die Lage und das Verhalten des Papstes aus nächster Nähe erlebt und beobachtet hat. Es ist dies Giovanni Montini, der damals als Substitut im päpstlichen Staatssekretariat an der Seite Pius XII. stand. Er schreibt: „Hätte Pius XII. das getan, was ihm Hochhuth vorwirft, nicht getan zu haben, wäre es zu solchen Repressalien und Ruinen gekommen, dass derselbe Hochhuth nach Kriegsende mit besserer historischer, politischer und moralischer Bewertung ein anderes Drama hätte schreiben können, ein viel realistischeres und interessanteres als jenes von ihm so brav und unglücklich in Szene gesetzte – nämlich das Drama des Stellvertreters, der aus politischem Exhibitionismus oder aus psychologischem Versehen die Schuld hätte, über die schon so sehr gequälte Welt größeres Unheil heraufbeschworen zu haben, nicht so sehr zu seinem eigenen als zum Schaden unzähliger unschuldiger Opfer.“

Häufig wird von denen eine wundergleiche Wirkung päpstlicher Appelle und moralischer Belehrungen in der Zeit des Nationalsozialismus unterstellt, die sich heute solche Verlautbarungen verbitten oder sie ignorieren. Religiöse Moral ist aber nicht beliebig instrumentalisierbar. Es sind die gleichen Prinzipien, aufgrund derer der Nationalsozialismus und der Rassenwahn verurteilt wurden, die heute dazu zwingen, Abtreibung zu verwerfen und auf der Unauflöslichkeit der Ehe zu bestehen. Doch wer kümmert sich um diese Verlautbarungen des Heiligen Stuhls? Die politischen Parteien? Der Deutsche Bundestag? Sie beschließen das gerade Gegenteil der Lehre, welche die Kirche in großer Einsamkeit einer tauben Welt verkündet. Und die eigenen Leute? Die Angehörigen der Papstkirche? Hören sie auf ihr sichtbares Oberhaupt? Millionen katholischer Christen lassen sich vom Papst nicht bewegen, die Abtreibungen einzustellen. In Frankreich über 200 000 jedes Jahr.

Hochhuth geht es in seinem Machwerk nicht darum, eine geschichtliche Gestalt nachzuzeichnen, sondern das Papsttum als moralische Instanz zu erledigen. Das Pamphlet Hochhuths ist eine vom Hass eingegebene Verleumdung einer großen historischen Persönlichkeit. Es ist zur Gänze ungeschichtlich, ein Propagandastück, eine Schmähschrift. Die Figuren in Hochhuths Drama enthüllen nichts weiter, als dass sie wie Hochhuth sprechen. Aber Hochhuth hatte Erfolg. Sein Schmästück hat das Bild und das Andenken Papst Pius XII. nachhaltig getrübt und verfälscht. Es ist der Kirche nicht gelungen, die Wahrheit über Person und Leistung Pacellis durchzusetzen. Rechtliche Mittel zur Abwehr standen ihr nicht zur Verfügung. Es gibt keinen Schutz einer historischen Person gegen Verunglimpfung und Verleumdung. Niemals hat sich Hochhuth vor einem Gericht verantworten müssen. Die „Kunst“ ist frei, auch für Diffamierung und Schändung. Hochhuths Theaterstück „Der Stellvertreter“ wurde ein enormer Erfolg. Es machte seinen Weg von einem Land in das andere und hielt sich jahrelang auf der Bühne. Er konnte an die weitverbreiteten Ressentiments gegen Katholizismus und Kirche anknüpfen. Er vermochte an die Feindseligkeit anderer Konfessionen gegen die Papstkirche und den Papst zu appellieren. Der angesehene protestantische Theologe Albert Schweitzer, der von vielen wie ein Heiliger verehrt wird, unterstützte die Verbreitung der Schmähschrift Hochhuths. Hochhuth hat viele Nachsprecher und Zustimmung gefunden. Das ist nicht verwunderlich. Immer wenn es gegen die katholische Kirche geht, sammeln sich ihre zahllosen Feinde und fallen über sie her. Die Schmähungen von nichtkatholischer Seite waren begleitet von hämischen und herabziehenden Kommentaren katholischer Autoren. Der Papst, der mit beispielhafter Konsequenz die Glaubens- und Sittenlehre der Kirche vertrat und die Ordnung und Disziplin mit Aufbietung aller Kraft aufrechterhielt, war ihnen schon immer zuwider. Der österreichische Linkskatholik Friedrich Heer bezeichnete ihn nach seinem Tode als den letzten Vertreter eines Systems, das jetzt liquidiert wird. Heute ist es vor allem der Münsteraner Kirchenhistoriker Hubert Wolf, der mit erheblichem personellen und finanziellen Aufwand daran arbeitet, das Andenken des großen Papstes zu trüben. Wir Zeitgenossen, die Papst Pius XII. erlebt haben, bewahren aus eigener Kenntnis das Bild eines Stellvertreters Christi, der bis zur Selbstentäußerung Gott und den Menschen gedient hat. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, in der Pius XII. Gerechtigkeit widerfahren wird.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Herr lobt den ungerechten Verwalter

26.07.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Viele von uns haben das Gleichnis des heutigen Evangeliums schon wiederholt gehört und dabei vielleicht ein gewisses Unbehagen empfunden. Wird hier nicht das offenkundige Unrecht gelobt und als vorbildlich hingestellt? Das Unbehagen schwindet, wenn man das Gleichnis recht versteht. Die Hauptgestalt ist der Verwalter eines reichen Mannes, eines Großgrundbesitzers, wie sie zur Zeit Jesu vor allem in Galiläa zu finden waren. Der Verwalter wird bei seinem Herrn beschuldigt, dass er durch schlechte Verwaltung dessen Besitz verschludere. Ob die Anklage berechtigt ist oder nicht, bleibt unklar, ist aber auch für das Gleichnis unwichtig. Wichtig ist nur, dass der Herr der Anklage Glauben schenkt. Dem Verwalter gelingt es nicht, dessen erschüttertes Vertrauen wieder zu gewinnen. Er wird seines Amtes entsetzt und zur Rechenschaftsablegung aufgefordert. Er soll also alle Rechnungen, Schuldscheine und Ausgaben vorlegen. Wie es scheint, hat sie der Herr niemals geprüft, sondern sich auf die Umsicht des Verwalters verlassen. Der Verwalter überlegt nun, wie er aus der Klemme kommt. Er weiß, dass er in Kürze seine Stelle verliert. In einem Selbstgespräch erwägt er, wie es in der Zukunft weitergehen soll. Etwa durch Bitten bei seinem Herrn noch etwas erreichen zu wollen, daran denkt er nicht. Er findet zwei einwandfreie Wege, wie er sich nach der Entlassung fortbringen könnte. An erster Stelle denkt er an schwere körperliche Arbeit „graben“, als sprichwörtliches Beispiel für diese Art des Erwerbs. Doch er verwirft diese Möglichkeit; angeblich kann er eine solche Tätigkeit aufgrund seiner körperlichen Befindlichkeit nicht ausüben. An zweiter Stelle denkt er an den Erwerb des Lebensunterhalts durch „Betteln“ um milde Gaben. Aber auch diesen Gedanken weist er von sich. Bettler sind eine gering eingeschätzte Schicht der Bevölkerung. Zu ihr möchte er nicht gehören.

Da kommt ihm plötzlich ein rettender Gedanke, dessen Ausführung ihm über alle Zukunftssorgen hinweghelfen kann. Er ist entschlossen, mit absoluter Skrupellosigkeit auf Kosten seines bisherigen Herrn sich selbst zu helfen. Er lässt die Schuldner seines Herrn zu sich rufen, und zwar alle; die beiden vorgeführten sind nur beispielsweise genannt. Er lässt sie einen nach dem anderen, also einzeln kommen; denn solche Geschäfte, wie er sie vorhat, schließt man nur unter vier Augen ab. Die Frage, die er an sie stellt, dient nicht zu seiner eigenen Information, denn er hat ja die Schuldscheine in Händen, sondern gehört zu der lebensvollen Darstellung und dient dem Verständnis des Zuhörers. Sein Plan geht dahin, die Schuldner seines Herrn sich zu verpflichten, wenn er sein Amt als Verwalter verloren hat. Dies geschieht dadurch, dass er ihre Schuld drastisch herabsetzt. Er rechnet damit, dass ihm die Schuldner diese Großzügigkeit entgelten werden. Der Verwalter will sich durch seinen schlaun Betrug nach seiner Absetzung Aufnahme in die Häuser der von ihm so großzügig Bedachten verschaffen. Der erste Schuldner schuldete seinem Herrn 100 Bath Öl. Ein Bath ist ein Flüssigkeitsmaß mit 36,44 Liter Inhalt. Hundert Bath sind der Jahresertrag von 160 Ölbäumen. Der Verwalter setzt die Schuld auf die Hälfte herab. Die Änderung des Schuldscheins ist so zu denken, dass der alte durch einen neuen ersetzt wird, den dann der Gutsbesitzer in die Hand bekommt. Dass der Schuldner auf den Vorschlag eingegangen ist, wird nicht eigens gesagt, aber als selbstverständlich vorausgesetzt. Der zweite Schuldner schuldet dem Herrn 100 Kor Weizen. Ihn fordert der Verwalter auf, einen

neuen Schuldschein auszustellen, auf dem zwanzig Kor weniger stehen. Der Schuldenerlass, den der Verwalter dem zweiten Schuldner gewährt, ist prozentual geringer. Weil aber ein Kor gleich zehn Bath ist, so ist die Menge viel größer. Dem Wert nach sind die beiden erlassenen Schuldbeträge ungefähr gleich, weil der Preis des Öls viel höher ist als der des Weizens.

Jetzt kommt der entscheidende Gedanke des Gleichnisses: Der Herr lobt den ungerechten Verwalter, weil er klug gehandelt habe. Der Verwalter wird wegen der Klugheit, mit der er für seine Zukunft Vorsorge traf, solange er dazu noch Zeit hatte, vom Herrn gelobt. In seiner Klugheit und in nichts anderem liegt die Vorbildlichkeit seiner Handlungen. Sobald beachtet wird, dass es nur auf diesen Zug ankommt und nicht auch auf die Ungerechtigkeit des Verwalters (die nicht gelobt wird), verliert das Gleichnis alles Anstößige und Sittenwidrige. Die Gestalt des ungerechten Verwalters ist dann nicht bedenklicher als die ebenfalls als Vorbild der Klugheit genannten Schlangen (Mt 10,16) oder der Dieb, der ebenso überraschend kommt wie der Menschensohn bei der Parusie (Lk 12,39f.). Der leitende Gesichtspunkt im Gleichnis ist: am Beispiel eines Weltmenschen zu zeigen, wie man in kluger und entschlossener Weise Vorsorge für seine Zukunft treffen soll. Dabei werden zwei Gruppen von Menschen gegenübergestellt: die Söhne dieser Welt und die Söhne des Lichtes. „Die Söhne dieser Welt sind im Verkehr mit ihresgleichen klüger als die Söhne des Lichtes.“ Die „Söhne dieser Welt“ sind die Menschen, die in ihren Lebensgrundsätzen und in ihrem Handeln vom Geist der gottentfremdeten, dem Einfluss Satans unterstehenden Welt beherrscht werden; sie kennen nur irdische Ziele. Sie erweisen sich dabei den „Söhnen des Lichtes“ an Klugheit und Weitblick in der Verfolgung ihrer Interessen und in der Wahl der Mittel (zur Erreichung ihrer Ziele) überlegen. Darin liegt deutlich ein Tadel gegen die Kinder des Lichtes, der aber als Mahnung verstanden werden soll. Diese haben eine ungleich wichtigere, aber auch schwierigere und opfervolle Aufgabe, nämlich das Trachten nach dem Heil. Daher sollen sie sich das zielbewusste Handeln der von ihrem Eigennutz angetriebenen Weltmenschen in deren ausschließlich irdischen Angelegenheiten zum Beispiel nehmen.

Die praktische Nutzenanwendung aus dem Gleichnis des Herrn lautet: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit man euch, wenn er zu Ende geht, in die ewigen Hütten aufnimmt. Darin besteht die wahre christliche Klugheit: Man muss den ungerechten Mammon so benützen, dass man durch ihn Freunde im Himmel gewinnt. Mit den Freunden ist Gott und er allein bezeichnet, denn er ist es, der jede Liebestat vergilt. „Wenn er zu Ende geht“ bezeichnet die 12. Stunde, in welcher der Mammon aufhört für seinen Besitzer einen Wert zu haben, nämlich die Todesstunde. Als das Mittel, sich die Aufnahme in das ewige Leben zu erwerben, wird der ungerechte Mammon genannt. Damit ist der irdische Besitz überhaupt gemeint, weil an ihm regelmäßig Unrecht hängt. Die Verwendung dieses für das Heil so gefährlichen Besitzes zu Liebeswerken ist echte christliche Klugheit. Was man für andere aufwendet, ist häufig besser angelegt, als was man für sich selbst verbraucht. Man wird darüber hinaus an weitere Verwendungen des irdischen Vermögens denken können, die ebenfalls gemeinverträglich und gemeinnützlich sind und vor Gott bestehen können. Die Klugheit soll auch nicht nur den Umgang mit dem irdischen Vermögen ordnen. Sie soll das gesamte Handeln des Christen bestimmen. Die Klugheit ist jene Tugend, die uns zeigt, was in den einzelnen Fällen des Lebens zu geschehen hat, um der sittlichen Ordnung und dem letzten Ziel des Menschen zu entsprechen, und die eine Anregung zur Ausführung gibt. Die wahre Klugheit macht bereit, eher alles preiszugeben, als das eigentliche Ziel des Menschen zu verfehlen. Unser eigentliches Ziel liegt im Himmel. Die wichtigste Frage bei allen menschlichen Handlungen lautet: Was nutzt das für die Ewigkeit? Diese Frage hat sich mancher spät oder zu spät gestellt. Kardinal Wolsey, Erzbischof von York in England, war ein skrupelloser Vollstrecker der Einfälle und Absichten des despotischen Königs Heinrich VIII. Dennoch fiel er in Ungnade und wurde als Hochverräter an den Hof zitiert. Auf der Reise ereilte ihn das Ende. Eines seiner letzten Worte war: „Hätte ich Gott so eifrig gedient, wie ich dem König gedient habe, Er hätte mich nicht verlassen in meinen alten Tagen. Aber das ist der Lohn, dass ich nicht meinen Dienst gegen Gott, sondern nur das Wohlgefallen meines Fürsten vor Augen hatte.“ An uns alle ergeht die Aufforderung, klug zu sein in der Besorgung unserer Angelegenheiten, auf dass wir Platz finden in den ewigen Wohnungen: „Das Leben ist ein leerer Krug, du hast ihn anzufüllen, und was du dir gesammelt hast, wird dich im Jenseits stillen.“ „Trage Gott in dein Leben, dann trägt dich dein Leben zu Gott.“ Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Fest Mariä Himmelfahrt (1)

Maria, die Gottesmutter

02.08.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In den Monat August fällt das Hochfest der Aufnahme Marias in den Himmel. Der Inhalt dieses Festes benötigt einen Vorlauf, um es zu verstehen. Wir wollen den heutigen und den folgenden Sonntag benutzen, um die Grundlagen für das Verstehen des Festes zu legen. Maria ist die Mutter Jesu und die Frau des Joseph. Der Engel Gabriel überbringt ihr eine göttliche Botschaft. Sie wird einen Sohn gebären, den sie Jesus nennen soll. Er wird „Sohn des Höchsten“ heißen. Die Empfängnis dieses Kindes wird nicht durch Verkehr mit einem Mann zustande kommen, sondern durch „Heiligen Geist“ und „Kraft des Höchsten“. Ohne Verlust der Jungfrauenschaft wird Maria Mutter des Messias. Maria war eine Prophetin. Sie sah in die Zukunft, und da erblickte sie, was sie in die Worte fasste: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“ Maria hat ihre die gesamte Weltzeit ausfüllende Verehrung vorhergesehen. Allezeit galt in der Kirche: Christus nicht ohne Maria. Aber ebenso: Maria nicht ohne Christus. Die Verherrlichung der Mutter Gottes ist immer eine Verherrlichung ihres göttlichen Sohnes. Die Gottesmutter wird nur verehrt in Beziehung auf Christus und in Unterordnung unter denselben. Marienverehrung ist die beste Wegweisung zu Christus. Ein Konvertit aus dem Protestantismus erklärte: „Ich war immer davon ausgegangen, wenn die Menschen zu Maria gehen, wollen sie von Christus nichts wissen. Aber genau das Gegenteil ist der Fall. Denn die Marienverehrung verbindet sich bei den meisten Leuten mit einer ganz großen Liebe zum Herrn Christus, zur Eucharistie und zur Kirche.“ Wer der Mutter nahesteht, kann dem Sohn nicht fremd sein.

Alle Verehrung, die Maria erwiesen wird, gründet in der Tatsache, dass sie den menschgewordenen Sohn Gottes geboren hat. Das mariologische Fundamentalprinzip ist die Gottesmutterchaft Marias. Als die Kirche auf dem Konzil zu Ephesus (431) Maria feierlich als die Gottesgebäerin ausrief, hat sie damit die wahre Gottheit des Messias Jesus Christus bezeugt. Wer eine Gottesmutter bekennt, bekennt damit die Gottheit ihres Sohnes. Der Philosoph Ludwig Feuerbach war ein erbitterter Gegner des Christentums. Aber er hat richtig gesehen, als er schrieb: „Wo der Glaube an die Mutter Gottes sinkt, da sinkt auch der Glaube an den Sohn Gottes und den Gottvater.“ Die Zurücksetzung der Mutter Jesu im Protestantismus hat sich gerächt. Mit der Gottesmutter ist ihm in großem Umfang der Gottessohn abhanden gekommen.

Das Leben Marias war das Leben einer Pilgerin. Es stand in der Wolke, die uns Gottes Antlitz verdeckt. Maria musste ihr Leben im Dunkel des Glaubens vollziehen. Ihr Glaube offenbarte sich besonders in ihrer Hingabe und in ihrem Vertrauen auf das Wort Gottes. Sie wagte ihre ganze Existenz auf das Wort hin, das ihr bei der Verkündigung der Mutterschaft gesagt wurde: „Du wirst empfangen und einen Sohn gebären. Dieser wird groß sein und Sohn der Allerhöchsten genannt werden.“ Maria ließ nichts von dem zur Erde fallen, was ihr der himmlische Vater durch seine menschlichen Werkzeuge offenbarte. Sie bewahrte die preisenden Worte der Hirten ebenso wie die bitter-prophetischen Worte des greisen Simeon und das schmerzlich-ferne Wort des Zwölfjährigen im

Tempel. Auch Jesu Wort auf der Hochzeit zu Kana nimmt sie im Glauben auf. Die Worte, die sie empfing, bewahrte sie getreu in ihrem Herzen, bemüht, nichts davon verlorengehen zu lassen. Wenn Gott sich ihr als unbegreifliches Geheimnis offenbarte, stellte sie keine Forderungen und erhob keine Klagen; sie vertraute darauf, dass Gott zu der von ihm bestimmten Zeit Rettung und Hilfe bringen werde. Im Glauben ist Maria den Weg der Schmerzen gegangen, auf den Gott sie geführt hat. Er begann mit ihrer Erwählung zur Mutter des Erlösers. Als ihr der Engel die Botschaft brachte, dass sie die Mutter des Sohnes Gottes werden solle, erschrak sie. Auch sie, die Hoherwählte, erlebt, wenn Gott in spürbare Nähe kommt, die Andersartigkeit Gottes und bedarf der Aufforderung, sich nicht zu fürchten. Noch mehr beunruhigte sie die Botschaft. Der Bote wies sich durch kein Wunder aus. Nichts anderes trug sie in diesem Augenblick als ihre Liebe und ihre Hingabe an Gott. Ihre Entscheidung fiel daher in der Freiheit der Liebe. Sie überantwortete sich mit ihrem ganzen Wesen dem göttlichen Willen: „Ich bin die Magd des Herrn, Mir geschehe nach deinem Wort.“ Mit dieser Äußerung hat sie Gott gleichsam eine Vollmacht ausgestellt für alle Fälle, für alle Zeiten, für alle Heimsuchungen. Sie verlangt gar nichts Näheres zu wissen, sie ist bereit; wenn sie nur weiß, dass Gott etwas will, dann ist sie schon bereit. Ihre Entscheidung war von größter Tragweite. In Maria hat die Menschheit den göttlichen Beschluss verstanden. In Maria hat die Menschheit Antwort gegeben: „Komm, Herr Jesus.“ Und Jesus kam. Sie sah sich auf einmal in die Mitte der Welt und der Geschichte gestellt. In ihr sollte das Alte Testament zu Ende gehen und das Neue seinen Anfang nehmen. Wir dürfen nicht meinen, dass Maria das Große, das der Mächtige an ihr getan hat, sogleich in seinem ganzen Sinn und in seiner Tragweite durchschaut hat. Sonst wäre nicht verständlich, dass es später mehrmals heißt, sie habe ihren Sohn nicht verstanden. Wie hätte sie auch die Geheimnisse Gottes verstehen können? Aber sie hat dem Ruf Gottes vorbehaltlos gehorcht, über alles Verstehen und Begreifen hinweg. Sie war ganz Hingabe, Bereitschaft, Empfänglichkeit für Gott. Eben die Magd des Herrn.

Nach dem schweren Gesetz, nach dem Marias Leben begonnen hat, geht es weiter. Ihre Mutterschaft ist für sie eine ständige Bewährung des Glaubens. Sie schenkt ihrem Kinde das Leben unter bedrückenden äußeren Umständen. In dem sich ihr verschließenden Bethlehem muss sie den Gottessohn in größter Armut gebären. Vor dem Hass des Herodes muss sie das Kind durch die Flucht retten. Ausdrücklich wird Maria in der Prophetie des greisen Simeon im Tempel als die Mutter der Schmerzen bezeichnet. Er wies auf kommendes Leid hin, das sie um ihres Kindes willen werde ertragen müssen. „Dieser ist bestimmt zum Falle und zum Auferstehen vieler und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird. Auch deine Seele wird ein Schwert durchdringen.“ Maria muss es ertragen, wenn sie den Unglauben gegenüber dem Messias sehen wird. Christus wird für die Menschen zum Gericht werden. Maria hält dieser unerwarteten, ja unverständlichen Ankündigung Simeons stand. Sie empfängt sogar von ihm den Segen. Simeon segnete Maria und Joseph mit dem künftigen Leiden Jesu. Marias Glaube wankte nicht unter dem Andrang des Unverstandenen und Unbegreiflichen. Sie wurde nicht irre an ihrem Sohne. In ein besonders tiefes Dunkel des Glaubens wurde Maria durch ihr Erlebnis mit dem Zwölfjährigen im Tempel hineingeführt. Der wortlose Abschied des Kindes von Vater und Mutter war peinigend; Maria war fassungslos. Sie hörte mit großem Schmerz, dass der Vater im Himmel ihrem Kinde das Gesetz seines Lebens vorschreibt. „Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?“ Nicht der Friede und die Geborgenheit häuslichen Zusammenlebens dürfen Christi Tun bestimmen. Maßgebend ist allein der Auftrag des Vaters. Jesus lebt aus einer Welt, deren vertrauter Mitwisser er allein ist. Seiner Mutter ist sie noch nicht aufgeschlossen.

Jesus kam in seine Vaterstadt Nazareth. Am Sabbat lehrte er erstmals in der dortigen Synagoge. Es steht nichts der Annahme entgegen, dass Maria unter den Zuhörern war. Man reichte ihm die Buchrolle mit den Texten des Propheten Isaias. Er öffnete sie und traf auf die Stelle: „Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich salbte. Armen das Evangelium zu verkünden, sandte er mich.“ Nach der Lesung begann er zu den Versammelten zu sprechen. „Heute hat sich erfüllt diese Schrift vor euren Augen.“ Und er legte die Weissagung des Propheten Isaias aus, doch wohl abweichend von der Weise, wie die Nazarener es gewohnt waren. Daher war die Wirkung seiner Rede anders, als er und wohl auch seine Mutter gehofft hatten. Die Anwesenden gerieten außer sich und sprachen: „Woher hat er denn dies? Ist er nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria?“ Und sie nahmen Anstoß an



ihm. Der Evangelist Lukas berichtet sogar, dass sie von Zorn erfüllt wurden und ihn zur Stadt hinausstießen. Wie schmerzlich muss die Vorfall Maria getroffen haben! Aber es kam noch schlimmer. Jesus wirkte Wunder und Machttaten. Ihre Tatsächlichkeit wurde von niemand bestritten. Aber seine Feinde führten sie auf den Teufel zurück. „Durch Beelzebul, den Fürsten der Dämonen, treibt er die Dämonen aus.“ Dies war der Gipfel der Verkennung und Verleumdung Jesu. Wir dürfen annehmen, dass Maria davon gehört hat. Wie muss ihr zumute gewesen sein, den gottgeschenkten Sohn mit dem Teufel in Verbindung gebracht zu sehen!

Was Maria mit ihrem Sohn erfuhr, machte sie reif für die schwerste Stunde, die Gott ihr schickte, für die Stunde des Todes ihres Sohnes. Und was für ein Tod. Der Tod, der den Verbrechern zuge-dacht war. Der Tod der Kreuzigung. Maria weilte in der Leidenswoche in Jerusalem. Sie wird vernommen haben, dass die jüdische Obrigkeit nach ihrem Sohn fahndete. Sie wird gehört haben, dass er festgenommen, verhört, verhöhnt, verurteilt wurde. Wie mag sie mit ihm und für ihn gelitten haben! Und dann der Kreuzweg! Maria folgte dem Zug aus der Stadt zu dem Hügel, auf dem das Kreuz errichtet wurde. Sie war unter den weinenden Frauen von Jerusalem, die ihren Herrn und Meister beklagten. Sie vernahm die Hammerschläge, welche die Nägel durch die Glieder ihres Sohnes trieben. Sie stand unter dem Kreuz und blickte zu ihrem gekreuzigten Sohn empor. Sie hörte die Verhöhnungen der Umstehenden. „Der du den Tempel abbrechen und in drei Tagen aufbauen willst, hilf dir selbst, wenn du der Sohn Gottes bist. Steig herab vom Kreuze.“ Maria vernahm die letzten Worte des Gekreuzigten. „Vater, verzeih' ihnen. Sie wissen nicht, was sie tun.“ Maria erlebte den bitteren Tausch, den Jesus am Kreuze vornahm: „Frau, siehe deinen Sohn.“ Für Jesus erhielt sie den Johannes, für den Meister den Jünger, für den Sohn Gottes den Sohn des Zebedeus. Unter dem Kreuze hat Maria aus dem Mund ihres Sohnes zum letzten Mal Gottes Wort gehört, welches sie in ihrem Herzen aufbewahrte. Jetzt mag sie den prophetischen Spruch Simeons vom Schwerte verstanden haben. Da erfüllten sich auch die Weissagungen der alttestamentlichen Propheten über sie. „O ihr alle, die ihr des Weges kommt, habt acht und schaut, ob je ein Schmerz gleich ist meinem Schmerze“ (Klg 1,12). „Nennt mich nicht Noëmi, die Schöne, sondern nennt mich Mara, die Bittere, denn der Allmächtige hat mich mit Bitterkeit erfüllt gar sehr“ (Ruth 1,20). Unter dem Kreuze wurde Maria in höchstem Maß die Jüngerin ihres Sohnes. Sie erduldet unblutigerweise alle Martern ihres Sohnes an der Seele und nahm so Anteil an dem welterlösenden Opfertod Christi. „Angst und Trauer, Qual und Bangen, alles Leid hielt sie umfassen, das nur je ein Herz durchdrang.“ Das Kreuz, das Sinnbild des Glaubens, ist uns heilig, weil es gesalbt ist mit dem Blute des Heilands, aber auch, weil es geweiht ist mit den Tränen der Heilandsmutter. Als Frau der Schmerzen ist sie so recht die Mutter derer geworden, die in dem Tal der Tränen auf der Pilgerschaft sind. Sie versteht etwas von Leid und Not. Daher geht seit 2000 Jahren ein Strom von Vertrauen und von Bitten zu ihr. In Goethes „Faust“ fleht die angsterfüllte Margarete vor dem Bild der Schmerzensmutter: „Ach, neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not! Das Schwert im Herzen, mit tausend Schmerzen, blickst auf zu deines Sohnes Tod. Zum Vater blickst du, und Seufzer schickst du hinauf um sein' und deine Not. Ach, neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not.“ Margarete ist nur eine aus der endlosen Schar der Bedrängten und Bedrückten dieser Erde, die zu der Mutter des Gekreuzigten ihre Zuflucht nehmen. „Maria, Mutter, reine Magd, all unsere Not sei dir geklagt, denn du bist voll der Gnaden. Fürbitterin bei deinem Sohn, sieh her, wir knien an seinem Thron, mühselig und beladen.“ Als Schmerzensmutter ist Maria die Mutter der immerwährenden Hilfe, die Zuflucht der Sünder, die Trösterin der Betrübten geworden. Barmherzige Mutter! Zu dir geht unter Rufen. Zu dir geht unser unstillbares Weinen in diesem Tal der Tränen. Wir strecken die Hände nach dir aus, die du drüben weilst in den Tiefen Gottes, und rufen zu dir, wir verbannte Kinder Evas; wir seufzen zu dir trauernd und weinend in diesem Tal der Tränen. Heilige Mutter, erhöre uns!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Fest Mariä Himmelfahrt (2)

Maria, die unbefleckt Empfangene

09.08.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Marienverehrung ist Antwort auf die Heiligkeit Mariens, auf ihren tätigen Anteil an der Erlösung und an seiner Erfüllung in der Kirche. Die Marienverehrung ist grundgelegt in der Heiligen Schrift (Lk 1,26; 1,48). Eine Anzahl von Stellen bezeugt die Aufmerksamkeit der biblischen Schriftsteller auf Maria (Gal 4,4; Mt 1-2; Lk 1-2, Joh 2,1-11; 19,25ff.). Das 2. Jahrhundert sieht an Maria eine heilsgeschichtliche Bedeutung. Aus dem 3. Jahrhundert stammt die erste griechische Marienanrufung. Seit Athanasius und Ambrosius wird Maria als Vorbild gewertet. Das Lob Mariens wird tägliche Gewohnheit. Maria ist vor den Aposteln und Martyrern anzurufen. Seit dem 4. Jahrhundert werden ihr Kirchen geweiht. Im Osten kommen spätestens Anfang des 5. Jahrhunderts Marienfeste auf. Die römische Liturgie fügt zu Beginn des 6. Jahrhunderts Maria in den Kanon der heiligen Messe ein. Maria wird in den kommenden Jahrhunderten immer mehr als himmlische Herrin und Königin, als geistliche Mutter aller Christen, als hervorragendste Fürbitterin gesehen, der sich das Volk Gottes in vertrauter Hingabe zuwendet. Länder, Städte und Gemeinschaften wählen Maria zur Patronin. Besonders Andachten in den Monaten Mai und Oktober pflegen ihre Verehrung. Das Gebet zum Engel des Herrn-Läuten und das Beten des Rosenkranzes verbreiten sich überall. Große Scharen von Gläubigen wallfahren zu ihren Heiligtümern. Bereits in den römischen Katakomben finden sich Marienmalereien. Die Definition der Gottesmatterschaft Mariens durch das Konzil von Ephesus (431) förderte die Entwicklung des Marienbildes entscheidend. Als Fresko oder Mosaik schmückt es von nun an Apsis, Triumphbogen, Wände des Hochschiffs und andere bevorzugte Stellen des Kirchengebäudes. Der Dichter Novalis (= Friedrich von Hardenberg) konnte zutreffend schreiben: „Ich sehe dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt, doch keins von allen kann dich schildern, wie meine Seele dich erblickt. – Ich weiß nur, dass der Welt Getümmel seitdem mir wie ein Traum verweht und ein unnennbar süßer Himmel mir ewig im Gemüte steht.“

Das Lob Mariens ist in der katholischen Kirche niemals verstummt. Die Kirche konnte nicht von der Verehrung Mariens lassen, weil Gott selbst ein Marienverehrer ist. Sein Engel spricht sie an: Du hast Gnade gefunden bei Gott. Es kann Christus, der seine Mutter über alles erhoben hat, nicht gleichgültig sein, wie wir uns zu ihr stellen. Ist Maria unsere Mutter, dann dürfen wir sie ehren als Kinder. Wir können und dürfen Maria nicht anbeten, sondern nur verehren, d.h. sie preisen und anrufen wegen ihrer Gnaden, Privilegien und Würde. Alles dies wurzelt in ihrer Gottesmatterschaft und weist so zurück auf Christus und Gott. Darum ist alle Marienverehrung zugleich Bekenntnis des Christusglaubens und Gottesdienst.

Der ewige Gott hat Maria, die er zur Mutter seines Sohnes der menschlichen Natur nach bestimmt hat, für diese Würde entsprechend vorbereitet. Maria ist um ihrer einzigartigen Stellung als Muttergottes willen in einer einzigartigen Weise erlöst worden. Sie ist nicht in die Gottesferne hinein empfangen worden, in der alle anderen Menschen zu existieren beginnen. Es gab in ihrem Dasein keinen Augenblick der Gnadenberaubtheit. Der Zustand der Begnadung begann nicht erst bei ihrer

Geburt, sondern fällt mit dem Aufglimmen ihres Lebens zusammen. Sie wurde von ihren Eltern sogleich in die hütende Liebe Gottes empfangen. Maria ist von der Erbsünde nicht berührt worden. Darum gilt von ihr: „Ganz schön bist du, Maria, der Erbschuld Makel ist nicht an dir.“ Das gläubige Volk singt von ihr: „Maria, du Schöne, das Lied dir ertöne, die, rein von der Schuld, Gott Vater dort oben zur Tochter erhoben, voll Gnade und Huld.“ „Die Schönste von allen, von fürstlichem Stand, kann Schönres nicht malen ein' englische Hand: Maria mit Namen; an ihrer Gestalt all' Schönheit beisammen Gott selbst wohlgefällt.“ Der Ausdruck „unbefleckt Empfangene“ oder „unbefleckte Empfängnis“ wird missverstanden, wenn man meint, der Zeugungsvorgang, aus dem Maria entstand, solle aus allen anderen herausgehoben und auf alle übrigen Zeugungen solle ein Makel geworfen werden. Mit solchen Fehldeutungen hat der Glaubenssatz nichts gemein. Vom Verhalten der Eltern Marias ist darin überhaupt nicht die Rede. Von ihr allein ist gesagt, dass sie vom ersten Augenblick ihres Lebens von jeder Verletzung des Bösen bewahrt blieb. Von der Erbsünde befreit werden ist nicht dasselbe wie von der Erbsünde bewahrt werden. Die Bewahrung von der Erbsünde wirkte sich in der Freiheit von ungeordneten Regungen und von der bösen Begierlichkeit aus. Maria blieb von den „Wunden“ der Erbsünde frei. Sie war ganz unverwundet und heil. Aus den Tiefen ihres Ich erhob sich nie die Versuchung, ihr eigenes Selbst gegen Gottes Willen zur Geltung zu bringen. So blieb sie ihr ganzes Leben hindurch frei von jeglicher Sünde. Maria spürte nie in ihrem Leben die Sünde oder die Versuchung zu ihr aus ihrer eigenen Wesenstiefe heraufsteigen. Sie musste sich nicht aus den Verstrickungen der Sünde in die Freiheit der Kinder Gottes durchringen. Sie hatte keine Gelegenheit, das Böse in sich niederzukämpfen.

Indes auch ihr Leben war durchwirkt von Kämpfen und Siegen. Sie liegen nicht im Felde, auf dem Sünde und Tugend aufeinanderstoßen, sondern innerhalb der Grenze des Gehorsams und der Liebe. Ihr Leben war immer Bereitschaft und Hingabe an Gott. Am Schicksal ihres Sohnes wuchs ihre hinopfernde Liebe zu immer größerer Kraft und Innigkeit heran. Gott führte sie immer schwerere und steilere Pfade, bis sie imstande war, auch die größte Prüfung, das Kreuz ihres Sohnes, mit willigem Herzen zu bestehen. Ihr Leben war eine Pilgerschaft zu Gott wie bei jedem anderen Menschen. Auch ihr Leben harrete noch der Vollendung. Auch sie streckte sich in der Hoffnung dem Zukünftigen entgegen. Auch ihr Leben war beherrscht von dem Gesetz des Noch-nicht. Trotz der innigen Nähe Gottes war sie noch nicht im Himmel, war sie noch nicht aus der Hinfälligkeit und Preisgegebenheit des menschlichen Daseins herausgehoben.

Wenn Maria von der Sünde gerettet wurde, so war das Gottes Gnadentat. Auch sie konnte sich nicht selbst von ihr retten. Auch sie war an sich der Sünde unterworfen, weil sie eben aus dem Geschlechte Adams war. Sie war ein Glied des erlösungsbedürftigen Menschengeschlechtes. Was sie geworden ist, das ist sie geworden durch Gottes Geschenk. Den Traum der Selbsterlösung hat sie nie geträumt. Der Glaubenssatz von der Freiheit Marias von der Erbsünde hebt die Erlösungsbedürftigkeit der Menschen nicht auf, sondern hebt sie gerade hervor. Er zeigt uns Maria als die Ersterlöste ihres göttlichen Sohnes und damit als Urbild der Erlösten. Maria unterscheidet sich nur in der Weise, nicht in der Wirklichkeit der Erlösung von allen Menschen. Maria wurde auf die vollkommenste Weise erlöst. Gott hat sie (im Hinblick auf die Verdienste Christi) im ersten Augenblick ihrer Empfängnis von jeder Makel der Erbsünde bewahrt. Die Unbefleckte Empfängnis ist die radikalste Form der Erlösung. Maria ist der vollkommene, urbildliche, reine Fall der Erlösung überhaupt. Die in der Gnade Bewahrte ist ebenso radikal, wenn nicht mehr, die Gerettete und Erlöste. Die erlösende Bewahrung vor der Erbsünde ist die tiefgreifendste und seligste Weise der Erlösung.

Die Tatsache der Sündenfreiheit Marias gehört zu den in der Offenbarung zwar gegebenen, aber zugleich in andere Wahrheiten eingehüllten Wirklichkeiten. Erst im Laufe einer langen, unter dem Walten des Heiligen Geistes erfolgenden Entfaltung trat das Eingehüllte zu eigener Gestalt hervor. Es lassen sich Spuren dieses Vorgangs nachweisen. Schrift und Väter waren dunkel, die großen Scholastiker zurückhaltend. Somit bedurfte es reichlicher Zeit, die zwei Fragepunkte zu erklären: nach dem Erlösungsmodus und dem Heiligungsmodus. Dann erst konnte die Kirche zur Definition schreiten. Maria unterlag dem aus der Sünde stammenden Gesetz, wonach sich die Sünde auf alle vererben sollte. Davon waren die Theologen aller Jahrhunderte überzeugt. Gleichzeitig aber sträubten sie sich gegen die Annahme, die Mutter des Erlösers sei jemals der Sünde, sei es der Erbsünde, sei es der

persönlichen Sünde, erlegen. Augustinus erklärte, wegen der Ehre des Herrn will er von keiner Sünde Marias etwas wissen. Der Wiener protestantische Orientalist Gustav Bickell studierte die syrischen Gedichte des heiligen Ephrem (6. Jh.). Dabei kam ihm der Gedanke: Wenn er bei diesem Kirchenvater ein Zeugnis für die Unbefleckte Empfängnis Mariens finde, wolle er dies als Beweis für die Wahrheit der katholischen Lehre nehmen. Er empfahl dieses Anliegen der Mutter Gottes. Tatsächlich stieß er bald darauf auf die Stelle: „Du, o Herr, und deine Mutter, ihr seid die einzigen, in jeder Beziehung vollkommen Reinen. Denn an dir, o Herr, ist kein Flecken und an deiner Mutter ist kein Makel.“ Wenige Jahre später war Bickell katholischer Priester. Wie ließen sich die beiden Wirklichkeiten: Erlösungsbedürftigkeit und Sündenfreiheit Marias vereinbaren? Wie beides vereint werden konnte, erkannte erst der geniale schottische Theologe Johannes Duns Scotus (1266-1308), wohl der scharfsinnigste Denker des ganzen Mittelalters. Johannes Scotus gab bereitwillig Marias Erlösungsbedürftigkeit zu, führte aber für sie den Begriff der „Vorerlösung“ in die Theologie ein: Marias Erlösung war eine Bewahrung vor der Erbsünde, nicht eine Befreiung von ihr. Die Erlösungsgnade floss ihr vorher zu, ehe sie ins Dasein trat, so dass sie nicht von der Sünde gereinigt, sondern vor ihr bewahrt wurde. Jetzt war der Weg frei für die Proklamation des Dogmas. Der Glaubenssatz von der unbefleckten Empfängnis Marias wurde von Papst Pius IX. am 8. Dezember 1854 feierlich verkündigt. „Die Lehre, welche festhält, dass die seligste Jungfrau Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängnis durch die einzigartige Gnade Gottes im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi, des Erlösers des Menschengeschlechtes, von jeglichem Makel der Urschuld unversehrt bewahrt wurde, ist von Gott geoffenbart und deshalb von allen Gläubigen fest und beständig zu glauben.“ Die feierliche Verkündigung dieses Dogma brachte die letzte Sicherheit, dass es sich hier um eine beglückende Tatsache und nicht um einen Wunsch oder eine fromme Meinung handelt.

Wer sich in Gottes Heilsplan hineindenkt, dem kann eine Ahnung kommen, was sich Gott bei der Erwählung Mariens gedacht hat. Die Menschheit braucht einen Menschen, eine Frau wie Maria, rein und sündenlos. Einem deutschen Priester in Rom öffnete eines Tages ein unbekannter, weitgereister Herr sein Herz. Er erklärte: „Wenn ich glauben könnte, würde ich katholisch werden. Und wissen Sie, warum? Um des Dogmas der unbefleckt Empfangenen willen. Wenn die Kirche überhaupt mit ihren Dogmen Wahrheit verkündet, dann erfahren wir durch dieses Dogma, dass es in der Menschheit wenigstens einmal eine Seele gegeben hat, die als reiner Mensch von der Sünde niemals berührt worden ist. Ich kann Ihnen sagen: Ich habe ein großes Stück Welt gesehen. Ich habe die Schmutzflut der Sünde in der Welt kennengelernt. Was wir brauchen, ist diese Seele, diese eine Seele wenigstens, die auch nicht vom leisesten Tropfen dieser Flut je bespritzt und befleckt wurde, die Seele der Unbefleckten, der ganz Makellosen, zu der wir aufschauen können als zu dem Ideal der Menschenseele in ihrer unberührten Reinheit und Heiligkeit. Dass wir an die Menschheit wieder glauben lernen, dazu brauchen wir die unbefleckt Empfangene, an die Sie glauben können, Sie, die Katholiken.“ Seitdem es eine unversehrte und unbefleckte Frau gibt, Maria, die Mutter des Herrn, wissen wir, was Reinheit, was Unbeflecktheit, was wahre sittliche Schönheit ist. Und wir fühlen uns angezogen von der makellosen Frau. Ein Strom der Sehnsucht geht hinüber in das ferne Land, aus dem das Bild der Gnadenmutter uns herüberscheint. Und da strecken wir die Hände aus nach diesem Gnadenbild und rufen: Jungfräuliche Mutter, du reinste von allen, schau auf uns, die wir hier ringen um Reinheit des Herzens und Freiheit von Sünde. Wir wagen nicht zu bitten, dass wir werden, wie du bist. Aber wir möchten dir nicht ganz unähnlich sein. Bewahre uns vor den trügerischen Verlockungen dieser Welt. Gib uns Anteil, einen kleinen, winzigen Anteil an deiner erhabenen Schönheit! Mach unsere Herzen unirdisch, himmlisch gesinnt. Reinste Mutter, zieh uns hinan!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Fest Mariä Himmelfahrt (3)

Die Aufnahme Marias in den Himmel

16.08.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Heute ist der Tag, da die Jungfrau Maria zum Himmel aufstieg. Freuet euch! Denn nun herrscht sie mit Christus in Ewigkeit.“ So singt die Kirche am Festtag Marias. Maria ist die Ersterlöste ihres Sohnes. Sie ist auch die Vollerlöste. Denn sie kam schon in dieser Weltzeit zur Vollendung der Erlösung. Sie wurde im Hinblick auf das Erlösungswerk ihres Sohnes durch eine besondere Gnade Gottes vor jeder Sünde bewahrt, vor dem Zustand der Erbsünde und vor jeder persönlichen Sündentat. Von ihr gilt wahrhaftig unsere bewundernde Verehrung: „Ganz schön bist du, Maria, denn der Erbschuld Makel ist nicht an dir.“ Die Verbundenheit mit dem erhöhten Herrn hat sie nicht vor der Vergänglichkeit verschont. Auch sie musste sterben. Ihr Tod war indes anders als der aller übrigen Menschen. Er hatte nicht die Qualität der Strafe und Buße für die Erbsünde oder für eigene sündige Taten. Er war nicht der Sold der sündigen Gesinnung, sondern die Pforte des Lebens. Er war ein Werkzeug des Heiles. Er diente der Verwandlung des irdischen Lebens in das himmlische. Das Sterben Marias war die Selbstverzehrung des irdischen Daseins in der Glut jener Liebe, die Gott in ihr entzündet hat.

Maria ist nach ihrem Tod sogleich in die ewige Seligkeit eingegangen, aber wiederum anders als die übrigen Sterblichen, die in den Himmel kommen. Denn in die unvergängliche Daseinsweise der himmlischen Herrlichkeit, in die ihre Seele einging, wurde auch ihr Leib hineingezogen. Er blieb nicht der Verwesung des Grabes unterworfen, sondern wurde wieder mit der Seele vereint und durchleuchtet von der Herrlichkeit Gottes. Maria lebt in verklärter Leibhaftigkeit. Das meinen wir, wenn wir sagen, Maria ist in den Himmel aufgenommen worden. Am 1. November 1950 wurde die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel von Papst Pius XII. als Dogma erklärt: „Kraft der Autorität unseres Herrn Jesus Christus, der seligen Apostel Petrus und Paulus und Unserer eigenen verkünden, erklären und definieren wir: Es ist von Gott geoffenbarte Glaubenslehre, dass die Unbefleckte Gottesgebärerin nach Vollendung des irdischen Lebenslaufes mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen wurde.“ Was der Papst feierlich aussprach, war schon längst in der Kirche verbreitete Lehre und Gegenstand der allgemeinen und alltäglichen Verkündigung. So hat das außerordentliche Lehramt in einer feierlichen und endgültigen Weise zur Geltung gebracht, was das ordentliche Lehramt seit langem ausdrücklich vertrat. Der Kirchenlehrer Johannes von Damaskus (675-749) schrieb im 8. Jahrhundert: „Wie sollte Verwesung den Leib ergreifen, der das Leben aufnahm? Das ist bei der Seele und dem Leibe, der Gott selbst aufnahm, unmöglich und völlig ausgeschlossen“ (Joh. v. Dam.).

Zwischen der Auferweckung Christi und der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel besteht ein tiefgreifender Unterschied. Die Auferstehung Christi wurde von den Aposteln verkündet aufgrund der Erscheinungen, die sie vom Auferstandenen am dritten Tage und an den darauffolgenden Tagen gehabt haben. Durch die Erscheinungen wurde die Auferweckung Christi als geschichtliches Ereignis gewährleistet. Für die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel gibt es keine Augenzeugen. Die Aufnahme ist eine von Gott gewirkte Tatsache, aber kein Ereignis, das datiert werden kann. Die

Tatsächlichkeit der von Gott gewirkten leiblichen Aufnahme Marias in den Himmel wird in den ersten fünf bis sechs Jahrhunderten in anderen Glaubenswahrheiten mitüberliefert. Vom 6. Jahrhundert an tauchen deutliche Zeugnisse auf. Die Offenbarung spricht nicht mit ausdrücklichen Worten hiervon. Aber die Tatsache der leiblichen Aufnahme Marias in den Himmel und ihrer leiblichen Verklärung ist in mehreren grundlegenden Heilstatsachen eingeschlossen: in der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi, ihres Sohnes; in der Verheißung unserer eigenen Auferstehung sowie in Marias jungfräulicher Mutterwürde und in ihrer Freiheit von der Erbsünde. So ist der Glaube an ihre leibliche Verklärung durch Schrift und Überlieferung grundgelegt. Papst Pius XII. nannte die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel eine Wahrheit, die sich auf die Heilige Schrift stützt; die tief im Herzen der Gläubigen wurzelt; die mit den übrigen Offenbarungswahrheiten in vollstem Einklang steht; die durch das Studium, die Wissenschaft und Weisheit der Theologen eine lichtvolle Erklärung und Darstellung gefunden hat. Die Kirche hat in der Dogmatisierung nicht eine sich bildende Legende oder eine aus Wunschträumen geborene fromme Volksmeinung als kirchliche Lehre legitimiert. Sie hat vielmehr in zuverlässiger und verbindlicher Weise ausgesprochen, dass die leibliche Verklärung Marias ein Bestandteil der Offenbarung und des Glaubens ist.

Die Botschaft von der Auferstehung von den Toten hat für den bloß nach den Maßstäben der Erfahrung denkenden Menschen etwas Beunruhigendes, ja etwas Unglaubliches. Als Paulus sie vor dem römischen Richter Festus verkündete, wurde er von ihm ebenso verlacht wie die Athener sich über ihn lustig machten, als er auf dem Aeropag von der Auferstehung der Toten sprach. Solange die Auferstehung von den Toten nur im Wort verkündet und nur im Wort geglaubt wird, kann man sich über ihre Tragweite für unser Selbstverständnis und für unser Weltverständnis hinwegtäuschen. Man kann gewissermaßen ausweichen. Die Auferstehung Marias bringt uns den Realitätscharakter des Auferstehungsglaubens mit großer Intensität nahe. Man muss ihm standhalten und ihn entweder beglückt bejahen oder verärgert verneinen. So hat das Dogma für den christusgläubigen Menschen eine kritische Funktion. An ihm gerät der Glaube in eine Entscheidung, die seinen Ernst offenbart oder seine Schwäche entlarvt. Für den christusgläubigen Menschen wird die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel ein Unterpfeiler dafür, dass die Auferstehung des Herrn Wirklichkeit ist und dass unsere eigene Auferstehung Wirklichkeit sein wird. An ihr wird sichtbar, dass die Christusverbundenheit sich im Leibe auswirkt. Erst in seiner Gesamtexistenz ist der Mensch ein Abbild des auferstandenen Herrn. Wenn dies an Maria schon geschah, so hat das seinen Grund in ihrer besonderen Beziehung zu Christus. Es hat jedoch darüber hinaus für uns einen vorbildhaften Charakter. An ihrer Aufnahme in den Himmel wird die Dynamik, die Christus über seine Gläubigen ausübt, greifbar.

Wir bekennen im Glaubensbekenntnis die Auferstehung des Fleisches, die wir erwarten. Die Auferweckung von den Toten wird das Hauptereignis bei der zweiten Ankunft Christi sein. Für Maria ist es schon vorweggenommen. Auch ihre Auferstehung wird bei der zweiten Ankunft Christi in der Öffentlichkeit des Himmels und der Erde proklamiert werden. Aber die Auferstehung selbst ist schon geschehen. Für jeden Menschen ist die gläubige Verbundenheit mit Christus dem Auferstandenen und die Gemeinschaft mit dem Heiligen Geist der Grund der Auferstehung. Die Verbundenheit mit Christus und die Gemeinschaft mit dem Heiligen Geist ist bei der jungfräulichen, sündlosen Gottesmutter von einer anderen Qualität als bei den übrigen Menschen. Die Verbundenheit mit Gott ist bei ihr nie durch ein sündiges Widerstreben getrübt gewesen. Maria hat daher eine ungestörte Aufnahmefähigkeit für Gottes Einwirkung. Gott kann sich in ihr ohne Hemmnisse durchsetzen und darstellen. Es ist daher zu erwarten, dass sie, die die Ersterlöste ist, auch die Vollerlöste ist. Zur Vollerlösung gehört die leibliche Verklärung. Gott macht keine halben Sachen.

An der leiblichen Verklärung Marias wird sichtbar, zu welcher Höhe der Vollendung der Mensch durch Christus emporzusteigen vermag. Maria herrscht mit Christus im Himmel. Sie ist die Königin des Himmels. Im Blick auf Maria wird die Hoffnung auf unsere eigene Auferstehung und Verklärung neu belebt. An Maria sehen wir, dass die Verheißungen Christi nicht leere Worte sind, sondern in Erfüllung gehen. In ihr gewinnt unser Glaube an den auferstandenen Christus und die Hoffnung auf unsere eigene Auferstehung sichtbare Gestalt. Letztlich ist leibliche Aufnahme Marias in den Himmel eine Offenbarung von Gottes Macht und Herrlichkeit. Nicht aus eigener Kraft kann sich der Mensch zu dieser Vollendung erheben. Nur Gott kann sie ihm schenken. Der himmlische Vater wirkte sie an

Maria durch Christus im Heiligen Geiste. So gereicht die Verkündigung des Dogmas zum Ruhme der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Gott gebührt die Ehre.

Und noch etwas, das nicht vergessen werden darf. Der Glaubenssatz von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel bekräftigt die königliche Würde Mariens. Maria ist Königin im Himmel, weil sie alle Engel und Heiligen überragt. Ihre einzigartige Vorrangstellung ergibt sich aus ihrer Würde als Gottesmutter sowie aus ihrer alle Heiligen übertreffenden Heiligkeit. Goethe war diese Tatsache wohl bewusst. Der Doctor Marianus im Faust II sieht in der Höhe unter den seligen Frauen „die Herrliche mittendrin, im Sternenkranze, die Himmelskönigin, ich seh's am Glanze. Jungfrau, rein im schönsten Sinn, Mutter, Ehren würdig, uns erwählte Königin.“

Die selige Jungfrau wurde deshalb über alle Chöre der Engel erhoben, dass sie immerdar als milde Mittlerin für die Sünder eintrete (Albert). Von ihr gilt analog, was wir vom Herzen Jesu bekennen: Sie ist reich für alle, die sie anrufen. Der Vater der Erbarmung hat seine Gnaden nicht an den Himmel gehängt wie seine Sterne, er hat sie nicht in der Tiefe des Meeres versteckt wie seine Perlen. Er hat sie in Mutterhände gelegt, und die sind immer bereit auszuteilen. Die Königin des Himmels ist die Mutter der Barmherzigkeit. In dem Drama „Gespenster“ von Henrik Ibsen bricht der arme Oswald im Wahnsinn zusammen unter der Last der Vatersünden und dem Fluch der eigenen Schuld. Er sieht die Nacht aufsteigen, die sich wie ein schwarzes Gewölk über seinen Geist legen will. Schon verwirren sich seine Gedanken. Da schaut er durchs Fenster in die große, rote Abendsonne. Nach ihr streckt er die Hände aus und ruft: „Die Sonne, Mutter, gib mir die Sonne!“ Ja, diese Sonne gibt es; es ist die verklärte Jungfrau Maria. Sie ist die Sonne, die nicht untergeht. Der Apokalyptiker Johannes hat es gesehen: „Ein großes Zeichen erschien am Himmel: eine Frau, mit der Sonne umkleidet, zu ihren Füßen der Mond, auf ihrem Haupt ein Kranz von zwölf Sternen.“ In Amsterdam saßen drei Herren nach der Aufführung eines Oratoriums in einem Hotel beisammen, als tief in der Nacht der Komponist Max Reger den Raum betritt. Er fragte den einen, ob er katholischer Priester sei, und auf dessen Ja bittet er ihn um eine Unterredung unter vier Augen. An einem Nebentisch enthüllt er ihm die Todesahnungen, die mit furchtbarer Wucht auf ihm liegen; er müsse noch in dieser Nacht mit dem Himmel abrechnen und bitte, eine Lebensbeicht ablegen zu dürfen. Auf dem Zimmer des Priesters angelangt, wirft sich Reger dem Priester erschüttert zu Füßen: „Ich fühle den Tod in meinen Adern und will mich mit meinem Schöpfer aussöhnen, noch jetzt auf der Stelle.“ Er möge ihm helfen, er habe seit seiner Jugend nicht mehr gebeichtet. Es geschah, und Reger machte seine Rechnung mit Gott. Am nächsten Morgen traf Reger wieder mit dem Priester zusammen. „Hochwürden, nein, ich nenne dich von jetzt an meinen besten Freund. Du hast mich gerettet; denn ich weiß, ich sterbe bald. Jetzt bin ich glücklich und ruhig. Ich habe nichts mehr auf dem Gewissen. Ich sagte gestern, ich möchte noch das Vaterunser komponieren. Das will ich zurücknehmen und lieber ein Salve Regina in Töne setzen für mein Begräbnis, zu Ehren der Gottesmutter, die mich zu dir geführt hat. Denn wenn ich auch nie meinen Glauben betätigt habe, ein Ave Maria habe ich doch von Zeit zu Zeit gebetet.“ Das war am 23.3.1916; am 11. Mai war Reger tot. Maria hat ihn gerettet. Und sie rettet noch viele andere. Der Doctor Marianus im Faust II richtet das Bittgebet an Maria: „Dir, der Unberührbaren, ist es nicht benommen, dass die leicht Verführbaren traulich zu dir kommen. In die Schwachheit hingerafft, sind sie schwer zu retten. Wer zerreißt aus eigener Kraft der Gelüste Ketten? Darauf antwortet der Chor der Büsserinnen zu Maria gewandt: „Du schwebst zu Höhen der ewigen Reiche, vernimm das Flehen, du Ohnegleiche, du Gnadenreiche.“ Wir wollen uns ihnen anschließen und rufen: Maria, Mutter, Königin! Du schwebst zu Höhen der ewigen Reiche, vernimm das Flehen, du Ohnegleiche, du Gnadenreiche.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Selig die Augen, die sehen, was ihr seht!

23.08.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Selig die Augen, die sehen, was ihr seht! Denn ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr seht, und haben es nicht gesehen, und hören, was ihr hört, und haben es nicht gehört.“ Mit diesen Worten des Evangeliums der heutigen heiligen Messe will Jesus den Zuhörern den entscheidungsvollen Charakter der Gegenwart einschärfen. Er spricht hier von zwei Gruppen von Menschen: jene, die vor seinem Erscheinen und Auftreten lebten, und diese, die Zeugen seines Wirkens und seiner Lehre sind. Die einen lebten in der Erwartung und in der Sehnsucht, die anderen leben in der Erfüllung und im Besitz. Deswegen sind sie seligzupreisen.

Die Menschen der Zeiten vor Christus lebten in der Erwartung eines Erlösers. Sie erhofften sein Kommen, aber sie erlebten es nicht. Der Brief an die Hebräer weist auf die Glaubenszeugen der vergangenen Zeit von Abel bis Abraham hin. „Im Glauben sind diese alle gestorben, ohne dass sie die Verheißungen erlangten, aber sie schauten sie von ferne und grüßten sie und bekannten, dass die Fremdlinge und Beisassen auf der Erde seien“ (Hebr 11,13). Jesus deutete auf den Patriarchen Abraham hin, der in der Hoffnung Freude empfand: „Euer Vater Abraham jubelte, dass er meinen Tag sehen sollte, er sah ihn und freute sich“ (Joh 8,56). Jesus erinnert in der Seligpreisung des heutigen Evangeliums an die Propheten, die sehnsüchtig nach dem Heilsbringer Ausschau hielten. Sie haben die Erwartung wach gehalten, aber seine Ankunft nicht erlebt. Auch Petrus spricht von den Propheten. Sie haben über das Heil gesucht und geforscht, sie haben über die Gnade, die den Adressaten seines Briefes zuteil geworden ist, geweissagt. Sie forschten, auf welche und was für eine Zeit der in ihnen waltende Geist Christi hinweise; sie haben auch die Leiden und die darauffolgende Herrlichkeit Christi vorausgesagt. „Es wurde ihnen geoffenbart, dass sie nicht sich selbst, sondern euch mit diesen Dingen dienen sollten, die euch jetzt verkündet worden sind durch die vom Heiligen Geist ermächtigten Boten“ (1 Petr 1,10-12). Wer waren die Propheten, von denen Jesus und Petrus sprechen? Ich nenne drei. Der Prophet Isaias war in hervorragendem Maße Verkünder des Messias. Der Emmanuel, der Spross aus der Wurzel Jesse, wird auf dem Sion ein Friedensreich aufrichten, so lehrt er. In glühenden Farben zeichnet der Prophet Michaeas ein Bild des messianischen Reiches, des Gottesreiches in Wahrheit und in Frieden, sowie den Friedenskönig. Der Prophet Daniel erschloss seinem Volk und der Nachwelt in gewaltigen Weissagungen die messianische Zeit im Bild vom Menschensohn, der auf den Wolken des Himmels kommt.

Jesus erinnert auch an die Könige. Die neben den Propheten genannten Könige sind Gestalten wie David, Josias und Ezechias. König David erhielt die messianische Weissagung (2 Sam 7) von dem Königsthron, der für alle Zeiten Bestand haben soll. Der Messias sollte ein Nachkomme Davids sein. König Josias zentralisierte den Gottesdienst der Israeliten im Tempel zu Jerusalem (wie es das Buch Deuteronomium verlangte) und bereitete insofern die Einheit und Einzigartigkeit der Gottesverehrung vor, die der Messias lehren würde. König Ezechias war ein König von vorbildlicher Frömmigkeit. Dies war die Haltung, die Gott von denen forderte, die seinen Messias erwarteten. Von allen Propheten und Königen gilt die Aussage, die Balaam (Bileam) über den künftigen Retter machte: „Ich



sehe ihn, doch nicht jetzt. Ich schaue ihn, doch nicht nah. Ein Stern geht aus Jakob auf, ein Zepter reckt sich aus Israel. Moabs Schläfen wird er zerschmettern, Seths Söhne vernichten allesamt. Edom wird ihm zu eigen sein, Seir, sein Feind, ihm Besitztum. Und Israel wird wachsen an Macht. Kommen wird von Jakob der Herrscher, vertilgen aus den Städten den Rest.“

Endlich, nach vielen Jahrhunderten sehnsüchtiger Erwartung, gingen die Weissagungen über den Messias in Erfüllung. Gott ist der Gott der Treue. Er steht zu dem, was er verheißen hat. Die Erfüllung übertraf die Erwartung bei weitem. Das Heil kam nicht durch einen irdischen Herrscher, sondern durch den wahren Sohn Gottes. Paulus schreibt an die galatischen Christen: „Als die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn, geboren aus einer Frau, untergeordnet unter das Gesetz, damit er die unter dem Gesetz loskaufte und wir die Annahme zu Söhnen empfangen“ (Gal 4,4-5). Der galiläische Zimmermann Jesus von Nazareth war von dem klaren Bewusstsein erfüllt, der erwartete, gottgesandte Messias zu sein. Nach dem siegreichen Bestehen der Versuchungen in der Wüste kehrte Jesus nach Galiläa zurück und kam nach Nazareth. Nach seiner Gewohnheit ging er am Sabbat in die Synagoge und erhob sich, um vorzulesen. Man reichte ihm die Buchrolle des Propheten Isaias. Er öffnete sie und fand die Stelle: „Der Geist des Herrn ruht auf mir, weil er mich gesalbt hat. Den Armen die Frohbotschaft zu bringen, hat er mich gesandt, den Gefangenen Befreiung, den Blinden das Augenlicht zu verkünden.“ Dann rollte er die Buchrolle zusammen und sprach: „Heute ist diese Schriftstelle vor euren Ohren in Erfüllung gegangen“ (Lk 4). Der vom Propheten Isaias Verkündigte steht vor ihnen. Jesus lässt keinen Zweifel an seiner heilsgeschichtlichen Stellung. Sie überragt die gottgesandten Träger der Erwartung. „Die Königin des Südens wird beim Gericht mit den Männern dieses Geschlechtes auftreten und sie verurteilen; denn sie kam von den Enden der Erde, um die Weisheit Salomons zu hören. Seht: mehr als Salomon ist hier. Die Männer von Ninive werden beim Gericht mit diesem Geschlecht auftreten und es verurteilen; denn sie haben sich auf die Predigt des Jonas hin bekehrt. Seht: mehr als Jonas ist hier“ (Lk 11,31-32). Der Messias Jesus von Nazareth überbietet den weisen König Salomon und den Gottesboten Jonas. Er bringt das Heil, das sie erwartet und angekündigt haben.

Jesus wies sich als der gottgesandte Heilsbringer aus durch unerhörte Wunder und Machttaten. Johannes der Täufer war im Gefängnis, als er von dem Auftreten Jesu hörte. Er sandte zwei seiner Jünger und ließ ihn fragen: „Bist du es, der kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ Da antwortete ihnen Jesus: „Geht und meldet dem Johannes, was ihr hört und seht: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf und Armen wird die frohe Botschaft verkündet. Und selig ist, wer an mir kein Ärgernis nimmt“ (Mt 11,2-6). Das alles, was Jesus hier aufzählt, sind Taten der Heilszeit. Wer sie zu vollbringen vermag, ist der gottgesandte Messias. Die Massen, die Zeugen der gewaltigen Taten Jesu waren, spürten die Einmaligkeit des Nazareners. Als er dem Seesturm gebot, sprachen sie: „Was ist denn das für einer, dass ihm selbst die Winde und der See gehorchen?“ (Mt 8,27). Zu den Wundern und Machttaten traten seine Predigten und seine Lehre. Und was für Predigten und was für eine Lehre! Die Scharen, die ihn hörten, waren außer sich über seine Lehre. Denn er lehrte sie wie einer, der Macht hat (und nicht wie ihre Schriftgelehrten) (Mt 7,28f.) In der jüdischen Erwartung wird vom Erleben der Heilszeit immer nur mit Worten des Sehens gesprochen. Jesus redet nicht nur vom Sehen, sondern auch vom Hören. Dies hat seinen Grund in der Bedeutung, die das Hören als Annehmen der Heilsbotschaft in seiner Verkündigung hat (Mt 11,4; Lk 7,22; Mk 4,20). Von solchen Menschen sagt Jesus: „Wer mich hört und dem glaubt, der mich gesandt hat, der hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht“ (Joh 5,24). „Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme“ (Joh 18,37).

Selig die Augen, die sehen, was ihr seht! Wessen Augen sind das? Es sind die Augen der Jünger. Die Jünger sind seligzupreisen, weil sie erleben dürfen, wonach die großen Gottesmänner des Alten Bundes vergebens verlangt haben, die messianische Zeit, den Anbruch der Gottesherrschaft (Eph 3,5; Kol 1,26; Röm 16,15; Hebr 11,13; 1 Petr 1,10ff.; Joh 8,56). Sie erkannten die Einmaligkeit der Gestalt und des Auftretens Jesu von Nazareth. Ihnen gilt die Aussage: „Selig die Augen, die sehen, was ihr seht!“ Den Jüngern, die Jesus um sich sammelte, sind alle jene beizustellen, die sich ihrem Glauben anschließen. Auch von ihnen gilt das Wort Jesu: Selig die Augen, die sehen, was ihr seht! Sie sind diejenigen, von denen Johannes sagt, dass sie den menschengewordenen Logos aufnahmen, dass sie an seinen Namen glauben und dass sie aus Gott geboren sind.

Die Seligpreisung gilt den Jüngern und ihnen allein. Denn nur von ihnen kann man sagen, dass sie sehende Augen und hörende Ohren haben. Die Jünger haben die Zeichen der Zeit verstanden. Dagegen vermag die Mehrzahl der übrigen Juden die Zeichen der Zeit nicht zu deuten. Jesus sprach zu den Volksmassen: „Wenn ihr Gewölk im Osten aufsteigen seht, dann sagt ihr sofort: Es gibt Regen, und es kommt so. Und wenn ihr den Südwind wehen seht, dann sagt ihr: Es gibt Hitze, und es geschieht. Ihr Heuchler! Das Angesicht der Erde und des Himmels versteht ihr zu beurteilen. Warum versteht ihr nicht, die gegenwärtige Zeit (richtig) zu beurteilen?“ (Lk 12,54-56). Ebenso eindeutig und klar wie die Vorzeichen des Wetters, die alle verstehen, sind die Zeichen der Zeit für den, der sehen will, dass nämlich mit dem Auftreten Jesu das Gottesreich gekommen ist. Ein solches Zeichen sind vor allem die Dämonenaustreibungen, die Jesus vornimmt. Seine Gegner bezichtigen ihn, er treibe durch Beelzebul die Dämonen aus. Jesus verweist es ihnen. Er treibt die Dämonen aus durch den Finger Gottes. Daran ist zu erkennen, dass das Reich Gottes gekommen ist. In der Heilung des Besessenen erfüllt sich, was durch den Propheten Isaias gesagt worden war: „Er hat unsere Gebrechen fortgenommen und unsere Krankheiten getragen“ (Is 53,4; Mt 8,17). Wenn die Juden das nicht erkennen, so ist das Heuchelei (Lk 12,56), d.h. weit mehr ein Nicht-Sehen-Wollen als ein Nicht-Können.

Wir dürfen uns freuen, dass wir in der Zeit der Erfüllung der messianischen Weissagungen leben. Auch uns hat Christus gemeint, als er sagte: Selig die Augen, die sehen, was ihr seht, und selig die Ohren, die hören, was ihr hört. Wir müssen danken, dass wir die Zeit der Erfüllung der messianischen Weissagungen erleben dürfen. Es gibt viele Religionen, aber nur eine wahre. Alle anderen Religionen sind von Menschen gemacht, nur eine stammt von Gott. Nur jene Religion kann in die Nähe Gottes führen, die nicht vom Fleisch und Blut eines Volkes geoffenbart ist. Nur jener Christus kann ein Volk erlösen, der aus übervölkischen Höhen kommt. Es ist ein unbeschreibliches Glück, ein Christ zu sein. Wir dürfen den größten aller Namen führen: wir sind Christen, Kinder Gottes, Christi Freunde, sein Leib (Chrysostomus). Es ist ein Glück, die katholische Sittenlehre zu kennen. Der katholische Christ weiß mit untrüglicher Gewissheit, was er zu tun und zu lassen hat. Namentlich die Kenntnis der Gebote, welche die Geschlechtskraft ordnen, sind ein wahrer Segen. Das ewige Gesetz ist der weisheitsvolle Wille Gottes, der befiehlt, die Naturordnung einzuhalten, und verbietet, diese Ordnung zu verletzen. Immanuel Kant hat einst richtig geschrieben: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je tiefer und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über uns und das moralische Gesetz in mir.“ Dieses moralische Gesetz ist die Moralverkündigung unserer Kirche.

Wir leben in der Religion der Sündenvergebung. Der Apostel Johannes versichert uns: „Ihr wisst, dass er erschienen ist, die Sünde hinwegzunehmen“ (1 Joh 3,5). „Das Blut seines Sohnes macht uns von allen Sünden rein“ (1 Joh 1,7). Es ist ein Glück, zu wissen, dass Gott Sünden vergibt, wenn der Mensch wahre Reue erbringt. Es ist ein Glück, beichten zu dürfen, psychische Entlastung und göttliche Vergebung zu empfangen. „Die Vergebung der Sünden ist der Daseinsgrund für die Kirche auf Erden“ (Augustinus). Der französischen Königin Marie Antoinette war vor der Hinrichtung die Bitte abgeschlagen worden, einem Priester zu beichten. Auf einem elenden Karren, die Hände auf dem Rücken gefesselt, wurde sie zur Richtstätte geführt. Doch hatte sie noch im Kerker ein Haus verabreden können, wo ein Priester ihr heimlich vom Fenster aus die Lossprechung geben sollte. Mit Spannung verfolgte sie die Namen der Straßen, die Nummern der Häuser. Endlich war das bezeichnete Haus in Sicht. Sie erblickte den Priester, neigte das Haupt und bewegte zum Zeichen, dass sie verstanden hatte, dreimal das Haupt in Kreuzesform. Von da an lag ruhige Gefasstheit und ein stilles Leuchten über ihrem Antlitz, das sie bis in den Tod nicht verließ.

Es ist ein Glück, hören zu dürfen, dass der Mensch, die Seele des Menschen unsterblich ist. Leuchtet dir keine Ewigkeit, so sind deine Lichter erloschen. Gott hätte niemals so Großes für uns getan, wenn mit dem Tod des Körpers auch das Leben der Seele zugrunde ginge. So unerhört es klingt, so wahr ist es: Es gibt ein ewiges Leben. Jesus versichert uns: „Wenn einer mein Wort hält, wird er in Ewigkeit den Tod nicht schauen“ (Joh 6,40). Welcher Katholik würde in seiner Todesstunde seinen Glauben bereuen? Wie viele Ungläubige hingegen pressen ihre sterbenden Lippen auf das Kreuz, beten an, was sie geleugnet, und leugnen ab, was sie angebetet haben. Am Anfang unseres Lebens stand

die dunkle Not. An seinem Ende steht die leuchtende Verklärung. Im Himmel werden wir feiern und schauen, schauen und lieben, lieben und loben. Das ist das Ende, eine Ende ohne Ende (Augustinus).  
Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Bernhard Lichtenberg

30.08.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Bernhard Lichtenberg wurde am 3. Dezember 1875 in Ohlau geboren. Ohlau war eine überwiegend protestantische Kleinstadt in Mittelschlesien. Er verdankte seinen Eltern eine tiefe, in einfachen Formen vollzogene, aber den Alltag umspannende Frömmigkeit. Das Glaubensfundament aus Kindertagen blieb ihm stets sicherer Besitz. Die Familie war infolge ihrer engen Bindung an die Kirche auf den politischen Katholizismus, die Zentrumsparterie eingeschworen. Ohne Zögern und Schwanken verschrieb er sich dem Priestertum. Am 21. Juni 1899 wurde er in Breslau zum Priester geweiht. Priester zu sein war sein Beruf, seine Freude und der Inhalt seines Lebens. Er empfand es als sein größtes Glück, dass er in der heiligen Messe die Konsekration vornehmen und im Bußsakrament die Pönitenten absolvieren durfte. Die heilige Messe feierte er sehr gewissenhaft, konzentriert, mit überzeugender Ehrfurcht vor dem heiligen Geheimnis. Das Allerheiligste war für ihn die Mitte seiner liturgischen Frömmigkeit. Ein Priester, der ihn bei der Fronleichnamsprozession erlebte, schrieb von ihm: „Wer Lichtenberg hinter der Monstranz sah, wusste sofort: der da glaubt! Er war so, wie wir Priester sein sollen und wie die Menschen uns wollen: zuerst und in allem geistliche Menschen, Geistliche, Priester.“ Lichtenberg war ein gläubiger, frommer und sittenreiner Priester. Walter Adolph erklärte: „Auf mich hat Lichtenberg den Eindruck eines Menschen gemacht, der dem ewigen Leben in Gott geradezu zufieberte.“ Lichtenberg war davon durchdrungen, dass der Glaube das ganze Leben prägen muss. Er lebte, was er glaubte. Sein Glaube und seine Frömmigkeit waren einfach und zielten auf das Wesentliche in der Religion. Seine besondere Zuneigung galt der Verehrung des heiligsten Herzens Jesu. Feier der Messe, Stundengebet, Betrachtung und öffentliches Abendgebet waren die Festpunkte seines Tagesrhythmus. Er strebte sein ganzes Leben lang einzig danach, Gottes Willen zu erfüllen. Sein stetes Gebet war: Wie Gott will, ich halte still. Er arbeitete zeitlebens an seiner eigenen Vervollkommnung. Er lebte in äußerster Anspruchslosigkeit, ja Armut. Er schnitt sich selbst die Haare, um das ersparte Geld Bedürftigen zuwenden zu können.

Lichtenberg war Seelsorger und wollte nichts anderes sein. Seelsorge begriff er als die Aufgabe, die Gläubigen zur persönlichen Entscheidung für Christus und zum Leben nach den Geboten Gottes und der Kirche zu führen. Mit seelsorgerischer Leidenschaft hat er bis an und über die Grenze seiner physischen Leistungsfähigkeit die Pflichten seines Amtes zu erfüllen gesucht. Fast seine gesamte priesterliche Tätigkeit verbrachte er in der Reichshauptstadt Berlin mit etwa zehn Prozent katholischen Christen. 1913 wurde er Pfarrer der Pfarrei Herz Jesu in Berlin-Charlottenburg. Die Pfarrei mit 30000 Katholiken wurde mehrfach aufgeteilt. Während seines Jahresurlaubs unternahm er Bettelreisen, um die Kosten für den Bau von fünf Kuratiekirchen in Charlottenburg aufzubringen. 1932 wurde er Dompfarrer in St. Hedwig und 1938 Dompropst.

An der Spitze seiner umfassenden Seelsorgstätigkeit stand das Gebet, die Verbindung mit Gott. Er war der erste und eifrigste Beter seiner Gemeinde. Die ihm Anvertrauten suchte er zum Gebet zu führen. Er wusste, dass nichts erreicht ist, wenn die Gläubigen keine persönliche Beziehung zu Gott haben. Um sie zu erlangen und zu bewahren, ist das regelmäßige Gebet unerlässlich. In seinem

Gotteshaus verrichtete er jeden Tag mit seiner Gemeinde das Abendgebet. Lichtenberg war von der Unerstlichkeit der Teilnahme jedes Katholiken an der Sonntagsmesse überzeugt. Er feierte jeden Sonntag neben den übrigen Messen bereits vor 5 Uhr die Messe, um jenen Gläubigen – wie Eisenbahnern – die Teilnahme am Messopfer zu ermöglichen, die zu den üblichen Zeiten verhindert waren, und hielt dabei eine Predigt, auch wenn nur fünf oder sechs Messbesucher anwesend waren. Die Verkündigung des Wortes Gottes war ihm eine ernste Verpflichtung, die er mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit zu erfüllen bemüht war. Er wusste, dass für die meisten Gläubigen die Sonntagspredigt die einzige geistliche Nahrung für die ganze Woche war. Lichtenberg war ein begnadeter Prediger, was ihn nicht hinderte, jede Predigt schriftlich auszuarbeiten. Seine Predigten waren wortgewaltig und mitreißend. Sie waren von der Majestät Gottes durchdrungen und vom Ernst des Kreuzes und der Schwere der Verantwortung geprägt. Sein Wort wirkte, weil alle spürten: Er stand hinter seinem Wort.

Lichtenberg wusste um den unersetzlichen Wert der heiligen Beichte. Er selbst beichtete jede Woche. Seine Eltern gingen bei ihm zur Beichte. In der Verwaltung des Bußsakramentes war er unermüdlich. Am Morgen eines jeden Wochentages saß er im Beichtstuhl. Die Verehrung der Muttergottes war ihm eine sorgfältig gepflegte Selbstverständlichkeit. Aus Schlesien brachte er die ergreifende Feier der täglichen Andacht im Monat Mai mit. Jedes Jahr pilgerte er mit seinen Pfarrangehörigen an den schlesischen Wallfahrtsort Wartha.

Lichtenberg betrieb Individualseelsorge. D.h. er bemühte sich um den Einzelnen. Die Sorge um den Einzelnen kostet viel Zeit. Lichtenberg nahm sich die Zeit. Er ging auf die Menschen zu und wartete nicht, bis sie kommen. Er wusste, dass viele niemals kommen. Die meisten katholischen Christen in Berlin gehörten den unteren Schichten der Bevölkerung an. Lichtenberg war kein Seelsorger der Vornehmen und Reichen. Er ging in die Wohnungen der Armen, tröstete und beschenkte sie. Eine wahre Leidenschaft waren seine unzähligen Hausbesuche. Er wusste, dass in der Regel nur dadurch eine Beziehung zur Kirche und Pfarrei hergestellt und erhalten wird. Er nahm jeden Menschen ernst, konnte zuhören und scheute vor Verdemütigungen nicht zurück.

Lichtenberg suchte den Glauben in die Öffentlichkeit zu tragen. Er hielt nichts von bloßem Sakristeichristentum. Er sah es als seine Pflicht an, der erste Bekenner seiner Gemeinde zu sein. Er war furchtlos im Bekenntnis des Glaubens. Er stieg in die öffentlichen Verkehrsmittel ein und aus mit dem Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“, und das in Berlin! Er ging mit dem Allerheiligsten zu den Kranken im Talar, mit Rochett und Stola, und das in Berlin. In der Hand hatte er eine kleine Glocke, die er unterwegs läutete. Die einen blickten befremdet und verständnislos auf, andere lachten oder verspotteten ihn. Ein Kutscher schlug ihm mit der Peitsche blutige Striemen ins Gesicht. Lichtenberg spürte den Schmerz, aber er ging weiter, als ob nichts gewesen wäre. Angesichts einer weitgehend abweisenden und feindseligen Umwelt war ihm daran gelegen, die in einer Minderheitensituation lebenden Christen von Ängstlichkeit und Unsicherheit zu befreien. Er verstand es, das katholische Selbstbewusstsein der Gläubigen zu stärken und seine Gemeinde glaubensfroh zu machen. Er wollte auch die nichtkatholischen Christen in der allgemeinen Kirche versammeln. Sein Bemühen war nicht vergeblich. Seine Persönlichkeit und sein Beispiel zogen viele nichtkatholische Christen an. Er erlebte zahlreiche Konversionen. An jedem Montag und Donnerstag hielt er Konvertitenunterricht. Lichtenberg verzehrte sich im Dienste Gottes und der Menschen. Er arbeitete über die Grenzen seiner körperlichen Leistungsfähigkeit. 1938 erlitt er einen gesundheitlichen Zusammenbruch. Seitdem war er ein kranker Mann. 1941 wurden ihm Herzmuskelschwäche, Koronarsklerose und Herzkrampfanfälle bescheinigt.

Lichtenberg wusste um die schicksalhafte Bedeutung der Politik für Kirche, Glauben und Seelsorge. Mit Einwilligung seines Vorgesetzten wurde er Stadt- bzw. Bezirksverordneter in Charlottenburg. Er verstand sein politisches Wirken als eine Form priesterlicher Weltverantwortung. Er befasste sich in den Gremien hauptsächlich mit sozial- und schulpolitischen Fragen. Sein Prinzip war: Wo auch nur ein einziges katholisches Kind ist, da muss auch katholischer Religionsunterricht sein. Mutig und kraftvoll vertrat er stets den kirchlichen Standpunkt. Wiederholt geriet er in Streit mit einem Abgeordneten namens Joseph Goebbels. Die revolutionären Bestrebungen des Kommunismus und des Nationalsozialismus erkannte er frühzeitig und lehnte sie ausdrücklich ab.

Lichtenberg begnügte sich nicht mit Meckern im stillen Kämmerlein. Er trat an die Mächtigen der damaligen Zeit heran und hielt ihnen wie Johannes der Täufer entgegen: Es ist dir nicht erlaubt! Beim preußischen Ministerpräsidenten Hermann Göring erhob er mündlich und schriftlich Protest gegen die Greuel in den Konzentrationslagern. Als 1938 in Berlin die Synagogen brannten, erklärte er von der Kanzel seine Entrüstung: „Das ist auch ein Gotteshaus.“ Gegen die Ermordung von Geisteskranken schrieb er einen Brief an den Reichsärztführer Conti. „Auf meiner priesterlichen Seele liegt die Last der Mitwisserschaft gegen das Sittengesetz und gegen das Staatsgesetz. Aber wenn ich auch nur einer bin, so fordere ich doch von Ihnen, Herr Reichsärztepräsident, als Mensch, Christ, Priester und Deutscher Rechenschaft für die Verbrechen, die auf Ihr Geheiß oder mit Ihrer Billigung geschehen und die des Herrn über Leben und Tod Rache über das deutsche Volk herausfordern.“ Als die Pfarrschwester ihm empfahl, seine Ausdrücke zu mäßigen, er werde doch nichts erreichen und womöglich eingesperrt werden, gab er zur Antwort: „Schwester, dann gehe ich eben ins Gefängnis. Wenn wir Priester schweigen, dann wissen ja die Leute, die so viel belogen werden, überhaupt nicht mehr, wo sie dran sind.“

Lichtenberg geriet frühzeitig in das Visier der politischen Polizei. Etwa siebenmal bis zum Sommer 1941 wurde er von der Gestapo vernommen. Der Inspekteur der Konzentrationslager stellte bereits 1935 einen Schutzhaftantrag gegen Lichtenberg. Er hatte am 18. Juli 1935 beim preußischen Staatsministerium gegen Menschenrechtsverletzungen im Konzentrationslager Esterwegen Protest erhoben. Im Sommer der Jahres 1941 erstattete die Gestapo erneut Strafanzeige gegen ihn wegen einer regimekritischen Kanzelvermeldung. Die Vorwürfe gegen Lichtenberg betrafen vier Gebiete. 1. Seine frühere Tätigkeit für die Zentrumsparterie wurde als bleibende Anhänglichkeit an den politischen Katholizismus ausgelegt. 2. Die Verfolgung der katholischen Verbände und Vereine wies er als konkordatswidrige Einschränkung zurück. 3. Die Aufhebung der katholischen Schulen und die Einschränkung des Religionsunterrichtes bekämpfte er als rechtswidrig und weltanschaulich bedingt. 4. Er setzte sich für die von Zwangssterilisierung Bedrohten, für verfolgte nichtarische Katholiken, für Juden, für so genanntes lebensunwertes Leben, also gegen Verletzung der Menschenrechte ein.

Am 23. Oktober 1941 wurde Lichtenberg von der Geheimen Staatspolizei vorgeladen, wegen „staatsfeindlicher Betätigung“ verhaftet und in das Strafgefängnis Plötzensee eingeliefert. Der Anlass für dieses Vorgehen war die Anzeige eines SS-Führers, der sich auf die Aussage zweier Schülerinnen der Chemotechnikerschule berief. Diese wollten bei dem Besuch der Abendandacht in der St.-Hedwig-Kathedrale „bolschewistische Propaganda“ vernommen haben. Damit war das Gebet Lichtenbergs für die bedrängten Juden und Nichtarier sowie für die Gefangenen in den Konzentrationslagern, für die zum Unglauben, zur Verzweiflung und zum Selbstmord versuchten Menschen, für die Millionen Flüchtlinge, für die Soldaten hüben und drüben, für die bombardierten Städte in Freundes- und Feindesland, für das Vaterland und die Führer des Volkes gemeint. Die anzeigenden Studentinnen behaupteten, er habe auch für die Bolschewisten gebetet. Diese Behauptung bestritt Lichtenberg, aber nicht aus Feigheit, sondern weil sie nicht zutraf. Um aber keinen Zweifel an seiner allgemeinen Menschenliebe zu lassen, erklärte er bei dem Verhör: „Ich würde aber keine Bedenken tragen, in die täglichen Bitten auch eine für die Bolschewisten einzuschließen, damit sie von ihrem Wahnsinn geheilt werden.“ In seinen Verhören bekannte er, dass er jeden Morgen für Adolf Hitler bete. Bei der Hausdurchsuchung wurde ein Exemplar von Hitlers „Mein Kampf“ gefunden, das Lichtenberg mit kritischen Randbemerkungen versehen hatte. Schließlich fiel der Polizei eine (vorbereitete) Kanzelvermeldung in die Hände, in der Lichtenberg die Gläubigen aufforderte, auch den Juden gegenüber das Liebesgebot zu beobachten. Bei den Vernehmungen gab Lichtenberg zu Protokoll, er achte den Staat, wie es der Apostel Paulus im Röm 13,1 zum Ausdruck gebracht hat. Aber wenn Regierungsverfügungen und -maßnahmen sich gegen die geoffenbarte Lehre des Christentums richten, folge er seinem Gewissen und nehme alle Konsequenzen in Kauf, die sich daraus für ihn persönlich ergeben. Er lehne die so genannte Evakuierung der Juden ab. Da er sie nicht hindern könne, wolle er sie in die Verbannung begleiten, um ihnen dort als Seelsorger zu dienen. Er versuchte nicht, sich herauszureden oder seine Reden abzuschwächen. Er stand zu dem, was er getan und gesprochen hatte. Bei der Vernehmung durch die Staatspolizeistelle Berlin am 25. Oktober 1941 wurde er gefragt, ob ihm nicht klar sei, dass durch die von ihm vertretenen Ansichten eine Beun-

ruhigung der Volksgemeinschaft eintreten könne; er gab zur Antwort: „Diese Beunruhigung kann nur verhindert werden, indem man falsche Maßnahmen unterlässt.“ Das Gericht brauchte ein halbes Jahr, bis es zu einem Urteil kam. Am 22. Mai 1942 verurteilte ihn das Sondergericht I beim Landgericht Berlin-Lichtenberg wegen Kanzelmissbrauchs und wegen Vergehens gegen das Heimtücke-gesetz zu einer Gesamtstrafe von zwei Jahren Gefängnis. Die Anträge auf Haftverschonung, die Bischof Preysing stellte, waren ebenso vergeblich wie die vorsichtigen diplomatischen Schritte des Apostolischen Nuntius Orsenigo. Papst Pius XII. übermittelte Lichtenberg ein Wort väterlicher Anerkennung und innigen Mitgefühls.

Lichtenberg verbrachte sechs Monate Untersuchungshaft in Berlin-Moabit, die Strafhaft in Berlin-Tegel. Seine tägliche Arbeit war das Kleben und Sortieren von Briefumschlägen. Als er im Gefängnis gefragt wurde, was er nach seiner Entlassung zu tun gedenke, antwortete er: „Ich gedenke, Gottes Willen zu erfüllen und meinem priesterlichen Beruf bis zum letzten Atemzuge treu zu bleiben.“ Lichtenberg litt im Gefängnis unter Anfechtungen der Trostlosigkeit, ja der Verzweiflung. Doch er fand stets wieder Geborgenheit in seinem Gottglauben. Er strebte danach, den äußerlich deprimierenden Gefängnisalltag zu heiligen. Er wusste sich von Papst und Bischof gedeckt. Nach Erledigung des täglichen Arbeitspensums widmete er sich in der Einsamkeit der Zelle ausgiebig dem Gebet und der Schriftlesung. Der Gesundheitszustand Lichtenbergs verschlechterte sich während der Haft entscheidend. Noch am Tage der vorgesehenen Entlassung befand er sich im Gefängnislazarett in einem sehr schlechten Allgemeinzustand. Er wurde aber nicht entlassen, sondern es wurde die Einweisung in das Konzentrationslager Dachau verfügt. Am 3. November 1943 traf der „Schubgefangene“ Lichtenberg in Hof ein. Wegen seines lebensbedrohenden Gesundheitszustandes wurde er am 4. November 1943 in das Stadt Krankenhaus Hof eingewiesen. Dort ist er am 5. November 1943, am Herz-Jesu-Freitag, gegen 18 Uhr gestorben. Sein Leichnam wurde wider Erwarten nicht eingeäschert, sondern ortspolizeilich freigegeben, nach Berlin überführt und am 16. November 1943 auf dem Alten Domfriedhof St. Hedwig beigesetzt. Eine große Zahl gläubiger Katholiken gab ihm das letzte Geleit. Die Verehrung und die Anrufung Lichtenbergs setzten sogleich nach seinem Tode ein. Es wurde der Seligsprechungsprozess eingeleitet und durchgeführt. Papst Johannes Paul II. sprach am 23. Juni 1996 Lichtenberg im Berliner Olympiastadion selig.

Man kann fragen: Musste Lichtenberg so handeln, wie er gehandelt hat? Und haben die Priester, die nicht so gehandelt haben, ihre Pflicht nicht erfüllt? Die Antwort kann nur lauten: Lichtenberg musste nicht so handeln, um vor Gott und den Menschen bestehen zu können. Er hätte sich auch anders, vorsichtiger, zurückhaltender verhalten können, ohne dass er sich schuldig gemacht hätte. Lichtenberg wollte das Regime mit seinen Eingaben nicht herausfordern. Ihm war bekannt, wie rasch und wie rücksichtslos es gegen jeden Widerstand losschlug. Er wusste vermutlich auch, dass er mit seinen Eingaben nichts erreichen würde. Aber es kam ihm nicht auf den Erfolg an. Er wollte Zeugnis geben und ein Zeichen setzen, ähnlich wie Johannes der Täufer, der seinem Landesherren zurief: „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zu haben.“ Lichtenberg hätte sich die Anzeige der beiden evangelischen Studentinnen ersparen können, wenn er seine öffentlichen Fürbitten vorsichtiger formuliert hätte. Wenn er gebetet hätte für die Opfer der ungerechten Gewalt oder für die unglücklichen und bedrängten Menschen, hätte man ihm schwerlich etwas anhaben können, und das Gebet wäre ebenso bei Gott angekommen. Aber seine Absicht war eine andere. Er wollte mit seinen Fürbitten das Zeugnis der Nächstenliebe in der konkreten Situation der damaligen Zeit geben. Er richtete die Gedanken seiner Mitbeter auf die Ausgestoßenen und Verfolgten ihrer Gegenwart. Damit übte er das Liebesgebot und lehrte es zugleich. Er hat nichts erreicht, und er konnte nichts erreichen. In einem totalitären System werden Proteste lautlos erstickt und ihre Träger durch Diffamierung oder Einsper-rung unschädlich gemacht. In einem Regime, dem zu seiner Selbstbehauptung jedes Mittel recht ist, wird durch Protest oder Widerstand nur die Zahl der Opfer vermehrt.

Das Verhalten Lichtenbergs kann nicht als zwingendes Vorbild für alle Priester hingestellt werden. Die Priester, die nicht so gehandelt haben wie Lichtenberg, haben nicht ihre Pflicht versäumt. Der Widerstand gegen das Unrecht konnte auch auf eine andere Weise geleistet werden, die nicht ins Gefängnis und ins Konzentrationslager führte. Es war klar und musste jedem Deutschen erkennbar sein, dass öffentliche Proteste gegen Gesetze oder Maßnahmen des Regimes nichts bewirken konnten

und insofern aussichtslos waren. Angesichts dieser Sachlage konnte niemand verpflichtet sein, seine Stimme gegen das vom Staat ausgehende Unrecht zu erheben. Wer es tat, musste damit rechnen, dass er in die Verfolgungsmaschine des Regimes geraten werde, d.h. er musste bereit sein, sich zu opfern. Die nicht verstummende Verkündigung des christlichen Sittengesetzes, vor allem des göttlichen Liebesgebotes war der wirksame Protest gegen Rechtsbrüche und Verbrechen des damaligen Regimes. Die Priester, die ich in der damaligen Zeit kennengelernt habe, waren ohne Ausnahme gläubige, fromme und sittenreine Diener Gottes und Gegner des verbrecherischen Regimes Hitler. Aber keiner von ihnen dachte daran, sich öffentlich zu exponieren und sich dadurch um die persönliche Freiheit und die Möglichkeit der seelsorglichen Tätigkeit zu bringen. Was Lichtenberg getan hat, war ein Zeichen, ein Fanal. Es war das Zeichen eines Priesters, der zum Bekenntnis gewillt und zum Martyrium bereit ist. Darum ist er auch als Seliger auf den Altar erhoben worden, damit wir ihn verehren, ihm danken und ihn anrufen.

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

Canisius

06.09.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Petrus Khanis (Canisius) wurde 1521 in Nimwegen, also in den Niederlanden, die damals ein unbestrittener Teil Deutschlands waren, geboren. Gegen den Wunsch des Vaters entschloss er sich zum theologischen Studium. Canisius war hervorragend begabt, von jener umfassenden Leichtigkeit des Begreifens, die ihn, weil ihn ein ebenso großer Eifer auszeichnete, für jede Arbeit geeignet machte. In Köln (1536-46) kam er in enge Verbindung mit der Devotio moderna und der dortigen Kartause. Im April 1543 machte er bei Peter Faber in Mainz die geistlichen Übungen. Am 8. Mai 1543 wurde er von diesem als erster Deutscher in die Gesellschaft Jesu aufgenommen. Im Juni 1549 teilte Ignatius von Loyola dem Canisius mit, sein Wirkungsfeld werde fortan Deutschland sein. Damit war die Entscheidung gefallen, die Canisius für ein halbes Jahrhundert zum Wortführer und Vorkämpfer der katholischen Glaubenserneuerung nördlich der Alpen bestimmte. Das war der Aufbruch zu jenem heldenmütigen Unternehmen, das ihn zum zweiten Apostel Deutschlands nach dem heiligen Bonifatius machen sollte. Am 2. September 1549 trug er in sein Tagebuch ein: „Du weißt, o Herr, wie sehr und wie oft du mir Deutschland anvertraut hast, für das ich beständig Sorge tragen und all meine Kräfte einsetzen sollte. Mein Verlangen war, für Deutschland zu leben und zu sterben.“

Nach seiner Ankunft in Deutschland (Ingolstadt) verschaffte sich Canisius fünf Monate lang einen Überblick über die religiöse Lage (im Herzogtum Bayern). Der katholische Glaube war am Verblühen. Die Sitten verwilderten zusehends. Die schönen Gotteshäuser standen leer. Schuld daran war in erster Linie der bedenkliche Priestermangel. Die wenigen Geistlichen und Ordensleute, die nicht abgefallen waren, führten zum größten Teil ein verweltlichtes Leben. Die schlimmen Zustände in Klerus und Volk waren nicht der Anlass für Luthers Auftreten, sondern dessen Folge. Seit über 30 Jahren durcheilte das bequeme Evangelium des abgefallenen Augustinermönches die deutschen Lande, entvölkerte die Klöster, leerte die Kirchen und verunsicherte den Klerus. Canisius schrieb nach Rom: „Die Lage ist derart, dass jedem, der sie ernsthaft erwägt, das Herz stillstehen muss.“ Viele beurteilten sie als aussichtslos. Nicht so Canisius. Er ging an die Arbeit, zuerst in Bayern, wo der Landesherr Herzog Wilhelm IV. (1508-50) sich dem Abfall entgegenstemmte. 1549 bis 1552 wirkte er als Professor der Theologie, Rektor und Vizerektor an der Universität Ingolstadt. Von da ging er nach Österreich. Er weilte 1552 bis 1554 als Professor, Dom- und Hofprediger, Schriftsteller und Seelsorger in Wien. Dort stellte er fest, dass in Niederösterreich mehr als 250 Gemeinden ohne Seelsorger waren. Canisius ging ans Werk. Auf der Kanzel wie in seinen Briefen war er der unermüdliche Prediger des himmelstürmenden Gebetes um die Gnade der Bekehrung für die Feinde der Kirche, um die Abwehr der drohenden Türkengefahr und um die Eintracht der christlichen Völker. 1556 bis 1569 leitete er als Provinzial die oberdeutsche Provinz des Jesuitenordens. Diese Stellung ermöglichte ihm die weiteste Verbreitung und wirksame Durchführung seiner Reformpläne. Daneben erledigte er auf Wunsch von Papst und Kaiser viele wichtige Aufträge. Als erstem Oberen der oberdeutschen Ordensprovinz der Jesuiten ist ihm die Ordensorganisation in Deutschland zu verdanken, besonders durch Gewinnung

von Nachwuchs und durch Errichtung neuer Kollegien. Damit schuf er die Voraussetzungen für eine dauernde und planmäßige Arbeit. Die Gesellschaft Jesu wurde zu einem wichtigen Faktor des katholischen Wiederauflebens.

1557 beteiligte er sich auf Anweisung Papst Pauls IV. am Religionsgespräch in Worms. Religionsgespräche waren ein Lieblingsgedanke Kaiser Karls V. Er gab sich der Illusion hin, durch Verhandlungen die religiösen Gegensätze überbrücken zu können. Canisius zeigte in Worms am Beispiel der Erbsünde die innerprotestantischen Differenzen auf und forderte eine deutliche Verurteilung im protestantischen Lager. In ähnlicher Weise brachte er auch die Fragen der guten Werke und der Rechtfertigung in die Diskussion. In der 6. Sitzung hielt er ein Grundsatzreferat über das Ungenügen der Heiligen Schrift als letztverbindlicher Richter in Glaubensfragen. Das Gespräch verlief ergebnislos. Es war das letzte große Religionsgespräch auf Reichsebene. An den Nutzen von den Religionsgesprächen mochte Canisius nach den in Worms gemachten Erfahrungen nicht mehr glauben. Johannes Gropper hatte die Beteiligung an dem Religionsgespräch von vornherein abgelehnt. Mit Recht. Die Protestanten waren zu keinem Zeitpunkt gewillt, die Vorzüge der reduzierten Glaubens- und Sittenlehre, also das bequeme Leben des Fleisches, aufzugeben.

1559 bis 1566 war Canisius Domprediger in Augsburg. Er musste während der Fasten- und Adventszeit auch werktags vier- bis fünfmal die Kanzel besteigen. Sein Wirken war gesegnet. Er führte Tausende zum wahren Glauben zurück. 1564 predigte er im Dom zu Osnabrück. Er konnte die weitergehende Protestantisierung des Bistums nicht aufhalten. 1566 stand er auf dem Augsburger Reichstag dem Kardinallegaten Commendone zur Seite. Vom 14. Mai bis 20. Juni 1562 nahm er an den Verhandlungen des Trienter Konzils teil. Er war beteiligt an den langwierigen Verhandlungen über die Kommunion unter beiden Gestalten. Canisius wies die Forderung ab, weil er darin eine Förderung des Abfalls erkannte. „Kompromisse beschleunigen nur den Untergang der Religion“, schrieb er an den Würzburger Bischof Friedrich von Wirsberg. Darin wusste er sich einig mit Stanislaus Hosius. Dieser forderte eiserne Konsequenz gegenüber den Abgefallenen. Das Eingehen auf ihre Forderungen würde nur ihre Begehrlichkeit steigern. Papst Pius IV. beauftragte Canisius, den deutschen Bischöfen und Landesherrn die Beschlüsse des Konzils von Trient zu überbringen. Im Verlauf von vier Wintermonaten legte er zu Fuß und zu Pferd mehr als 8000 Kilometer zurück und erfüllte in dreißig deutschen Städten seine verantwortungsvolle Aufgabe. Er erkannte, dass es noch lange dauern werde, bis die Beschlüsse zur heilsamen Auswirkung gelangen würden. Haupthindernis war die Saumseligkeit der meisten Oberhirten. In einem Gutachten vom Sommer 1576 apostrophierte Canisius „die durchweg schlafmützigen Bischöfe“. Im Januar 1583 beschrieb er die deutschen Bischöfe als „in religiösen Dingen gänzlich unwissend“. Die Lässigkeit im eigenen Lager fasste er mehrfach in die Klage: „Petrus schläft und Judas wacht.“ Doch Canisius wirkte weiter unverdrossen. Mehrmals predigte er auf Ersuchen des Bischofs Friedrich von Wirsberg (1558-1573) in Würzburg. 1571-77 wirkte er als Hofprediger Ferdinands II. meist in Innsbruck und begleitete seinen Nachfolger Paul Hoffäus auf Visitationsreisen. Bei der Dankfeier für den Sieg über die Türken bei Lepanto (7. Oktober 1571) in Innsbruck hielt Canisius die Festpredigt. Er wies darauf hin, dass der Sieger ein Habsburger sei, der mit dem Kreuz in der Hand seine Helden zum Kampf für Christus entflamte.

Worin besteht die historische Bedeutung des Petrus Canisius? Canisius gewahrte die verzweifelte Lage der katholischen Religion in Deutschland, ohne selbst zu verzweifeln. Er ging an die Arbeit. Canisius erkannte als seine erste und vordringlichste Aufgabe: eine neue, für den Glaubenskampf gewappnete Priestergeneration heranzubilden. Unermüdlich rang er um einen theologisch gebildeten, frommen und sittenreinen Klerus. Die Hauptaufgabe seines Lebens war die mühevolle Tätigkeit in der katholischen Erziehung der Jugend. Als Gründer einer Reihe von Gymnasien und Studienheimen, als Schulmann und Studentenvater, als Berater und Reformator mehrerer Universitäten leistete er einen entscheidenden Beitrag zur Erneuerung des Glaubens und zur Abwehr der Irrlehre. Es fehlte ihm nicht an Gegnern und Widersachern. Heruntergekommene und eifersüchtige Geistliche warfen ihm und seinen Gefährten vor, sie maßten sich pfarrherrliche Rechte an und zerstörten den religiösen Frieden. Die schmachvolle Gleichgültigkeit der Katholiken bereitete ihm bittere Schmerzen. Allmählich gelang es ihm, der schwächlichen, vermittelnden, lavierenden und überall mit Misserfolg geschlagenen Kirchenpolitik entgegenzutreten. Die katholischen Stände gewannen wieder Mut, fassten festen

Stand und suchten durch innere Kräftigung den weiteren Angriffen der Protestanten wirksamen Widerstand zu bieten. Die beständige Verbindung mit Gott und der ihm in einer Vision gewordene besondere Auftrag, sich ganz für die Kirche in Deutschland einzusetzen, durchdringen die Vielfalt seines Wirkens. Inmitten dieser zerstreuen Tätigkeit blieb Canisius ein Mann tiefer Innerlichkeit. Seine Frömmigkeit war von einer umfassenden Kenntnis der Heiligen Schrift und der Kirchenväter bestimmt, gleichzeitig durch mystische Erfahrungen ausgezeichnet.

Canisius analysierte den Siegeszug des Protestantismus in deutschen Landen genau. Er sah die drei C als die Hauptursache des Erfolgs der Protestanten an, nämlich Calix (Laienkelch), Caro (Fleisch) und Coniux (Aufhebung der Ehelosigkeit für Geistliche und Ordensleute). Der Zulauf zum Protestantismus beruhte auf der Reduktion des Glaubens, der Verbilligung der Moral und der Beschränkung der sittlichen und asketischen Anforderungen. Luthers Leidenschaftlichkeit und agitatorische Rhetorik gingen ihm ab. Seine Auseinandersetzung mit dem Protestantismus blieb immer sachlich. Die Protestanten betrachtete er als irrende Brüder. Weit dringender als geharnischte Abwehr erschien ihm die Belehrung und die Stärkung der Katholiken zu sein. Unverbrüchlich treu dem Papsttum und seinem Orden, war er in der Auseinandersetzung mit Protestanten betont irenisch. Die Politik Karls V. war fast immer auf Ausgleich der streitenden Parteien und die Versöhnung der Protestanten ausgerichtet. Er meinte jahrzehntelang, mit Entgegenkommen und Konzessionen ihre Rückkehr zur Kirche erreichen zu können. Canisius hielt diese Meinung für verfehlt. Untrüglich erkannte er, dass die Frage der maßgebenden Glaubensnorm der entscheidende Kontroverspunkt zwischen Katholiken und Protestanten ist. Eine Verständigung mit den Protestanten hielt er nicht für möglich.

Canisius wirkte durch das gesprochene und geschriebene Wort. Sein Schrifttum umfasst Väterausgaben, polemische Werke, homiletische Werke, katechetische Werke und asketische Werke. In seinen Schriften verfolgte er vorwiegend praktische Zwecke: religiöse Belehrung des Volkes, Hebung des katholischen Unterrichts, Belebung des kirchlichen Lebens, Förderung der Priesterbildung und der theologischen Wissenschaft, Abwehr der protestantischen Aggression. Canisius hatte erkannt, wie wichtig es ist, den Kindern die Wahrheiten des christlichen Glaubens in der Sprache des Kindes zu vermitteln. Unter den über 30 Werken des Canisius ragt hervor sein dreifacher Katechismus, der große für Gebildete, der mittlere für Gymnasiasten und der kleine für Kinder und das Volk. Bei seinem Tode war der Katechismus bereits in über 200 Auflagen verbreitet und in 12 Sprachen übersetzt. Er sicherte für lange Zeit die unverrückbare Grundlage der religiösen Erziehung für alle Altersstufen. Canisius arbeitete fast ständig über seine Kräfte. Über Berg und Tal, zu Fuß und zu Pferd, hat dieser rastlose Kurier Gottes zwischen Köln und Rom, zwischen Krakau in Polen und Freiburg in der Schweiz, oft auf gefahrenvollen Wegen, Tausende von Kilometern bewältigt. Im Auftrag von Päpsten, Bischöfen und Ordensoberen, auf Wunsch des Kaisers und der Landesfürsten eilte er überallhin, wo es zu lehren und zu raten, zu mahnen und zu helfen galt. Als langjähriger Provinzial seines Ordens trug er unermesslichen seelischen Kummer, materielle Sorgen und peinliches Ungemach. Erschöpfung und Erkrankungen zehrten fast unaufhörlich an seinen Kräften. Die Strapazen bei Frost und Überschwemmungen (z.B. im Loisachtal) zerstörten seine Gesundheit. Siebenmal machte er die beschwerliche Reise nach Rom. Als er am 21. Dezember 1597 starb, war er völlig aufgerieben und verbraucht. Seine Grabinschrift lautet: Christo, Mariae, Petro adhaesit. Seine historische Größe ist vor allem darin zu sehen, dass er die von der Zeitlage geforderten Aufgaben klar erkannte und dass er die Fähigkeit besaß, diesen Aufgaben mit unermüdlichem Fleiß gerecht zu werden. Bewusst verzichtete er auf eigene Pläne und persönliche Ziele und ging ganz in dem ihm aufgegebenen Lebenswerk auf. Die entschiedene Kirchlichkeit ist der wohl deutlichste Grundzug, der das Leben des Canisius durchzieht. Er war sich bewusst, scheinbar vergeblich und ins Leere arbeiten zu müssen, und doch hielt er bei dieser Arbeit ein Leben lang treu und unermüdlich aus. Papst Pius IX. sprach ihn am 20. November 1864 selig, Papst Pius XI. am 21. Mai 1925 heilig und erhob ihn gleichzeitig zum Kirchenlehrer. Ach, dass uns doch auch Männer wie Canisius geschenkt würden!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die äußere Gnade

04.10.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Mainzer Katechismus von 1926 erklärte: Gnade nennen wir jede innere Gabe, die uns Gott zu unserem ewigen Heil verleiht. Die innere Gnade ist jene, welche das menschliche Ich berührt und verwandelt, indem sie es in eine neue Existenzordnung einführt. Die innere Gnade erfasst und erhebt die Seele innerlich. Sie wird unterschieden in helfende und heiligmachende Gnade. Die heiligende innere Gnade gibt uns Anteil an der göttlichen Natur, macht uns zu Kindern Gottes. Die helfende innere Gnade besteht darin, dass Gott durch innere Anregungen, Gedanken, Stimmungen (der Ermutigung, des Trostes, des Friedens) dem Menschen zu Hilfe kommt.

Eine weitgehend unbekannt Form des Gnadenhandelns Gottes ist die äußere Gnade. Die äußere Gnade ist ein äußeres Werk des göttlichen Heilswillens, durch das der Mensch zum Glauben, zur Hoffnung und zur Liebe aufgerufen wird. Oder kürzer: Äußere Gnade ist eine äußere Veranstaltung Gottes zu unserem Heil. Äußere Gnade thematisiert die Vermittlungsweise des göttlichen Gnadenbestandes. Durch äußere Situationen, Umstände, Begegnungen, Verhältnisse, Worte steht Gott dem Menschen bei. Äußere Gnaden sind die Menschwerdung, Wunder und Tod Christi, das Beispiel Christi und der Heiligen, eine Predigt. Ihr Ziel ist die Vorbereitung der inneren Gnade. Ja, alle Ereignisse und Geschehnisse, die zu unserer Kenntnis gelangen, können und sollen nach Gottes Willen dazu dienen, unser Heil zu wirken. Sie sind äußere Gnaden. Man muss freilich die Grenzen der äußeren Gnaden sehen. Die äußere Gnade nutzt nichts ohne die innere. „Wer behauptet, wir könnten der Verkündigung der guten Botschaft zustimmen ohne die Erleuchtung und Einhauchung des Heiligen Geistes, der wird von einem ketzerischen Geist betrogen“, erklärte die Synode von Orange aus dem Jahre 529. Es ist jedoch anzunehmen, dass die äußere Gnade sich immer mit der inneren verbindet. Indem zum Beispiel das Wort Gottes verkündet wird, wird von Gott zugleich das Herz des Hörers erleuchtet, so dass man der Wortverkündigung gewissermaßen eine Art sakramentaler Wirksamkeit zuschreiben kann.

Äußere Gnaden sind alle Begegnungen mit Menschen. Jeder Mensch, dem wir begegnen, hat nach Gottes Absicht und Willen eine Bedeutung für unser Heil. Uns ist es aufgegeben, herauszufinden, was er uns sagen soll. Sittlich strebende, gottesfühlende, heiligmäßige Menschen sollen uns heilsam beschämen und zu der Frage bewegen: Warum bist du ihm an religiös-sittlicher Qualität nicht ebenbürtig? Gott wird uns einmal fragen: Was hast du aus der Begegnung mit den hochstehenden, wertvollen Menschen gemacht, die ich dir gewährt habe? Warst du willig, von ihnen zu lernen, sie nachzuahmen, oder warst du neidisch und ablehnend? Sittlich verkommene und religiös abständige Menschen richten eine andere Botschaft an uns. Sie lautet: Bist du apostolisch gesinnt, geht dir das Schicksal dieser Menschen zu Herzen, denkst du nach, womit du ihnen aufhelfen kannst? Gott wird dich fragen: Wie bist du mit den abstoßenden, widerwärtigen Menschen umgegangen, die deinen Lebensweg gekreuzt haben? Hast du die Geduld und das Mitleid bewahrt, das der Heiland dir vorgelebt hat? Über jede Begegnung mit einem Menschen müssen wir nicht nur dereinst Rechenschaft ablegen, sondern jede Begegnung kann und soll uns auch Anlass zur Besinnung und zur Bekehrung werden. Die Begegnung mit einem

Menschen kann eine Einladung, eine Aufforderung sein, dem anderen geistliche Güter mitzuteilen: das Anhören seiner Beschwerden, das Raten in seiner Verlegenheit, das Ermutigen in seiner Schwäche, das Trösten in seiner Not. Was Menschen uns erzählen uns anvertrauen, ist eine Aufforderung, es zu erwägen und zu bewahren, ja, es vor Gott zu tragen.

Lob und Tadel, die uns zuteil werden, sind äußere Gnaden. Darin spricht Gott zu uns. Ein verdientes Lob, das uns zuteil wird, ist eine äußere Gnade. Es bestätigt, dass wir recht gehandelt haben, und ermutigt uns, auf diesem Wege weiter zu gehen. Ein unverdientes Lob, das uns gesendet wird, ist eine äußere Gnade. Denn es beschämt uns heilsam und veranlasst uns, der zu werden, für den andere uns halten. Ein gerechter Tadel, der uns trifft, ist eine äußere Gnade. Er mahnt uns, unser Tun und Lassen zu überdenken, womöglich eine Kurskorrektur vorzunehmen, demütig und bescheiden zu werden oder zu bleiben. Ein ungerechter Tadel, den wir erfahren, ist eine äußere Gnade. Denn er schmerzt uns und veranlasst uns gleichzeitig, reuig daran zu denken, wie oft wir andere voreilig und leichtfertig gerügt und verurteilt haben.

Besonders ergiebig ist die Begegnung mit Kindern. Normale Kinder sind offen, zugänglich, freimütig. Verstellung und Täuschung sind ihnen fern. Kindermund kann Wahrheit sprechen, die Erwachsene verbergen. Kinder muss man ernst nehmen. Sie sind kindlich, aber nicht kindisch. Vor Kindern muss man Ehrfurcht haben. Wenn uns gesunde und fröhliche Kinder begegnen, sollte Zuneigung und Freude in uns aufsteigen. Welch ein Wunder ist ein Kind! Als Gott die Welt erlösen wollte, ist er ein Kind geworden. Kinder, denen wir begegnen, sollten die Erinnerung an unsere eigene Kindheit aufwecken. Wir müssen mit Dankbarkeit oder mit Scham an die Jahre unseres Kindseins zurückdenken. Wenn uns ein mongolides oder schwachsinniges Kind begegnet, sollte dies Anlass sein, Gottes Segen über das arme Geschöpf herabzurufen und ein Dankgebet für das Geschenk der eigenen Gesundheit zu sprechen.

Auch die Ereignisse, Begebnisse und Geschehnisse unseres Lebens sprechen zu uns, sind Anstöße Gottes, nachdenklich zu werden und nach der Nutzenanwendung für uns zu fragen. Gott spricht besonders laut im Unglück. Glück und Unglück sind zwei Ausdrücke für die Arbeit Gottes an uns. Frei geht das Unglück durch die ganze Erde (Schiller, Wallenstein). Es ist vielfältig. Es trifft mich ein Unfall. Seine Folgen: körperliche Schmerzen, Arbeitsunfähigkeit, Verdienstaustausfall. Was will er mir sagen? Vielleicht dass ich vorsichtiger wandeln soll? Dass ich in meinem Urteil über andere, die frühzeitig aus dem Arbeitsprozess ausgeschieden sind, zurückhaltender werden muss? Der Schmerz ist Gottes Bote. Kommt ein Schmerz, so halte still und frage, was er von dir will. Die ewige Liebe schickt dir keinen nur deshalb, dass du solltest weinen. In vielen Familien herrschen weder Friede noch Harmonie, sondern Zank und Zwist. Streit in der Ehe, Zwiespalt zwischen Eltern und Kindern, Zwistigkeiten unter Geschwistern, Erbstreitigkeiten. Wenn wir davon hören, sollen wir nachdenken, ob wir selbst Anlass zum Unfrieden gegeben haben und was wir tun müssen, um das gegenseitige Vertrauen und Verstehen wiederherzustellen.

Es gibt kein Leben ohne Leiden auf dieser Erde. Das Leiden ist ein Christusmal an der christlichen Seele, ein Segen über Auserwählte, nicht ein Fluch über Verstoßene. Christus lehrte uns leiden; er lehrte es, indem er selber litt. Das Leiden ist eine Gnade, die viele andere einschließt. Die wertvollste Erfahrung ist die Erfahrung des Leidens. Das Leiden ist die Feuerprobe für die Menschen; es ist auch die Feuerprobe für die Religionen. Wie können wir es bewältigen, Nutzen daraus ziehen? Ein schlesischer Dichter gibt die Antwort: „Wenn du recht schwer betrübt bist, dass du meinst, kein Mensch auf Erden könne dich trösten, so tue jemand etwas Gutes; gleich wird es wieder besser sein.“ Anderen Menschen Freude machen hilft über das eigene Leid hinauszuwachsen. In wenigen Begebnissen und Erfahrungen spricht Gott so deutlich und kraftvoll wie im Tod. Der Tod erinnert uns an die Gefährdung und an das Ende des eigenen Lebens. Der heilige Abt Silvester erlebte seine Bekehrung am offenen Grab eines Verstorbenen. Er kam zu der Einsicht: „Ich bin, was er war; was er ist, werde ich sein.“ Die Todesfälle anderer mahnen uns: Sterblicher, denk' ans Sterben! Schnell und schneller als du glaubst, kann es mit dir hienieden geschehen. Niemand schmeichle sich mit der Hoffnung, lange zu leben, da man auch nicht mit einem einzigen Tage sicher rechnen kann. Wie viele haben sich mit falscher Hoffnung betrogen und mussten zu einer Stunde, die sie nicht erwartet hatten, aus dieser Welt scheiden.

Die Natur gehorcht den Naturgesetzen. Aber die Naturgesetze gehorchen Gott. Gott spricht auch in der Natur. Das Wachsen und Gedeihen kommt ebenso von ihm wie das Verblühen und Verdorren. Gott ist der Herr der Natur. Die Wunder der Natur preisen ihren Schöpfer. Das Meer und die Berge, die Tageszeiten und die Jahreszeiten sind ein Loblied auf den unendlichen Geist, dessen Weisheit und Macht sie hervorbrachte. Das Wachsen und Gedeihen der Pflanzen, Sträucher und Bäume sollen den Menschen veranlassen, die Hände zu falten und die überragende Intelligenz und Kraft ihres Urhebers zu bewundern. Die gesamte Schöpfung ruft uns auf zum Dank für das Werk Gottes. Der Mensch darf nicht stumm bleiben angesichts der Wunder der Natur. Aber auch die riesigen Katastrophen in der Natur haben Gott zum Urheber. Die Erdbeben, Tsunamis und Vulkanausbrüche, von denen wir hören und lesen, sind Ausdruck der Sprache Gottes an die Menschheit. Auch wir in Mitteleuropa sind nicht gegen Naturkatastrophen gefeit. Erdstöße im rheinischen Grabenbruch sind möglich, Vulkane der Eifel können wieder ausbrechen. Wir erleben seit Jahren Dürre, Trockenheit, der Regen bleibt aus, unsere Pflanzen verdursten, die Wälder leiden Schaden. Ob uns Gott nicht dadurch belehren und ermahnen will? Für das hohe Gut des Wassers zu danken. Mit diesem Gut sorgsam umzugehen. Um Regen zu bitten. Überhaupt in sich zu gehen. Sich zu bekehren.

Es gibt äußere Gnaden. Gott spricht zu uns durch Begegnungen und Ereignisse. Ein Kreuz am Wege – siehe, eine äußere Gnade, Gott zu grüßen und dem Heiland zu danken. Das Geläut der Glocken – siehe, eine äußere Gnade, an Gott zu denken und der Einladung zum Gebet und Gottesdienst zu folgen. Ein Gang über den Friedhof – siehe, eine äußere Gnade, an den Tod zu denken und um eine gute Sterbestunde zu beten. Es gilt wachsam zu sein, sich selbst und seine Umgebung zu beobachten, die Begegnungen und Ereignisse zu befragen, was sie uns sagen wollen. Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Handlungen mit doppelter Wirkung (1)

11.10.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Als ich bei der Abschlussprüfung des Studiums der Theologie eine Studentin fragte, was sie über das Kompensationsprinzip in der Moraltheologie wisse, antwortete sie, darüber habe sie nie etwas gehört. Das ist tief bedauerlich. Denn es handelt sich beim Kompensationsprinzip um einen grundlegenden Gegenstand der verbindlichen katholischen Sittenlehre.

Unter die sittliche Verantwortung fällt das freie Handeln des Menschen in seiner ganzen Tiefe und Breite: Willensentschluss, Ausführung und (vorausgesehene) Folgen. Es ist möglich, dass aus derselben Handlung eine gute und eine schlechte Folge gleich – unmittelbar hervorgehen, also die gute Folge zwar nicht die schlechte Folge verursacht, aber die schlechte Folge vorausgesehen wird. Dann spricht man im eigentlichen Sinne von Doppelwirkung einer Handlung. Ein Beispiel: Die Fußballmannschaften zweier Städte treffen zusammen zu einem Spiel. Das ist eine gute Folge der Anreise. Aber man befürchtet und sieht voraus, dass es zu Schlägereien zwischen den Anhängern der jeweiligen Mannschaft kommen wird. Das ist die schlechte Folge. Soll, muss, darf man ihretwegen das Spiel ausfallen lassen?

Es fragt sich, wie etwas nur indirekt, aber nicht positiv Gewolltes zu beurteilen ist. Ist eine Handlung erlaubt, wenn sie auch „schlechte“ Folgen hat? Die Frage ist nach folgenden Grundsätzen zu beurteilen. 1. Würde die schlechte Folge beabsichtigt, so wäre die ganze Handlung schlecht. Für die Duldung der schlechten Handlung ist Voraussetzung, dass die Handlung selbst gut ist und nur die gute Folge gewollt ist. Man gibt einem Armen ein Almosen. Aber er benutzt es, um sich zu betrinken. 2. Das Böse ist allgemein möglichst zu vermeiden. Es kann nur aus wichtigem Grund zugelassen werden. Das trifft zu, wenn ein wichtiges Gut mit der guten Handlung erstrebt wird und es nicht anders erreicht werden kann als mit gleichzeitiger Zulassung der schlechten Folge. Könnte das erstrebte Gut erreicht werden ohne die schlechte Folge, so wäre dieser Weg zu gehen.

Schlechte Folgen einer guten Handlung sind zuzurechnen, wenn man sie direkt will oder wenn man sie billigt. Ebenso sind sie zuzurechnen, wenn man wegen der voraussichtlichen (obgleich ungewollten) Folgen nicht berechtigt ist, eine Handlung zu vollziehen. Das zu erreichende Gut oder der abzuwehrende Schaden muss um so bedeutender sein, je schlimmer die Folge ist, je enger sie mit der Handlung zusammenhängt, je wahrscheinlicher sie eintritt und je bestimmter das vorausgesehene Übel sonst nicht einträte.

Das Kompensationsprinzip besagt nun: Ist die unmittelbare Wirkung der Handlung gut, diese selbst gut und berechtigt, und ist ferner der Zweck des Handelnden ein sittlicher, dann darf die Handlung trotz schlimmer Folge per accidens vollzogen werden, falls ein hinreichender Grund vorliegt. Oder noch genauer: Ist die unmittelbar gewollte Wirkung der Handlung von der nicht gewollten üblen Folge verschieden und die Handlung nicht in sich schlecht, als- dann darf das Kompensationsprinzip angewandt werden. Beispiel. Es wird ein Stausee gebaut, der große wirtschaftliche Vorteile bringen wird, aber dem Bau wird ein Dorf zum Opfer fallen. Oder: Ein Mann ergreift einen Beruf, der für ihn

und seine Familie finanziell sehr vorteilhaft ist und durch den er auch anderen viel Gutes erweisen kann, der jedoch für ihn zugleich besondere Versuchungen und Gefahren der Sünde mit sich bringt.

Die Geschichte und die Praxis des täglichen Lebens liefert uns viel Anschauungsmaterial zu Handlungen mit doppelter Wirkung. Die Männer, welche die Tötung Hitlers planten, waren überzeugt, dass diese Absicht sittlich einwandfrei sei. Denn Hitler war ein an der Macht befindlicher Verbrecher, der über sein eigenes Volk und viele andere Völker unsagbares Unheil gebracht hatte und noch immer fortfuhr, es zu bringen. Er hatte nach dem gewissenhaften Urteil rechtlich denkender Menschen den Tod verdient. Ihn vor ein Gericht zu bringen, das ihn der gerechten Strafe zuführen würde, war ausgeschlossen. In seinem Machtkreis existierte keine Instanz, die ihn hätte ausschalten können. So blieb für den, der entschlossen war, den weiteren Untaten, Morden und Zerstörungen Einhalt zu gebieten, nur die Möglichkeit, Hitler zu töten. Die Beseitigung Hitlers konnte nur durch jemanden erfolgen, der Zutritt zu ihm hatte und gleichzeitig bereit war, das Odium des Attentäters auf sich zu nehmen. Dieser Mann wurde in Oberst Stauffenberg gefunden. Die Tötung Hitlers hätte an sich auf verschiedene Art erfolgen können. Aber die Bedienung einer Waffe, sei es einer Pistole oder eines Revolvers, kam für den schwer kriegsverletzten und behinderten Stauffenberg nicht in Frage. Es blieb nur das Zünden eines Sprengkörpers.

Hitler allein und keinen anderen auf diesem Wege zu töten war aber deswegen nicht möglich, weil der, welcher zu ihm Zutritt hatte, ihn stets von anderen umgeben antraf. Wer die Bombe zündete, die Hitler beseitigen sollte, musste damit rechnen, dass die Explosion nicht nur ihn, sondern auch andere verletzen oder töten könnte. Die Absicht Stauffenbergs war zweifellos nur darauf gerichtet, Hitler aus dem Wege zu schaffen. Aber er konnte nicht ausschließen, dass er durch die Zündung des Sprengkörpers auch Männer seiner Umgebung in den Tod reißen würde. Diese Aussicht hat ihn, was wir von ihm wissen, höchstwahrscheinlich Bedenken verursacht. Er hat sie überwunden, weil er sah, dass diese nicht gewollte Folge in Kauf genommen werden müsse, wenn die entscheidende Absicht gelingen sollte. So schritt er zu der Tat, die leider misslang. Sie verletzte oder tötete Männer der Umgebung des Diktators, fügte ihm selbst nur einen geringen Schaden zu. Dennoch wird man seine Tat aufgrund des Kompensationsprinzips billigen müssen oder wenigstens können.

Ein anderes Beispiel aus dem Leben. Es gibt heute überzeugte, gläubige katholische Christen, die den bürgerlichen Austritt aus der katholischen Kirche erklären. Zur Begründung geben sie an, dass die nachkonziliare Kirche nicht mehr der Kirche entspricht, in die sie hineingetauft wurden und in der sie verbleiben wollen. Sie verweisen einmal auf die veränderten Gottesdienste, vor allem auf die nachkonziliare Neumesse. Sie erscheint ihnen ein Bruch mit der Vergangenheit und eine Minderung des Katholischen zu sein. Zum anderen beanstanden sie viele Äußerungen von Papst und Bischöfen sowie die offenkundigen Irrlehren von Theologen, Priestern und Laien im kirchlichen Dienst. Sie vermissen eindeutige Aussagen der Hirten und Lehrer der Kirche und stellen Defizite bei der Verkündigung des Glaubens fest. Schließlich missbilligen sie den überbordenden Ökumenismus. Die von oben betriebene Ökumene der (katholischen) Vorleistungen beeinträchtigt Glaubensbekenntnis und Glaubenspraxis der katholischen Priester und Laien. Die Kirche ist in eine Woge der Protestantisierung geraten. Dazu wollen sie keinen Beitrag leisten.

Nun kann man darauf hinweisen, dass manche Beanstandungen unberechtigt oder übertrieben sind. Etliche schütten, wie man sagt, das Kind mit dem Bade aus. Aber es bleiben viele Bemängelungen und Proteste, die berechtigt sind oder jedenfalls von den Austrittsentschlossenen als berechtigt angesehen werden. Die genannten Christen erklären sich außerstande, die Kirchenorganisation weiterhin mit ihren finanziellen Beiträgen zu unterstützen, in der Gottesdienst und Verkündigung nicht mehr genuin katholisch seien. So erklären sie den bürgerlichen Kirchenaustritt, der sie von der Kirchensteuer befreit.

Der Vorwurf, die Gelder, die der Kirche aus der Kirchensteuer zufließen, würden unsachgemäß verwendet oder gar zu Aktionen und Unternehmungen ausgegeben, welche der Kirche und dem Glauben schaden, ist nicht in Gänze unberechtigt. Wer einen Überblick über die von der Kirche finanzierten Predigten und Vorträge, Zeitungen und Schriften hat, wird feststellen, dass in vielen derselben der Glaube nicht aufgebaut, sondern abgebaut wird. Ebenso fatal ist die Lage im Personal der Kirche. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man feststellt: Nicht ganz wenige kirchliche Bedienstete



betreiben, von der Kirche unterhalten, nach Kräften die Zerstörung der Kirche. – Auch manche Aktionen und Unternehmungen, die mit Finanzmitteln der Kirche unterstützt werden, haben mit dem Heilsauftrag der Kirche wenig oder nichts zu tun. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken trägt fortwährend glaubens- oder ordnungswidrige Aufstellungen in das katholische Volk und in die Öffentlichkeit, verwirrt die Gläubigen und bringt sie gegen die Lehre der Kirche auf. Aber es wird von der Kirche finanziert.

Der Kirchenaustritt beendet die Entrichtung der Kirchensteuer, wird aber als Trennung von der Kirche wahrgenommen. Er ist eine Handlung mit doppelter Wirkung. Darf sie geschehen? Reichen die Gründe, die dafür angeführt werden, aus, sie zu rechtfertigen? Gilt hier das Kompensationsprinzip? Dazu ist folgendes zu bemerken. Die Körperschaft des öffentlichen Rechts, als welche die katholische Kirche in Deutschland firmiert und als welche sie Kirchensteuer einzieht, ist zweifellos zu unterscheiden von der Stiftung Christi, dem Leib Christi, dem Volke Gottes als einer geistlichen Gemeinschaft. Die Trennung von der ersten ist nicht notwendig eine Abwendung von der zweiten. Die Personen mit der geschilderten Gesinnung betonen nachdrücklich und ehrlich ihr Verbleiben in der Kirche Christi. Dennoch bestehen Bedenken gegen den bürgerlichen Kirchenaustritt. Er erweckt den Anschein der Trennung von der Kirche Christi, wenn er vor der Behörde erklärt und bekannt gemacht wird. Dadurch gibt er Ärgernis, d.h. Anreiz zur Sünde für andere.

Außerdem bleibt bestehen, dass mit den Geldmitteln der Kirche auch heute noch das gesamte gottesdienstliche Leben und der Dienst der Verkündigung aufrechterhalten werden. Auch die Leistungen und Bemühungen jener Diener der Kirche, die korrekt ihren Aufgaben nachgehen, werden mit den Einkünften aus der Kirchensteuer finanziert. Allein schon ihretwegen verbietet es sich, der Kirche den Geldhahn zuzudrehen. Wer aus der Kirche austritt, unterbindet nicht nur schlimme, sondern auch gute Tätigkeiten der Kirche und ihrer Bediensteten. Man denke sodann an die Unterhaltung der Tausenden von Gotteshäusern. Jeder katholische Christ hat zu ihnen freien Zugang, kann in ihnen beten und sich erheben. Schließlich ist die Kirche in der Betreuung von Kindern, Kranken und Alten in starkem Maße beteiligt. Man weiß, welche enormen Beträge dafür erforderlich sind. Aus diesen Gründen vermag ich dem bürgerlichen Kirchenaustritt nicht zuzustimmen und kann ihn nicht unter die Handlungen einreihen, die aufgrund des Kompensationsprinzips erlaubt sind.

Ein weiteres Beispiel für das Kompensationsprinzip aus der Politik. Eine Regierung muss her. Ohne Regierung kann ein Volk, ein Staat nicht existieren. Die Regierung wird vom Parlament bestimmt. Das Parlament setzt sich aus Parteien zusammen. Die Parlamentarier werden von den Staatsbürgern gewählt. Wir beteiligen uns an den Wahlen und müssen uns daran beteiligen aus staatsbürgerlicher Pflicht. Aber wir alle wissen: Keine einzige der dort vertretenen Parteien fühlt sich an das christliche Sittengesetz gebunden. Wen immer wir auch wählen, die Abgeordneten beschließen Gesetze, die Gottes Willen klar widersprechen. Durch unsere Wahl wirken wir mittelbar zu diesen Gesetzen mit. Die unmittelbare Folge der Wahl von Bundestagsabgeordneten ist die Bildung des Parlaments, das dann die Regierung bestimmt. Die mittelbare Folge ist, dass Männer und Frauen zu Gesetzgebern gemacht werden, die neben einwandfreien oder nützlichen Gesetzen auch bedenkliche oder verwerfliche Gesetze beschließen werden. Um des Volkswohls und um des Staatswohls willen darf man sich an den Wahlen zum Bundestag beteiligen.

Die Kenntnis des Kompensationsprinzips ist für den gläubigen katholischen Christen unentbehrlich. Er muss wissen, was es mit den Handlungen mit doppelter Wirkung auf sich hat und wann er sie setzen darf. Denn in der vielgestaltigen Welt mit den Menschen unterschiedlichster Ansichten und Antriebe kann er leicht, ja unvermeidlich, in eine Situation geraten, in der er Gutes tun könnte und möchte, aber gleichzeitig von der Frage gedrängt wird, ob er es tun darf, weil er voraussieht, dass damit auch eine sittlich schlechte Wirkung verbunden ist. Da hilft das Kompensationsprinzip. Es besagt: Er darf die Handlung trotz schlimmer Folge vollziehen, falls ein hinreichender Grund vorliegt. Hier ist das recht gebildete christliche Gewissen gefragt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Handlungen mit doppelter Wirkung (2)

Mitwirkung zu fremder Sünde

18.10.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben am vergangenen Sonntag über das Kompensationsprinzip beim sittlichen Handeln nachgedacht. Es hat seine Anwendung einmal bei den Handlungen mit doppelter Wirkung. Wenn eine Handlung eine gute und eine schlechte Wirkung hat, muss man überlegen, ob man sie setzen darf. Man darf sie setzen, wenn ein entsprechender Grund dafür vorliegt, der die schlechte Wirkung kompensiert, ausgleicht.

Noch viel häufiger, ja beinahe alltäglich ist eine andere Anwendung des Kompensationsprinzips, nämlich die Mitwirkung zu fremder Sünde. Mitwirkung zu fremder Sünde ist die Beihilfe zu der vom anderen bereits gewollten Sünde.

Der entscheidende Unterschied bei der Art der Mitwirkung zur Sünde anderer ist der zwischen materieller und formeller Mitwirkung. Wird die an sich einwandfreie Mitwirkung vom anderen zur Sünde missbraucht, redet man von materieller Mitwirkung. Die in sich oder der Absicht nach sündhafte Mitwirkung heißt formelle. Es besteht ein Wesensunterschied zwischen formeller und materieller Mitwirkung. Formelle Mitwirkung liegt vor, wenn in ihr die Sünde anderer als solche gewollt ist. Materielle Mitwirkung ist gegeben, wenn nur tatsächliche Hilfe zu jener Sünde gewährt, diese selbst aber nicht gewollt wird.

Die formelle Mitwirkung kann sein eine ausdrückliche, wenn sie als solche beabsichtigt wird, oder eine einschließliche, wenn die Handlung schon ihrer Natur oder den Umständen nach notwendig die Sünde des anderen missetzt. Wer den Götzen opfert, nimmt teil am Götzendienst, auch wenn er diesen innerlich verabscheut. Wer die Kindesötung im Mutterleib mit ausführt, begeht die Sünde des Kindesmordes, auch wenn er diesen innerlich ablehnt. Die formelle Mitwirkung, sei sie eine ausdrückliche oder einschließliche, ist stets sittlich unerlaubt. Ihre Sündhaftigkeit richtet sich nach den allgemeinen Regeln, d.h. nach der Tat selbst, vor allem nach ihrem Objekt, sowie nach der Weise und dem Grad, wie die Tat die Tugend, gegen die sie gerichtet ist, verletzt. Bei der materiellen Mitwirkung ist die Handlung weder in sich selbst, d.h. ihrer inneren Beschaffenheit nach, noch durch die Absicht des Handelnden auf die Sünde des anderen ausgerichtet. Die Handlung wird vielmehr gegen den Willen des materiell Mitwirkenden und oft sogar ohne sein Wissen als rein physisches Tun vom Sünder ausgenutzt. Beispiel. Ein Waffenhändler verkauft ein Jagdgewehr. Er nimmt an, dass es zur Jagd auf Wildtiere benutzt wird. Aber der Käufer verwendet es zum Mord. Die Gegenwart bietet viele Fälle materieller Mitwirkung zu bösem Tun. Aber die Besserwisser und Scheingerechten von heute bezichtigen häufig Personen der Vergangenheit der Schuld, die richtig betrachtet, nicht schuldig geworden sind. Die Eisenbahner, die Züge mit Juden nach Auschwitz gefahren haben, taten ihren Dienst als Angestellte der Reichsbahn. Sie fuhren die Züge, wie es ihr Dienstplan vorsah: an einem Tage als Personenzüge, an einem anderen als Güterzüge, an einem dritten Tage mit Juden, die, wie es hieß, evakuiert wurden. Sie brachten die Juden dorthin, wo ihnen Böses angetan wurde. Sie mochten

ahnungslos sein oder sie mochten es wissen – sie selbst hatten an dem schrecklichen Geschick, dem die Juden entgegengingen, keinen irgendwie gearteten Anteil. Sie verrichteten lediglich den Dienst, der sich aus ihrem Beruf ergab. Wenn sie ihn verweigert hätten, hätten sie ihre Anstellung verloren und wären schwer bestraft worden. Die Eisenbahner durften zu Recht das Kompensationsprinzip für ihren traurigen Dienst anrufen. Sie hatten einen gewichtigen Grund, ihren Beruf auszuüben, der von anderen, diesmal sogar von der Obrigkeit, missbraucht wurde.

Die materielle Mitwirkung kann sein eine unmittelbare oder mittelbare. Unmittelbare Mitwirkung: Hier nimmt man an der Sünde des anderen direkt teil (ohne sie jedoch selbst mitauszuführen). Mittelbare Mitwirkung: Hier nimmt man an der Sünde nur mittelbar teil, indem man dem Sünder irgendwelche Mittel, Werkzeuge zur Tat liefert. Unmittelbar wirkt einer zum Diebstahl mit, wenn er die Leiter zum Ort des Diebstahls hinträgt oder dort hält. Mittelbar, wenn er dem Dieb die Leiter verkauft, ohne zu wissen, wozu sie erworben wird.

Die materielle Mitwirkung kann sein eine nächste oder eine entferntere oder eine entfernte, je nach ihrer Nähe zur Sünde des anderen. Das Halten der Diebesleiter wäre eine nächste, das Hintragen derselben zum Ort des Diebstahls eine entferntere, ihr Verkauf eine entfernte Mitwirkung. Für die entfernte Mitwirkung genügt ein plausibler Grund. Die nähere Mitwirkung fordert einen bedeutenden Grund, setzt außerordentliche Schädigung voraus, z.B. die Gefahr, brotlos zu werden. Die nächste Gelegenheit verlangt einen außerordentlich wichtigen Grund, z.B. Lebensgefahr.

Die bloß materielle Mitwirkung kann erlaubt sein, wenn auf sie die Regeln über das individuell Gewollte oder über die Zulassung böser Folgen einer sittlich erlaubten Handlung zutreffen. Es muss aber geprüft werden, ob alle dort genannten Bedingungen vorliegen; denn nur, wenn sie alle gegeben sind, darf man zu fremden Sünden materiell mitwirken. Da aber hier die böse Folge der Handlung in der Unterstützung einer fremden Sünde besteht, so muss ein besonders wichtiger Grund für die eine(wenn auch nur materiell) Sünde begünstigende Handlung vorliegen. Wer einer Krankenkasse angehört, die Abtreibungen finanziert, leistet mit seinen Beiträgen Mitwirkung für die Durchführung der Kindstötungen. Aber seine Mitwirkung ist eine sehr geringe und entfernte. Sie ist auch notwendig und kaum zu umgehen, denn Versicherung gegen Krankheit gehört zu der notwendigen Sorge für das eigene Leben, kann also wohl verantwortet werden. Die Abwägung der beabsichtigten guten Folge und der zugelassenen schlechten Folge (= die Förderung der Sünde des anderen) sind folgende Gesichtspunkte zu beachten: Der Grund für die Mitwirkungshandlung muss um so gewichtiger sein, erstens je größer die Sünde ist, zu der mitgewirkt wird, zweitens je wahrscheinlicher es ist, dass der andere ohne die Mitwirkung nicht sündigt, oder je sicherer die Sünde geschieht, drittens je näher die Mitwirkung die Sündenhandlung des anderen berührt, viertens je weniger man ein Recht zu seinem Tun hat, fünftens je mehr die Sünde der Gerechtigkeit und damit Rechten Dritter widerstreitet. Stets entscheidet das Kompensationsprinzip: Je größer und wahrscheinlicher bei Mitwirkung und je unwahrscheinlicher bei nicht erfolgender Mitwirkung die drohende Sünde ist; je intensiver der geübte Einfluss ist; je weniger der andere zu seiner Handlung berechtigt ist; je größer die Verletzung der Nächstenliebe ist, desto dringender muss der kompensierende gute Zweck sein.

Das Gas Zyklon B wurde neben anderer, bis heute anhaltender vielfältiger Verwendung auch zur Vergasung von Personen benutzt. Die an der Herstellung des Gases beteiligten Personen leisteten eine ganz entfernte mittelbare Mitwirkung zu den Verbrechen, die mit dem Gas verübt wurden; an den Verbrechen selbst waren sie in keiner Weise beteiligt. Das Kompensationsprinzip gab ihnen für ihre Arbeit in der Produktion ein gutes Gewissen. Sie konnten, falls sie überhaupt wussten, was mit diesem Gas in Auschwitz geschah, sich sagen, dass sie an dieser Verwendung keinerlei Anteil hatten. Hätten sie sich geweigert, weiter in der Fabrik zu arbeiten, die Zyklon B herstellte, hätten sie ihren Arbeitsplatz verloren und wären womöglich bestraft worden. Nach dem Kirchenrecht, das bis 1983 in Geltung stand, waren öffentlich (also bekanntermaßen) Unwürdige von dem Empfang der Kommunion abzuhalten. Geheime (also nicht öffentlich bekannte) Sünder, die geheim um die Kommunion bitten, waren zurückzuweisen. Anders, wenn sie sich öffentlich zum Empfang der Kommunion einstellten. Nach dem Kompensationsprinzip durfte dem nicht-öffentlichen Sünder die Kommunion gereicht werden, wenn er öffentlich danach verlangt. Die Verantwortung für den unwürdigen Kommunionempfang liegt bei dem Gläubigen. Der die Kommunion austeilende Priester

wirkt zu diesem Sakrileg materiell mit. Der Grund, warum er es ohne Schuld tun kann, ist der Schutz des in Frage kommenden Gläubigen vor öffentlicher Bloßstellung. Er rechtfertigt die materielle Beteiligung an dem Vergehen des unwürdigen Kommunionempfangs. Notgedrungene amtliche Anwendung und Ausführung ungerechter Gesetze (z.B. Scheidung gültiger Ehen) ist erlaubt, wenn das, was erzwungen werden soll, nicht in sich verwerflich ist oder wenn nicht ein bestimmter Befehl, eine wirksame Veranlassung, sondern ein bloßes Geschehenlassen in Frage steht (*cooperatio materialis*). Weiß man, dass der andere die Sünde ohnehin beginge, genügt zur Mitwirkung ein geringer Grund: z.B. Getränke an einen Trunkenbold.

Darf man sich an einem ungerechten Krieg beteiligen? Es gab im Zweiten Weltkrieg Männer, die den Dienst in der Wehrmacht (und damit auch die Eidesleistung auf das Staatsoberhaupt) verweigerten. Sie haben diese zweifellos mutige Tat mit dem Tode bezahlt. Es waren nur einige wenige, die sich so verhalten haben. Die meisten katholischen Männer haben den Wehrdienst ebenso wie den Kriegsdienst geleistet. Haben sie unrecht gehandelt?

Nun war der Krieg zweifellos von dem unter der Herrschaft Hitlers stehenden Deutschen Reich begonnen worden. Die Ausweitung zum europäischen und schließlich zum Weltkrieg geschah durch Eintritt der großen Demokratien in die Auseinandersetzung. Den meisten Menschen in Deutschland war es schwer oder gar nicht möglich, über die Gerechtigkeit oder die Ungerechtigkeit des Krieges ein begründetes Urteil zu fällen. Wohl die Mehrzahl der Deutschen hielt den Waffengang für notwendig und berechtigt. Eine Minderzahl sah in ihm einen ungerechten Krieg.

Nun war es nach allgemeiner Überzeugung sittliche Pflicht, dem Ruf zu den Waffen zu folgen, wenn das Vaterland ihn ergehen lässt. Man wird denen keinen Vorwurf machen können, die sich dazu entschieden, der Einberufung zur Wehrmacht zu folgen. Aber wie ist das Verhalten desjenigen zu beurteilen, der in dem Krieg Unrecht sah, sich aber dennoch in die Reihen der Soldaten einordnete? Ist er schuldig geworden? Hätte er aufstehen und erklären müssen: Ich verweigere den Wehrdienst? Zur Beantwortung der Frage ist folgendes zu bedenken.

Deutschland hat im Zweiten Weltkrieg 14 Millionen Männer zu den Waffen gerufen. Nur ein Bruchteil von ihnen war an den Kämpfen unmittelbar beteiligt, hat also selbst geschossen und somit unter Umständen getötet. Die Mehrzahl war an Stellen und Orten eingesetzt, wo weder getötet noch verletzt wurde. Die Soldaten der Sanitätstruppe waren beispielsweise dazu da, verletzte Kameraden zu bergen und ihnen das Leben zu erhalten. Das Bodenpersonal der Luftwaffe nahm kein Gewehr in die Hand. Wer zur Wehrmacht einberufen wurde, konnte sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit sagen, er werde nicht in die Lage versetzt werden, anderen das Leben oder die Gesundheit zu nehmen. Von daher mochte er sich entlastet fühlen, wenn er die Uniform anzog und den Fahneid leistete.

Aber einmal abgesehen von dieser Überlegung: Der einzelne Soldat, der in den Kampf geschickt wurde, war ein winziges Rädchen in der Kriegsmaschinerie; sein Einfluss auf das militärische Geschehen war minimal. Der Beitrag, den er zu dem von ihm als ungerecht beurteilten Krieg leistete, fiel nicht ins Gewicht. Er hatte den Krieg nicht gewollt, er konnte ihn aber auch nicht beenden, selbst wenn er seine Beteiligung verweigert oder zurückgezogen hätte.

Andererseits hatte er Grund, sich zu erhalten, für seine Angehörigen, für die Heimat, für das Vaterland. Er konnte sich jedoch nur erhalten, wenn er dem Einberufungsbefehl Folge leistete. Auf Wehrdienstverweigerung stand die Todesstrafe. So hat er diese Pflicht auf sich genommen. Der angegebene Grund war kein unberechtigter. Der Wehrpflichtige konnte sich darauf vor Gott und seinem Gewissen berufen, wenn er sich in der Kaserne einfand. Die vielen gläubigen Männer, die in der Zeit des Dritten Reiches den Wehrdienst ableisteten und in den Krieg zogen, haben kein Unrecht getan. Sie haben nach den Grundsätzen der katholischen Sittenlehre gehandelt. Was sie taten, war eine entfernte, ganz entfernte zu einem bösen Tun. Sie wurde kompensiert durch das Motiv, sich seiner Familie und dem Volk zu erhalten.

Eine irgendwie geartete materielle Mitwirkung zu bösem Tun ist heute fast unvermeidlich. Die Menschen sind in Arbeit und Leben eng miteinander verflochten. Damit ist verbunden die erhöhte, oft unvermeidliche Fernwirkung des einzelmenschlichen Handelns und die Verstrickung in soziologische Handlungszusammenhänge. Daher ist die Vermeidung jeder materiellen Mitwirkung zur Sünde, vor allem der entfernten, für den Menschen unmöglich. Dennoch kann auch unter normalen Verhält-

nissen die Frage aufstehen, ob man sich am Tun oder Lassen eines anderen, einer Gemeinschaft, eines Betriebs oder Unternehmens beteiligen darf. Der Inhaber einer Leihbücherei, der Bücher oder Platten verleiht, in denen Schmutz und Schund dargestellt wird, ist materiell an dem seelischen Schaden beteiligt, der durch solche Produkte angerichtet wird. Er wird nicht leicht einen hinreichenden Grund finden, der diese Mitwirkung kompensiert, also erlaubt macht. Die Erwartung und die Absicht der Benutzer der Leihbücherei kann auch sittlich verderbliche Bücher oder Platten umfassen. Wenn er sie nicht bedient, kann er Kunden verlieren. Aber solange dieser Schwund nicht existenzbedrohend ist, wird man dem Leiter der Leihbücherei zumuten können, dass er verderbliche Werke nicht führt. Der Techniker, der pornographische Texte ins Internet stellt, begeht materielle Mitwirkung zur Sünde. Er hat keinen Anteil an der möglichen schlechten Wirkung dieser Texte. Er leistet allein einen technischen Dienst. Der Setzer, der religionsfeindliche Texte der Journalisten in die Zeitung einrückt, ist materiell an der Sünde beteiligt. Beide werden sich fragen müssen, ob sie einen gewichtigen Grund haben, der ihr Tun ausgleicht, zulässig macht.

Wer einer zum Suizid entschlossenen Person die Mittel verschafft, mit der sie sich selbst töten kann, betreibt materielle Mitwirkung zu fremder Sünde. Es ist schwer denkbar, dass er dieses Tun durch einen rechtfertigenden Grund zu einem erlaubten machen kann. Es kann auch unter Fachleuten strittig sein, ob eine materielle Mitwirkung erlaubt ist. In Deutschland ist eine Abtreibung straffrei und somit zulässig, wenn sich die abtreibungswillige Person einem Gespräch unterzogen hat, in dem sie über Verfahren und Folgen der Abtreibung unterrichtet wurde. Sie erhält einen Schein, dass sie die Beratung absolviert hat, und damit geht sie zum Abtreibungsarzt und lässt ihr Kind töten. Bischof Dyba nannte dieses Papier eine „Tötungslizenz“ und erklärte diese Praxis der materiellen Mitwirkung zur Sünde anderer als sittlich unzulässig. Papst Johannes Paul II. folgte dieser Sicht. Anders die deutschen Bischöfe. Sie wollten an der Ausstellung derselben festhalten. Heute gibt es Bestrebungen linker politischer Parteien, die Bereitschaft, an Abtreibungen teilzunehmen oder sie selbst vorzunehmen, zur Voraussetzung zu machen für die Einstellung in den Gesundheitsdienst. In einigen europäischen Ländern wurden Krankenschwestern entlassen, weil sie sich weigerten, an Abtreibungen mitzuwirken. Wir nähern uns den Vorhersagen des Apokalyptikers Johannes, wonach vom öffentlichen Leben ausgeschlossen wird, wer nicht das Zeichen des Satans an sich trägt. Hier ist das richtig gebildete Gewissen gefragt. Es muss die Sünde anderer als solche erkennen. Es ist falsch, nur den eigenen Vorteil als Grund für die materielle Mitwirkung zur Sünde anderer zu beachten. Es ist auch keine Entschuldigung, zu sagen, dass, wenn man selbst die betreffende Handlung nicht tut, andere sich dazu bereitfinden. Die Wahrscheinlichkeit oder Gewissheit, dass andere eine verbotene materielle Mitwirkung leisten werden, entlastet das eigene Gewissen nicht. Der Apotheker, der die Pille danach verkauft, kann sich nicht darauf berufen, dass sein Kollege es tun wird, wenn er es unterlässt. Nach dem früher Ausgeführten mag es Fälle geben, wo man zu einem bösen Tun materiell, d.h. ohne die Billigung der Sünde, aus hinreichendem Grunde mitwirken darf. Ich war 1944 in einer Rüstungsfabrik zwangsverpflichtet. Neben mir arbeiteten zahlreiche jüdische Frauen. Sie hatten teil an der Kriegsproduktion der Macht, die sie ihrer Freiheit beraubt und zu dieser Arbeit gezwungen hatte. Sie leisteten also Beihilfe zur Weiterführung des schrecklichen Krieges. Aber ihre Beihilfe war eine rein materielle und ganz entfernte. Außerdem wurden sie dazu gezwungen. Sie konnten sich ihr nicht entziehen ohne Gefahr für ihr Leben. Sie hatten einen gültigen Grund für ihre Mitwirkung. Der Taxifahrer, der einen Freier zum Bordell fährt, wirkt materiell zur Sünde der Unzucht mit. Für Taxi besteht eine Beförderungspflicht. Er wird sich dem Wunsch des Freiers nicht entziehen können. Was er tut, ist mittelbare entfernte Mitwirkung zur Sünde, für die es einen plausiblen Grund gibt. Der Hotelbesitzer, der seine Zimmer auch an Paare vermietet, die miteinander Unzucht treiben, ist materiell an diesem Geschehen beteiligt. Er wird kaum auswählen können, wen er aufnimmt und wem er die Aufnahme versagt. Hotels vermieten für jedermann.

Ich möchte nicht der Laxheit bei der Beurteilung, ob eine materielle Mitwirkung zu unerlaubtem Tun eines anderen sittlich zulässig ist, das Wort reden. Für die Religion und um des Gewissens willen muss man bereit sein, Opfer zu bringen. Wer sich unter Berufung auf das Urteil seines Gewissens einer Handlung, einer Stellung, einem Beruf entzieht, wo die materielle Mitwirkung zum bösen Tun

anderer gewiss oder möglich ist, gibt ein Zeugnis für die Achtung des Willens Gottes selbst unter Inkaufnahme eigener Nachteile.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Kreuz und Halbmond

25.10.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Gebet ist eine Waffe. Die andere Waffe ist das Schwert. Beide Waffen dienen der Verteidigung von Glauben und Kirche. Die Geschichte hat es erwiesen. Seit seiner Entstehung ist der Islam der Todfeind des Christentums. Der Islam entstand in Arabien aus heidnischen, jüdischen und christlichen Elementen. Von Anfang breitete er sich aus mit Gewalt und Krieg. Wer sich nicht unterwarf, wurde niedergemetzelt oder versklavt. Von Arabien dehnten die Muslime ihre Eroberungszüge auf die Nachbarländer aus und brachten der christlichen Sache unermesslichen Schaden; Nordafrika, der Vordere Orient und Persien gingen der Kirche verloren. Die arabischen Heere besetzten lange Zeit die Iberische Halbinsel und drangen zeitweilig in Frankreich bis zur Loire vor. Christliche Helden wie Karl Martell, der Cid (Diaz de Vivar) und Skanderbeg warfen sich ihnen entgegen. Die Päpste erkannten vor allen anderen die muslimische Gefahr. Die von ihnen betriebenen Kreuzzüge waren Abwehrkämpfe gegen die Feinde des christlichen Glaubens.

Ein entscheidender Angriff des Islam erfolgte im Jahre 1453 gegen Konstantinopel, die Hauptstadt des christlichen byzantinischen Reiches. Das osmanische Heer hatte eine Stärke von 80.000 Mann. Ihm standen auf den Mauern von Konstantinopel 15.000 griechische, venezianische, genuesische und katalanische Soldaten gegenüber, welche die Stadt verteidigten und auf Hilfe aus dem Westen hofften, die nicht kam. Die Kanonen der Eroberer schlugen durch Dauerbeschuss Breschen in die Mauern. Am 29. Mai 1453 eroberten die Türken die Stadt. Das Tor nach Europa war offen. Der Fall des byzantinischen Reiches, das so lange Jahrhunderte ein Bollwerk der christlichen Kirche gegen die muslimische Flut gewesen war, erfüllte das Abendland mit namenloser Trauer. Man empfand die Gründung eines großtürkischen Reiches auf europäischem Boden als einen unheilvollen Wendepunkt der Weltgeschichte. In der Tat waren die Folgen schlimm. In den slawischen Ländern des Balkans wurde das Christentum zum großen Teil gewaltsam unterdrückt. Ungarn und der weitere anstoßende Westen waren unmittelbar durch die Türken bedroht. Papst Nikolaus V. (1447-1455) rief die abendländische Christenheit zum Kreuzzug gegen den Vorläufer des Antichristen auf; bei ihrer Uneinigkeit und bei dem Schwinden der religiösen Begeisterung leider ohne Erfolg. Noch schlimmer wurde es im 16. Jahrhundert. Deutschland war sich nicht mehr einig in der Abwehr der muslimischen Bedrohung. Die protestantischen Fürsten benutzten vielmehr die unentbehrliche und pflichtmäßige Türkenhilfe zur Erpressung. Sie waren nur dazu bereit, wenn sie unbehelligt und im Besitz der geraubten Kirchengüter blieben. Der Kaiser musste nachgeben. Die französische Politik war von schamlosem Egoismus bestimmt. Sie verbündete sich im Deutschen Reich mit den protestantischen Fürsten gegen den katholischen Kaiser und außerhalb Deutschlands mit den Türken gegen das christliche Europa. Frankreich wollte seine expansive Politik in Europa durch die militärische Bindung Österreichs im Osten stützen.

Nur der Heilige Stuhl hatte volles Verständnis für die der Christenheit von den Türken drohende Gefahr und verfolgte eine selbstlose Politik. Allein in Rom erkannte man die volle Tragweite der ganz Europa durch den Islam drohenden Gefahr. Damals regierte der heilige Papst Pius V. die Kirche

(1566-1572). Er verkörperte die katholische Restauration in ihrer entschiedensten und reinsten Gestalt. Sein Eifer für die Sache der Religion und Kirche war ebenso groß wie seine Energie in der Durchführung der Trienter Reform. Ein besonderes Verdienst erwarb sich der Papst in der Verteidigung der Christenheit gegen die vordringende Macht des Islams. Die Abwendung der Türkengefahr war während seines ganzen Pontifikats ein Hauptgegenstand seiner Sorgen und Mühen.

Pius V. hatte den Hilferuf der Republik Venedig gehört und bereitete Europa für den Kampf vor. Im Mai 1571 gründete er mit dem Königreich Spanien und der Republik Venedig die Heilige Liga. Der Ligavertrag wurde am 19. Mai 1571 unterzeichnet. Mühsam gelang es dem Papst, wenigstens diese beiden Mächte für die Abwehr zu gewinnen. Denn Venedig und Spanien waren Rivalen. Pius V. war bestrebt, das Bündnis durch den Hinzutritt anderer Mächte zu erweitern. Aber auf Frankreich und Deutschland war nicht zu rechnen; sie waren durch die religiöse Spaltung und innere Wirren in Anspruch genommen. England stand feindselig beiseite. Der Papst forderte alle Christen in Europa auf: Betet den Rosenkranz. Gleichzeitig betrieb er die Rüstung und verwandte dafür die Finanzmittel des Heiligen Stuhls. Von Anfang seiner Regierung an hatte er die Absicht, einen Bund der christlichen Fürsten gegen die Türken zu schaffen.

Der Kampf wurde zur See geführt. Der Papst, Venedig und Spanien rüsteten eine Flotte aus. Kommandant der Flotte wurde Don Juan d'Austria (1547-1578). Er war der uneheliche Sohn Kaiser Karls V. und der Barbara Blomberg. König Philipp II. erkannte ihn als Halbbruder an. 1569/70 unterdrückte er den Aufstand der Morisken in Granada. Don Juan hatte infolge des Krieges gegen die Mauren Mühe, die nötigen Mannschaften aufzubringen (Sommer 1571). Don Juan d'Austria war ein gläubiger katholischer Mann, vor allem ein Marienverehrer. Er trug ständig eine Kopie des Gnadenbildes von Guadalupe bei sich. In der Kathedrale von Neapel überreicht der Papst Juan d'Austria das riesige Banner der Heiligen Liga. Darauf waren abgebildet das Kreuz Christi, die Apostel Petrus und Paulus sowie der lateinische Schriftzug Kaiser Konstantins: *In hoc signo vinces*. In diesem Zeichen wirst du siegen. Das christliche Heer wusste, dass es in den Kampf gegen den Todfeind des Christentums zog. Als es am 16. September 1571 von Messina aufbrach, bereiteten sich die Mannschaften dadurch vor, dass sie bei den der Flotte beigegebenen Kapuzinern und Jesuiten die heiligen Sakramente empfangen. In der Nacht des 6. Oktober segelte die christliche Flotte in den Golf von Patras. Am 7. Oktober gab Don Juan das Zeichen zum Angriff. Zugleich ließ er am Großmast seines Schiffes das Banner der Heiligen Liga hissen. Die Geistlichen, welche der Flotte beigegeben waren, erteilten die Generalabsolution. Noch ein kurzes, inniges Gebet, dann erscholl der Ruf: Vittoria! Vittoria! Viva Cristo!

Der Seekrieg war damals anders als heute. Der Kampf wurde geführt durch Aufeinanderfahren in breiter Front mit Rammen und Entern. Die Artillerie ermöglichte den Schiffen den Kampf auf größere Distanz. Die Geschütze konnten aus Gründen des Gleichgewichts in größerer Zahl nur an den Breitseiten aufgestellt werden. Daher entwickelte sich der Kampf zwischen nebeneinander laufenden Gegnern. Die sich gegenüberstehenden Streitkräfte waren sehr beträchtlich und ungefähr gleich stark. Die Türken verfügten über 220 Galeeren, 60 andere Schiffe, 750 Kanonen, 34.000 Soldaten, 13.000 Matrosen und 41.000 Rudersklaven. Die Christen hatten 207 Galeeren, 30 andere Schiffe, 6 große Galeeren, 1.800 Kanonen, 30.000 Soldaten, 12.900 Matrosen und 43.000 Ruderer. Gegen Mittag legte sich der den Türken günstige Wind. Während die Sonne vom wolkenlosen Himmel strahlte, stießen die beiden Flotten aufeinander, die eine unter dem Banner des Gekreuzigten, die andere unter der purpurnen Fahne des Sultans mit dem Namen Allah. Die Türken suchten ihre Gegner auf beiden Enden zu überflügeln. Auf dem rechten Flügel wurden die Christen gegen die offene See angedrängt. Auf dem linken Flügel kämpften sie erfolgreich. Im Zentrum ging Don Juan – mit 300 altgedienten Spaniern an Bord – unmittelbar auf das Schiff des türkischen Oberbefehlshabers Ali vor, auf dem sich 400 Janitscharen befanden. Das blutige Ringen wogte längere Zeit hin und her. Der Tod des türkischen Großadmirals Ali, dessen reiche Galeere durch die Soldaten Don Juans und Colonnas erbeutet wurde, brachte hier gegen 16 Uhr nachmittags die Entscheidung. Als die Türken die Auflösung ihres Zentrums wahrnahmen, wichen auch ihr rechter Flügel. Sie brachen den Kampf ab und schlugen sich unter großen Verlusten nach Santa Maura und Lepanto durch. Die Erschöpfung der



Ruderer und der Ausbruch eines heftigen Gewitters hinderten eine nachhaltige Verfolgung. Dennoch war der Sieg der Christen vollständig. Schiffstrümmer und Leichen bedeckten weithin das Meer.

In der Stunde, als der Entscheidungskampf zwischen Kreuz und Halbmond an der griechischen Küste ausgefochten wurde, war Pius V. in Verhandlung mit seinem Generalschatzmeister Bartolomeo Bussoti. Plötzlich erhob er sich, öffnete das Fenster, blickte eine Zeitlang gen Himmel, wandte sich dann zurück und rief aus: „Jetzt ist keine Zeit mehr zu Geschäften. Eilet, dem Herrn zu danken, denn unsere Armada hat in dieser Stunde über die Türken gesiegt.“ Als er wenig später die Nachricht von dem Sieg erhielt, brach er in Tränen der Freude aus und dankte Gott auf den Knien.

Mit unbeschreiblicher Spannung hatte Papst Pius V. nach Osten geblickt. Seine Gedanken waren ständig bei der christlichen Flotte. Tag und Nacht empfahl er sie in heißem Gebet dem Schutz des Allerhöchsten. Der spanische Botschafter meldete, der Papst faste drei Tage in der Woche und widmete täglich viele Stunden dem Gebet. Da die Schlacht am ersten Sonntag im Oktober gewonnen worden war, an dem die Rosenkranzbruderschaften zu Rom ihre Bittgänge hielten, betrachtete Pius V. die mächtige Fürsprecherin, die barmherzige Mutter der Christenheit als die Urheberin des Sieges. Er verordnete daher, dass alljährlich am Tage der Schlacht ein Dankfest als „Gedächtnis Unserer Lieben Frau vom Siege“ gehalten werde. Das ist die Geburtsstunde des Rosenkranzfestes.

Ein großer Sieg war errungen worden. Doch die nachhaltige Ausnutzung des Erfolges blieb aus; sie wurde vereitelt durch die schämliche Uneinigkeit der Sieger. Die Venezianer verzichteten in einem Sonderfrieden (1573) auf Zypern und zahlten den Türken 300.000 Dukaten. Der Papst drängte auf Fortsetzung des Krieges, vor allem zur Befreiung des Heiligen Landes. Zehn Jahre lang müsse der Kampf geführt werden. Das mächtige Frankreich zeigte dem Papst die kalte Schulter. Von Kaiser Maximilian war wenig, von den deutschen Fürsten gar nichts zu hoffen. England war mit dem Kampf gegen Spanien beschäftigt und gönnte den Türken jeden Sieg über die katholischen Mächte. Hundert Jahre später standen die Türken vor Wien.

Der Kampf zwischen Türken oder besser zwischen Muslimen und Christen wird heute nicht mehr mit Waffen ausgetragen. Die Anhänger Mohammeds haben ein anderes Mittel, Europa zu durchdringen. Sie schicken Millionen von meist jungen Menschen in das ehemals christliche Europa, die sich dort niederlassen und gewillt sind, dort zu bleiben. Der Wanderstrom einer großen und schnell wachsenden islamischen Bevölkerung hat unkalkulierbare und nicht umkehrbare Folgen für die Zukunft Europas. Europa beginnt, seinen europäischen Charakter zu verlieren. Sinn, Werte und Normen sind sehr verschieden, wenn nicht gegensätzlich bei Christen und Muslimen. Muslime lassen sich nicht in eine christliche Gesellschaft integrieren. Sie fordern gebieterisch, ihre fremde Religion und verschiedene Kultur in unserem Land in privater und öffentlicher Weise ausüben zu dürfen, und unser Grundgesetz gibt ihnen recht. Der Bundeskanzler Helmut Schmidt hat immer wieder eindringlich davor gewarnt, die Türkei in die EU aufzunehmen. Auf die Frage: Sind die Türken Europäer? antwortete er: Nein, sie passen nicht dazu. Die Politiker wissen nicht mehr, was ein Volk ist. Das Volk ist nicht die Wohnbevölkerung, sondern hat eine historisch und kulturell bestimmte Identität, die über aktuelle Befindlichkeiten hinausreicht. Der Führung des Volkes obliegt es, die positiven Werte des Volkes zu wahren und zu fördern, alles Schädigende auszuschalten und zu beseitigen. Unser Volk wird durch die Masseneinwanderung Fremder regelrecht zersprengt. Die in Deutschland befindlichen Türken bauen Parallelgesellschaften auf, in denen neben türkischen Zeitungen und dem türkischen Fernsehen bis zu türkischen Ärzten und Apotheken nichts Deutsches mehr vorkommt. Der durchschnittliche Mensch bedarf zum personalen Glauben des Haltes an einer christlichen Umwelt, an einem christlichen Milieu; es stützt und trägt ihn. Milieu ist eine soziale Einheit, die durch das Zusammensein von Religion, regionaler Tradition und kultureller Orientierung gekennzeichnet ist. Das christliche Milieu wird durch das Eindringen der Muslime zersetzt. Wo es zersprengt wird, machen sich Lauheit, Gleichgültigkeit und Abfall breit. Genau das ist in unserem Land zu beobachten. Die christliche Öffentlichkeit schwindet mehr und mehr und damit der Halt, den die Menschen daran hatten. Die Politiker, die Millionen volksfremde Muslime in unser Land geholt haben, sind zu ihrem Teil dafür verantwortlich, dass Deutschland kein christliches Land mehr ist. Die Gefahr, die von der Masseninvasion von Muslimen ausgeht, ist den meisten europäischen Politikern nicht bewusst oder bleibt unbeachtet. Sie sehen darin nur die Möglichkeit, die Verluste der europäischen Völker durch

Kinderscheu, Geburtenarmut und Abtreibung auszugleichen und dadurch den hohen Lebensstandard zu bewahren. Die Geschichte, vor allem aber der Herr der Geschichte, wird sie richten.  
Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Seligpreisungen

01.11.2020 (Allerheiligen)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Evangelist Matthäus teilt in seinem Evangelium eine Rede mit, die Jesus auf einem Berg in Galiläa gehalten hat, die Bergpredigt. Sie ist mehr als eine Rede. Die Bergpredigt bezeichnet einen gewaltigen Umbruch, eine heilige Revolution, die von Gott kommt und nicht von Menschen ausgedacht ist. Es ist eine Revolution, die sich nicht nur in übernatürlichen Höhen vollzieht, sondern die auch der diesseitigen Welt ihre Spuren eingepägt hat. Wir glauben nicht an eine Bergpredigt, die uns wie eine Limonadenreligion serviert wird. Sie ist etwas anderes als eine schwärmerische Geschichte von Lilien und Vögeln auf dem Felde – mit der falschen Auslegung, dass sich der Mensch überhaupt nichts auf der Welt kümmern soll. Fromme Faulheit ist hier wahrlich nicht gemeint, sondern der Totaleinsatz für das Reich Gottes. Für den Schöpfer, der uns ins Leben gerufen hat, auf dass wir ihm dienen.

Am Anfang der Bergpredigt stehen die Seligpreisungen. Sie bringen die eschatologische, also endzeitliche, Motivierung der Ethik des Evangeliums in klarster Weise zur Geltung. Denn ihr Sinn ist nicht der, dass die in ihnen Bezeichneten jetzt schon selig, innerlich glücklich sind, sondern dass ihr Los zu preisen ist im Hinblick auf die Verheißung, die daran geknüpft ist. Die erste Seligpreisung lautet: Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich. Die erste Seligpreisung knüpft an Is 61,1 an: „Der Geist des allmächtigen Herrn ruht auf mir. Denn der Herr hat mich gesalbt, mich gesandt, den Armen frohe Botschaft zu bringen.“ Die Armen sind zunächst die Unbegüterten, die als solche auch die sozial Zurückgesetzten und Unterdrückten sind. Sie sind aber auch die Frommen. Ihr gedrücktes Wesen wird zum Anlass, sich ausschließlich an Gott zu halten und von ihm allein ihr Heil zu erwarten. Auch der Begriff der Demut ist in dem Wort enthalten. Es sind diejenigen gemeint, welche die Seele eines „Armen“ besitzen. Die Tugend der Armut besteht in der Losschälung des Herzens vom irdischen Besitz um der ewigen Güter willen. Diese Armut im Geiste ist für arm und reich bis zu dem Grade sittliche Pflicht, als sie jeden Erwerb oder Gebrauch des Besitzes ausschließt, der mit der Liebe Gottes unvereinbar ist. Die Gläubigen dürfen sich der Gaben freuen, die Gott ihnen gibt. Aber die Demut verlangt, sie auf Gott als ihre Quelle zurückzuführen. Demut halten die Ungläubigen für altmodisch. Und doch ist sie die Grundhaltung des Menschen, der seine Größe bzw. Kleinheit vor Gott richtig einschätzt. Die erste Seligpreisung Christi ist ein Schlag gegen aufgeblähten Geltungsdrang, chronische Angeberei und geistiges Spiegelfechten. In der Aufgeblasenheit und Hohlheit dieser Welt führt uns die schlichte Armut des Geistes zur Wahrheit Gottes. Nur im aufrichtigen Menschenherzen entfaltet sich seine Gnade und bringt Frucht. Hier rüttelt Christus alle auf, die noch die Bescheidenheit und Größe aufbringen, zum Glauben zu kommen. Es ist die Mobilmachung derer, durch die Gott eine Kampfansage macht an die Arroganten, die Versnobten und die Superindividualisten. Diese Diesseitsmenschen sind geistige Liliputaner. Sie schaffen den Vorstoß ins Metaphysische nicht. Und doch: Erst der Durchbruch ins Übernatürliche gibt dem Menschen wahre Würde. Erst von Gott her erlangt er die Herrschaft über den tierischen und materiellen Bereich. Erst

im Glauben gewinnt er seinen höchsten Adel. Den Armen im Geiste ist ein unermesslicher Reichtum verheißen: Es ist das Himmelreich, die Herrschaft Gottes und mit Gott.

Die zweite Seligpreisung lautet: Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden. Die Trauernden sind einmal die in dieser Welt der Freude und des Trostes Beraubten; ihnen wird eine Entschädigung für den ihnen entgangenen Anteil an der Lebensfreude verheißen. Es sind sodann die aus Buße oder die über die Macht des Bösen in der Welt Trauernden. Die Trauernden sind jene, die ergebungsvoll ihr Schicksal in Gottes Hand legen. Die Welt redet sich ein: Selig sind die Lachenden, die chronischen Karnevalsgesichter! Selig sind, die sich ständig amüsieren! Die Traurigkeit, die Christus seligpreist, bedeutet nicht, ständig nur sich selbst bedauern, lamentieren über jede Unannehmlichkeit, weinen über materielle Verluste und Einbuße der Gesundheit, sich immerzu grämen über Verschleppung und Hunger und Elend, verzweifeln aus Mangel an Glauben. Diese Traurigkeit quillt aus der Solidarität mit Christus. Von ihm schreibt Johannes: „Er – der Logos – war in der Welt, und die Welt ist durch ihn geworden, aber die Welt erkannte ihn nicht. Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf.“ Die Bergpredigt bewahrt den Blick in die Abgründigkeiten der Traurigkeit. Den berechtigten Schmerz, dass der Mensch im platten Materialismus erstickt und seine Ewigkeit verscherzt. Die Heilige Schrift spricht zweimal davon, dass Christus geweint hat, das eine Mal beim Tod seines Freundes Lazarus, das andere Mal über Jerusalem, von dem er voraussah, dass kein Stein auf dem anderen bleiben wird. Untergang, Verwüstung, Strafgericht Gottes – gelten sie auch uns? Dieser Hintergrund gehört mit hinein in den radikalen Geist der Bergpredigt. Es erfordert Mut, in einer amüsierten Welt eine solche Traurigkeit auf der Stirn zu tragen: Weinen können über jene Deserteure, die mit Spott und Hohn Gott verraten haben. Weinen über die Millionen Kinder, in deren Herzen das Wissen um Gott gemordet wird. Weinen können über die Rotationsmaschinen Satans in Presse und Verlagen, über die Berieselung mit teuflischem Gift in Kino, Radio und Fernsehen. Weinen über eine selbstgerechte Masse, die keine Gewissensforschung vor dem Gekreuzigten hält. Das ist die Traurigkeit der Christen. Der Herr verheißt den Trauernden den Trost. Dieser Trost ist nichts anderes als die Gemeinschaft mit Gott und allen Heiligen. Wenn sie anbricht, wischt Gott alle Tränen von den Augen der Weinenden.

Die dritte Seligpreisung lautet: Selig die Sanftmütigen, denn sie werden das Land erben. Es sind jene, denen nicht nur aller Übermut und alles hochfahrende Wesen fern ist, die auch nicht gegen ihr Geschick aufbegehren und zu Gott um Rache schreien, vielmehr ihm mit Geduld das Eingreifen in die Geschichte überlassen. Sanftmut ist nicht gleichbedeutend mit Leisetreterei und Kopfnickerei. Nach Aristoteles ist die Sanftmut die Mitte zwischen Unbeherrschtheit im Zorn und Unfähigkeit zum Zorn. Jesus selbst bezeichnet sich als sanftmütig. Er zog in Jerusalem ein auf einem Esel sitzend. Darin erfüllte sich die Weissagung des Propheten Zacharias 9,9: „Sagt der Tochter Sion, siehe, dein König kommt zu dir in Sanftmut. Er sitzt auf einem Esel.“ Die Sanftmut Christi bedeutet nicht feiges Schweigen zu Ungerechtigkeiten und Verbrechen in der Welt und zu der Lüge, die sich staatlich sanktioniert in Parlamenten und Gesetzen breitmacht. Der sanftmütige Herr hat sich gegen den ungerechten Schlag eines Dieners des Hohenpriesters gewehrt. Er trieb die Heuchler mit einem Strick aus dem Tempel. Sanftmut ist eine heroische Tugend. Nur der kann sie üben, der seine Leidenschaften bändigt und seine Erregung meistert durch die Ausgeglichenheit des Geistes. Sanftmut meint nicht tatenlose Passivität, sondern Selbstbeherrschung durch einen ausgewogenen Charakter. Dass die Welt noch nicht in Terror und Tyrannei, in Massakern und Banditentum erstickt ist, haben wir denen zu verdanken, die sich nicht von niederen Trieben aufwühlen ließen, die aufrecht blieben inmitten allen Unrechts. Die Wunder der Sanftmut sind es, die eine Welt umwandeln. Die Sanftmütigen haben Grund zur Hoffnung. Denen, die selbst nicht danach trachten, sich durchzusetzen und Lebensraum zu erobern, wird verheißen, dass sie das Land erben sollen. Damit ist das Himmelreich gemeint.

Die vierte Seligpreisung verspricht: Selig, die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten. Denn sie werden gesättigt werden. Hier ist vom geistigen Hunger und Durst die Rede, nämlich von dem lebhaften Verlangen nach Gerechtigkeit. Gerechtigkeit ist eine sittliche Beschaffenheit, das Ideal der alttestamentlichen Frömmigkeit. Sie besteht in dem Handeln, das mit Gottes Willen übereinstimmt. Die Heilige Schrift versteht unter Gerechtigkeit häufig das gesamte Tugendleben. Diejenigen sind Gerechte, die mit allen Tugenden geschmückt sind (Lk 1,6). In diesem Sinne mahnt Christus: „Suchet

zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit“ (Mt 6,33). Man wird bei den Hungernden aber nicht die im natürlichen Sinne Darbenden ausschließen können. Sie haben keinen Anteil an den Schätzen dieser Welt. Aber sie fügen sich in Gottes Willen. Wenn die Hungernden in ihrer Verzweiflung nach Brot schreien, dann dürfen die Wohlhabenden sie nicht wegen Ruhestörung anklagen. In Bezug auf die materiellen Güter hat die Gerechtigkeit dafür zu sorgen, dass ein jeder erhält, was ihm gebührt. Die nach Gerechtigkeit Hungernden werden einmal gesättigt werden. Gott wird sie in die Gerechtigkeit kleiden, die sie auf Erden gesucht haben. Bei uns ist der Wohlstand zuhause. Mehr noch: In unseren Städten brechen Rattenplagen aus, weil Tonnen von belegten Broten in den Mülleimern verschwinden. Und einige Flugstunden entfernt, gehen Millionen Menschen an Hunger zugrunde. Milliarden Mark oder Euro werden für Genussmittel ausgegeben. Ein Oktoberfest in München und ein Karneval am Rhein verschlingen Summen, mit denen man in ganzen Landstrichen den Hunger stillen könnte. Der Hunger und Durst nach Gerechtigkeit wird einmal gestillt werden. Hier wird von einer Gerechtigkeit gesprochen, die den danach Hungernden von Gott (als eschatologisches Gut) geschenkt wird. Zur Gottesgemeinschaft, in der das ewige Leben besteht, gehört auch die vollkommene Gerechtigkeit, die volle Erfüllung des Willens Gottes. Die das tun, werden in dem als Festmahl dargestellten Gottesreich gesättigt werden.

Die fünfte Seligpreisung verheißt: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit finden. Barmherzigkeit ist das hilfsbereite menschliche Mitempfinden mit jedem Leid des Nächsten. Soweit der Nächste als Bruder Christi gesehen wird, ist Barmherzigkeit wichtigster Prüfstein für die Jüngerschaft. Barmherzigkeit ist eine Hilfsbereitschaft, die bei akuten Nöten des Nächsten die (strenge) Gerechtigkeit überschreitet. Christliche Barmherzigkeit bewährt sich in den leiblichen und geistlichen Werken der Barmherzigkeit. Jesus erklärt die Barmherzigkeit als Grundforderung des Willens Gottes: Geht hin und lernt, was es heißt: Erbarmen will ich, nicht Opfer (Mt 9,13). Er fordert die bedingungslose Tat- und Soforthilfe gegenüber jedem Notleidenden. Barmherzigkeit Gottes ist die Bereitwilligkeit des Willens Gottes, der notleidenden Kreatur aus freier Gnade zu Hilfe zu kommen. Urbild der Barmherzigkeit ist die verzeihende Barmherzigkeit Gottes den Sündern gegenüber. Wo der Glaube lebendig ist im echten Christentum, da ist auch die Aufgeschlossenheit für den Mitmenschen spürbar. Wir erkennen aus den Blättern der Kirchengeschichte: Auch in den dunkelsten Zeiten rüstete sich eine heilige Elite. Immer von neuem haben Menschen mit der Gnade Gottes den Golfstrom der Liebe in diese Welt fließen lassen. Die Buddhapriester mögen fromm sein, auch die Muezzin, welche die Muslime zum Gebet rufen. Aber Barmherzigkeit im Sinne Christi (als das Zupacken bei äußerer Not) ist den meisten von ihnen Fremdwort. Die soziale Frage ist für sie tabu. Saudi-Arabien hat allein in dem Wüstenland Tschad 100 Moscheen erbaut, um den Islam durchzusetzen. Aber seine Erdölmilliarden verwendet das Land nicht zur Behebung des Elends. Selig die Barmherzigen. Denn sie werden Barmherzigkeit finden. Die barmherzig sind, werden Erbarmen von Seiten Gottes erfahren. Das Erbarmen Gottes ist freilich unendlich reicher als das Erbarmen des Menschen. Es ist der entscheidende Gnadenakt, durch den er den Menschen aus dem Gericht rettet.

An sechster Stelle ruft der Herr aus: Selig die Herzensreinen. Denn sie werden Gott anschauen. Die Herzensreinheit, von der die sechste Seligpreisung spricht, meint nicht die sittliche Reinheit (also die Freiheit von Sünde) im allgemeinen und auch nicht die Keuschheit, sondern die Geradheit und Aufrichtigkeit, die volle, rückhaltlose und ungeteilte Hingabe an Gott. Ein Herz ist rein, das ganz und allein auf Gott hingeworfen ist. Das nichts anderes begehrt, als Gott zu gefallen und ihm zu dienen. Ein Herz ist rein, das frei von allem Eigennutz ist. Das in allem und über alles Gottes Ehre und der Menschen Heil sucht. Gewiss, hier ist die Reinheit nicht nur im Sinne der Keuschheit gemeint. Aber diese ist auch nicht ausgeschlossen. Wer die sittlich positive Seite der Forderung „die reinen Herzens sind“ erfüllen will, darf das sechste Gebot nicht ausklammern. Unser Jahrhundert steht optisch und akustisch unter dem Trommelfeuer des Sexuellen. Hier ist die vorzüglichste Einbruchsstelle Satans. „Wer darf hinaufsteigen zum Berge Jahwes und wer darf stehen an seiner heiligen Stätte? Wer reine Hände hat und ein lauter Herz.“ Was hier genannt und für die ewige Zukunft verheißt wird, ist ein wirkliches geistiges Schauen Gottes „von Angesicht zu Angesicht“ (1 Kor 13,12), so „wie er ist“ (1 Joh 3,2); das ist die höchste Verheißung des Evangeliums überhaupt.

An siebter Stelle preist der Herr die Friedensstifter: Selig die Friedensstifter. Denn sie werden Söhne Gottes heißen. Die Friedensstifter sind nicht bloß die Friedfertigen, die zum Nachgeben, Dulden und Verzeihen bereiten Menschen. Sondern jene, die Frieden hervorbringen, die zwischen den Menschen vorhandene Gegensätze ausgleichen. Freilich kann nur Frieden stiften, wer selbst im Frieden mit Gott lebt und Frieden hält mit den Menschen seiner Umwelt, wer also selbst friedfertig ist. Friedfertigkeit ist die Bereitschaft, Frieden zu halten und zu fördern. Sie wächst aus der Einsicht, dass Gemeinschaft nur gedeiht, wenn Eintracht und Ordnung herrschen. Friede ist Ruhe der Ordnung. Friedfertigkeit erfordert Willen zur Einordnung ins Ganze. Friedfertigkeit ist für den Christen nicht bloß Wunsch, sondern in der Heiligen Schrift als sittliche Pflicht religiös motiviert. Friedensstifter war ein Ehrentitel der antiken Herrscher. Ihr Friedensstiften war ein Erfolg der Gewalt und gehört nicht der ethischen Ordnung an. Der dadurch hergestellte Friede – wie etwa der römische Friede (Aen. VI, 852) – war ein solcher der äußeren Sicherheit, der Ruhe und des wirtschaftlichen Wohlstandes. Die den hier genannten Friedensstiftern gegebene Verheißung aber bedeutet die Fülle des göttlichen Segens. Denn Gottessohnschaft besagt vollkommene Gemeinschaft mit Gott. Und darin besteht das ewige Leben. Friedensstifter sind besorgt, Streit zu schlichten und grundsätzlich für den Frieden zu werben, in stiller, geduldiger Kleinarbeit und im Gebet um den Geist des Friedens. Die Friedensstifter empfangen die Verheißung, dass Gott sie dereinst seine Söhne heißen wird, weil sie seine Art tragen. Denn Gott ist ein Gott des Friedens.

Die achte und letzte Seligpreisung lautet: Selig die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten. Denn ihrer ist das Himmelreich. Verfolgungen können mannigfache Gründe haben. Die hier Seliggepriesenen werden wegen ihrer Gerechtigkeit verfolgt. Die Gerechtigkeit ist der Grund der Verfolgung. Sie besteht in der treuen Nachfolge Jesu. Die Verfolgungen und Schmähungen, welche die Jünger erwarten, eben deshalb, weil sie Jünger Jesu sind, sollen für sie Grund des Jubels sein. Nicht bloß trotz, sondern vielmehr wegen der Verfolgungen sollen sie sich freuen. Denn mit diesem Schicksal treten sie in die Nachfolge der alttestamentlichen Gottesmänner, der Propheten, ein, deren Beruf sie übernehmen. Verfolgung ist Prophetenschicksal. Immer wieder haben Menschen aus allen Kreisen – Priester, Studenten, Bauern – lieber Straflager und sogar Folter und Tod auf sich genommen, als Gott zu verraten. Sie gingen kilometerweit, bei Nacht und Unwetter, nur um in einer Höhle, in einem Schuppen das Messopfer feiern zu können. Sie lebten das Wort Christi: „Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen.“ Christen, die wegen ihrer Treue zum Glauben zurückgesetzt oder ausgeschlossen werden, gehören zu den um der Gerechtigkeit willen Verfolgten. „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen.“ Nicht ein paar radikale Stürmer haben so gesprochen, sondern Christus selbst. Die Bergpredigt ist Feuer vom Himmel. Und sie muss weiterglühen, muss weiter verkündet werden, auch wenn es in den Ohren des religiös schwindsüchtigen Europas wie lästiger Aufruhr ertönt. Dieses heilige Feuer soll sichtbar werden, von dem der Herr sagt: „Wie sehr wünsche ich, es lodere schon empor!“ Für ihr Leiden erwartet die ungerecht Verfolgten ein überreicher Lohn im Himmel. Dafür lohnt sich der Einsatz auf Erden. „Ist es denn das ewige Leben nicht wert, dass man dafür alles, was Mühe und Plage heißt, auf sich nehme?“ fragt das Buch von der „Nachfolge Christi“.

Die Seligpreisungen verheißen nicht gewissen Menschenklassen, sondern bestimmten religiös-sittlichen Haltungen das Heil. Denn die Armen, Trauernden, Sanftmütigen, Hungernden und Verfolgten können nicht streng voneinander geschieden werden. Gemeinsam ist den Seligpreisungen, dass die als Bedingung für das Heil geforderte Haltung jeweils eine äußere Lage zur Voraussetzung hat, welche die von ihr getroffenen Menschen als unglücklich, beklagenswert erscheinen lässt. Aber gerade deshalb werden sie von Jesus seliggepriesen. Die Seligpreisungen verkündigen Gesinnungsethik als Bedingung für das Heil. Darin liegt eine radikale Umkehrung der menschlichen Wertmaßstäbe. Die Unglücklichen werden seliggepriesen, die Glücklichen als unselig, beklagenswert erklärt. In dieser Paradoxie kommt ein Grundgedanke des Evangeliums zum Ausdruck: dass es nämlich neben dem Gottesreich (das für den Menschen das Heil bedeutet) keinen wirklichen Wert in der Welt gibt. Denn die einzelnen Verheißungen sind nur verschiedene Ausdrucksformen für das eine Heil oder das Gottesreich. Damit ist zugleich gesagt, dass alle Seligpreisungen eschatologisch zu verstehen sind. Nicht jetzt schon sind die Armen, Trauernden, Verfolgten usw. selig, d.h. glücklich, sondern ihr Los in der zukünftigen Welt ist zu preisen. Die Angesprochenen vernehmen dies aus dem Munde Jesu, der

mit Vollmacht redet, d.h. das Urteil Gottes ausspricht. Das bedeutet für sie einen Trost, der sie fähig und innerlich bereit machen soll, ihr (menschlich betrachtet) elendes Los mit Freude und Ergebung in Gottes Willen zu tragen. Denn erst dadurch machen sie aus der äußeren Not eine Tugend. Alle Seligpreisungen meinen zuerst religiöse und sittliche Haltungen und nicht lediglich soziale oder wirtschaftliche Lagen. Daher liegt ihnen jedes Ressentiment gegen die Reichen und Mächtigen, die Glücklichen im Sinne dieser Welt, fern. Sie sind aber ein mächtiger Protest gegen das, was die Welt unter Glück versteht, auch ein Protest gegen die Auffassung, die im irdischen Glück Gottesegen und im Unglück Gottesstrafe sieht. Ach, möchten wir doch die Gesinnungen und Haltungen beweisen, die verdienen, vom Herrn seliggepriesen zu werden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Feinde des Kreuzes

08.11.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Viele wandeln – wie ich schon oft gesagt habe, jetzt aber unter Tränen wiederhole – als Feinde des Kreuzes Christi. Ihr Gott ist der Bauch, ihr Ruhm besteht in ihrer Schande, ihr Sinnen geht auf das Irdische, ihr Ende ist Verderben.“ Es sind aufwühlende Worte, die der heilige Paulus an die Gemeinde in Philippi schreibt. Feinde des Kreuzes Christi in einer christlichen Gemeinde! Was ist mit dem Kreuz Christi gemeint? Das Kreuz Christi ist der Inbegriff des Erlösungswerkes, das Jesus Christus in seinem Kommen und Lehren, in seinen Taten und in seinem Leiden vollbracht hat. Wer ist ein Feind des Kreuzes Christi? Wer im Reden oder Handeln das Erlösungswerk Jesu Christi verleugnet. Was kennzeichnet die Feinde Christi? Dass ihr Gott der Bauch ist. Sie setzen an die Stelle Gottes einen Götzen, Sie entthronen den König Christus. Gott ist das höchste Wesen, dem der Mensch, sein Geschöpf, Anbetung und Gehorsam schuldet. Wer Gott Anbetung und Gehorsam versagt und beides einem Geschöpf zuwendet, ist ein Götzendiener. Paulus stellt uns in der Epistel des heutigen Sonntags die Götzendiener vor. Es sind jene, deren Gott der Bauch ist. Was ist mit dem Bauch gemeint? Der Bauch gilt als Stätte der Nahrungsaufnahme und der Geschlechtlichkeit. Beides kann zum Gegenstand der Verehrung gemacht werden, der an die Stelle Gottes tritt.

Wir essen und trinken, um unser Leben zu erhalten. Die Zufuhr von Speise und Trank ist zum Leben und zur Gesunderhaltung des Körpers notwendig, daher an sich auch sittliche Pflicht. Die begleitenden Lust- und Unlustgefühle (Hunger, Wohlgeschmack, Sättigung) wirken anregend und warnend bei Erfüllung der Pflicht. Das rechte Maß bestimmt sich nach dem objektiven Bedürfnis. Dem Menschen ist die Beherrschung des Begehrens auferlegt. Das sinnlich-leibliche Leben muss sich dem Geist unterordnen. Dem widerspricht tierisches Genießen. Wer den Bauch zu seinem Gott erhebt, der macht sich zum Sklaven der Gaumenlust. Er sinnt fortwährend darauf, wie er Speise und Trank immer mehr verfeinern und abwechslungsreich gestalten kann. Er wird zum Genießer. Die ungeordnete Neigung nach Speise und Trank oder die Gaumenlust (*gula*) liegt zunächst im sinnlichen Begehren. Sie wird zur Unmäßigkeit, wenn sie vom Geist schuldbar zugelassen oder gewollt wird. Die Unordnung geschieht durch stoffliches Übermaß, durch unwürdige Gier und Hast und durch Verfehlung gegen Sitte und soziale Pflichten. Wenn die Unordnung gewohnheitsmäßig wird, artet sie aus zu einer Haupt- oder Quellsünde. Sie wird zur Leidenschaft, nährt andere sinnliche Lüste und gibt so zu mancherlei Sünden Anlass (Lk 21,34). Die Lust, dem Bauch zu dienen, hat auch erhebliche soziale Auswirkungen. Wer dem Bauch als seinem Gott dient, vergisst über seinem eigenen Begehren und Genießen den hungrigen Bruder und die durstige Schwester. Bei uns ist er Wohlstand zu Hause. Mehr noch: Rattenplagen brechen in unseren Städten aus, weil Tonnen von belegten Broten in den Mülleimern verschwinden. Und einige Flugstunden entfernt, gehen Millionen Menschen an Hunger zugrunde. Milliarden Euro werden für Genussmittel ausgegeben. Ein Oktoberfest in München und ein Karneval am Rhein verschlingen Summen, mit denen man in ganzen Landstrichen den Hunger stillen könnte. Der Bauchdienst wirkt sich schließlich auch negativ auf die Religiosität aus. Der Bauchdiener vergisst und verliert seinen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde!



Ihr Gott ist der Bauch. Das gilt auch für jene, die der Geschlechtslust verfallen sind. Alles Sinnliche muss durch den Geist beherrscht und begrenzt werden. Das Geschlechtsleben im Besonderen empfängt eine naturgesetzliche sittliche Regelung durch klare Vernunftgebote. Diese ordnen nicht nur das Grundlegende des geschlechtlichen Lebens, sondern auch wichtige Einzelheiten. Das menschliche Geschlechtsleben hat seine natürliche und gottgewollte Form ausschließlich in der gültigen Ehe zwischen einem Mann und einer Frau. Jede außereheliche Befriedigung, auch die innere geschlechtliche Lustempfindung, ist vom Sittengesetz untersagt. Die Unkeuschheit (*luxuria*) besteht in der sittlich ungeordneten Befriedigung der Geschlechtslust. Die Unordnung und Unsittlichkeit zeigt sich erstens in der rein sinnlichen Befriedigung des Triebes und der dadurch bewirkten Entwürdigung der Persönlichkeit; zweitens in der Vereitelung, Umgehung und Gefährdung der menschlichen Fortpflanzung; drittens in der Verletzung und Bedrohung der Ehe als des sittlich geordneten Geschlechtsbundes. Die Sünde der Unkeuschheit ist unter dem Gesichtspunkt der Selbstherrschaft besonders schimpflich, weil (und je mehr) sie die menschliche Person zum Sklaven der Fleischeslust macht. Die Sünde der Unkeuschheit ist umso schwerer, je weiter sie sich vom Zweck der Fortpflanzung entfernt, je mehr sie die menschenwürdige eheliche Fortpflanzung vereitelt oder gar jegliche Erzeugung von Nachkommenschaft unmöglich macht.

Wer den Bauch zu seinem Gott erhebt, dessen Vorstellungen sind fortwährend damit beschäftigt, wie er die Ausübung des Geschlechtstriebes immer häufiger vornehmen und immer raffinierter gestalten kann. Eine schrankenlose Phantasie und ein durchtriebenes Denken verleiten beim Menschen das geschlechtliche Triebleben zu Gelüsten und Ausschweifungen, deren das Tier nicht fähig ist. Wessen Gott der Bauch ist, der beutet seinen Geschlechtspartner aus, macht ihn zum bloßen Objekt seines Begehrens, vergisst seine Menschenwürde. Wer dem Bauch als seinem Gott dient, vernachlässigt über seinem Begehren den Hauptzweck der Geschlechtsanlage, nämlich die Weckung neuen Lebens in der gottgewollten Ehe. Wer dem Bauch als seinem Gott verfallen ist, sucht immer neue Steigerungen und Abwechslungen des geschlechtlichen Tuns. Der entfesselte Geschlechtstrieb führt zu Unbeständigkeit und Übereilung, zur Gleichgültigkeit gegen Ehre, Hab und Gut, zu Unlust und Verdrossenheit, zur Furcht vor der Ewigkeit, zum Trotz gegen alle Autorität, zur geistigen Unempfänglichkeit; ja er kann mit Verblendung, Unglauben, Irrglauben und sogar mit Hass gegen Gott enden.

Was kennzeichnet die Feinde des Kreuzes Christi? Dass ihr Sinnen nur auf das Irdische geht. Wer den Bauch zu seinem Gott macht, der verliert den Geschmack am Überirdischen, Metaphysischen, Göttlichen. Der Genießer und der Unzüchtige kleben am Boden dieser Erde. Ihr Blick geht nicht mehr zum Himmel. Sie machen es so, wie es der Prophet Isaias vor Hunderten von Jahren beschrieben hat: „Lustbarkeit und Jubel, Rindertöten und Schafeschlachten, Fleischessen und Weintrinken: Esset und trinket, denn morgen sind wir tot“ (Is 21,13). Ihre geistige Nahrung ist die Zeitung. Sie liegen vor Petroleum-Aktien und Rechenmaschinen auf den Knien. Sie leben ohne Gott in der Welt (Eph 2,12). Sie lieben die gottfremde und gottfeindliche Welt (Joh 7,7; 8,23; 16,33; 1 Kor 3,9; 5,16; Gal 6,14; Jak 1,27; 2 Petr 1,4). Sie erliegen der großen Versuchung der Menschheit: aus eigener Kraft zu schaffen, was nur mit Gott zu erreichen ist. Denn es gibt keine Gerechtigkeit ohne Gott. Der Mensch braucht Gott, um nicht zum Unmenschen zu entarten. Er braucht den Glauben, die Anbetung, das Vertrauen auf Gottes Vorsehung. Er braucht die Gebote Gottes. Wenn Gott nicht gebietet, stehen alle Gesetze zur Disposition des Menschen. Religion ist kein überflüssiges Kulturprodukt. Religion ist nicht Entfremdung von sich selbst, wie Karl Marx sagt: Religion ist die Quelle höchster Energie. Durch sie wird die materielle Wirklichkeit der Schöpfung vor Verödung und Aushöhlung bewahrt.

Was kennzeichnet die Feinde des Kreuzes? Sie rühmen sich. Sie rühmen ihre Errungenschaften und ihre Lebensweise. Sie rühmen sich, dass sie die Menschen befreit haben von den Normen, die das geschlechtliche Verhalten bestimmen. Sie propagieren das Recht auf freie Wahl der sexuellen Orientierung. Aus einem Manne kann eine Frau werden und aus einer Frau ein Mann. Sie fordern das Recht auf Abtreibung. Vor einiger Zeit haben sich sogenannte prominente Frauen zusammengetan und öffentlich bekannt, dass sie die Leibesfrucht abgetrieben haben. Sie rühmen sich dieser Tat. Die Feinde des Kreuzes Christi haben das Laster zur Tugend erklärt. Sie geben Ehemissbrauch, sexuelle Promiskuität und gleichgeschlechtliche Praktiken als Fortschritt und Befreiung aus. Es gab eine Zeit,

in der sich das Laster versteckte. Diese Zeit ist seit langem vergangen. Heute brüstet es sich mit seinem Tun. Homosexuelle Politiker wie der Berliner Bürgermeister Wowereit und der Bundesgesundheitsminister Spahn outen sich in der Öffentlichkeit als ausübende Homosexuelle. Und sie fügen hinzu: „Das ist gut so.“ Der evangelische Bischof von Bayern lud die homosexuellen evangelischen Pfarrer ein, sich fröhlich mit ihrem Genossen im Pfarrhaus zu vergnügen. Der österreichische Staatspräsident rühmt sich, dass er einen Vortrag vor Homosexuellen halte. Auf allen Straßen wird heute das Lob der widernatürlichen Unzucht gesungen.

Das Urteil Gottes über die Feinde des Kreuzes ist eindeutig: Ihr Ende ist Verderben. Paulus hat es seinen Zeitgenossen wiederholt angekündigt. In seinem Brief an die Gemeinde in Galatien schreibt er: „Offenbar sind die Werke des Fleisches: Unzucht, Unlauterkeit, Götzendienst, Giftmischerei, Feindseligkeit, Mordtaten, Trunkenheit, Völlerei. Die solches tun, werden das Reich Gottes nicht erlangen“ (Gal 5,19). In seinem Schreiben an die Gemeinde in Korinth führt er aus: „Täuschet euch nicht: Weder Hurer noch Ehebrecher noch Weichlinge noch Knabenschänder werden das Reich Gottes erlangen“ (1 Kor 6,19).

Wir sagen das ohne Genugtuung, vielmehr mit tiefem Schmerz. Denn wir wollen mit Gott, dass alle Menschen selig werden und zum Heile kommen. Doch Gott ist gerecht. Der Mensch bekommt, was er verdient. Er ist gewarnt: durch die Sprache der Natur und des Gewissens, durch die Offenbarung Gottes und seiner Bevollmächtigten. Wenn er sich nicht warnen lässt, bekommt er die ganze Wucht des göttlichen Strafgerichtes zu spüren. Wer ist ein Feind des Kreuzes? Der, dessen Gott der Bauch ist und dessen Sinn auf das Irdische zielt. Wer ist ein Feind des Kreuzes? Jeder Theologe, der an den Geboten über die menschliche Geschlechtlichkeit rüttelt. Wer ist ein Feind des Kreuzes? Alle die, welche in dem Synodalen Prozess daran sind, die Lehre der Kirche zu verkehren, gleichgültig, ob sie Laien oder Bischöfe sind. Ihr Ende ist Verderben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Elisabeth von Thüringen

15.11.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Die verehrungswürdige und Gott so treue Elisabeth, aus vornehmerem Geschlecht hervorgegangen, strahlte auf wie der Morgenstern inmitten der Nebel dieser Welt.“ So beginnt der Zisterziensermönch Caesarius von Heisterbach seine Biographie der heiligen Landgräfin von Thüringen, Elisabeth. Sie wurde 1207 geboren. Ihre Eltern waren der ungarische König Andreas II. und Gertrud, eine Tochter Bertholds IV. von Andechs-Meran. Ihre Muttersprache war deutsch. Die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien, war ihre Tante mütterlicherseits. Ihr Bruder Bela trug 1235-70 die Stephanskrone in Ungarn. Wohl schon 1208 wurde Elisabeth aus politischen Gründen einem deutschen Grafensohn Ludwig IV. von Thüringen, Sohn des Landgrafen Hermann I. von Thüringen, verlobt. Die Eltern beiderseits – König Andreas und Königin Gertrud sowie Landgraf Hermann von Thüringen – erhofften sich von der Verbindung ihrer Kinder Zunahme ihres Ansehens und Garantie für ein friedliches Einvernehmen. Die kleine Prinzessin wurde 1211 mit prächtigem Gefolge und mit kostbaren Schätzen aus Preßburg in die neue Heimat geleitet. Auf der Wartburg sollte sie in deutscher Umgebung aufwachsen und erzogen werden, um frühzeitig Sitten und Lebensform ihres künftigen Standes kennenzulernen. Sie wurde am prachtliebenden Landgrafenhof von Hermanns zweiter Gemahlin Sophie, einer Tochter Ottos, des ersten Herzogs von Bayern aus dem Hause Wittelsbach, erzogen. Sophie zog sich als Witwe zu den Zisterzienserinnen in das Katharinenkloster zu Eisenach zurück. Elisabeth erlebte frühzeitig kirchliche Strömungen, die den Schwiegervater wegen seiner Übergriffe auf Kirchengut und wegen Bedrückung der Untertanen verurteilten, und geriet in Gegensatz zu Hof und Adel des Landes. 1217 starb der Schwiegervater im Kirchenbann. Elisabeths Mutter wurde 1213 von feindseligen ungarischen Adligen ermordet.

Elisabeth kam in Thüringen gut an. Liebreiz und fremdländisches Temperament gewannen dem Kind schnell die Zuneigung seiner neuen Familie und seiner Umgebung. Mit Ludwig, ihrem sieben Jahre älteren Bräutigam, verband sie eine herzliche Liebe. Die Landgräfin Sophie beobachtete jedoch mit wachsender Sorge die Andersartigkeit ihres Schützlings. Elisabeth hörte mitten im lebhaften Spiel plötzlich auf, Gott zulieb, wie sie sagte. Sie zeigte den Bediensteten und niedriggestellten Leuten ihre Zuneigung, was damals als unpassend galt. Sie konnte sich auch an manche Dinge nicht gewöhnen, die einer künftigen Landgräfin notwendig zu sein schienen. Sie brachte es nicht fertig, in kleinen Schritten einherzugehen und leise zu reden. Mehr als alle Reigen liebte sie das wilde Reiten. Es fehlte ihr die *máze*, jene vielgepriesene Tugend mittelalterlichen Frauentums. Hätte nicht Ludwig sie gegen alle Anfeindungen und Verdächtigungen in Schutz genommen und sich schließlich durch eine frühe Heirat endgültig für sie entschieden, so wäre Elisabeth vielleicht von Thüringen weggeschickt worden. Im Alter von 14 Jahren erfolgte Elisabeths Verheiratung (1221). Durch die Ehe mit dem Vetter König Friedrichs II. trat sie in verwandtschaftliche Nähe zum staufischen Kaiserhaus. Ludwig war Friedrich eng verbunden und stand ihm wiederholt, auch in Italien, zur Seite. Mit der Verheiratung war das Glück Elisabeths vollkommen. Sie überließ sich in kindlicher Seligkeit ihrem Gatten. Mit ihm verband sie mehr als nur der Wille der Eltern und die gemeinsam verbrachte Jugendzeit; sie war ihm in

aufrichtiger Liebe zugetan. Elisabeth gebar in ihrer kurzen Ehe drei Kinder. 1222 wurde sie Mutter des Landgrafen Hermann II., 1224 der Landgräfin Sophie (der späteren Gemahlin des Herzogs Heinrich II. von Brabant) (und Stammutter der Landgrafen von Hessen), 1227 der seligen Gertrud, der späteren Äbtissin von Altenberg bei Wetzlar. Ihre Liebe machte sich frei von manchem Zwang höfischer Etikette. Sie ritt dem heimkehrenden Gatten weit entgegen und begrüßte ihn stürmisch jubelnd. Er führte sie zur Burg und duldet es allen Hofleuten zum Trotz, dass sie mit ihm an einem Tisch speiste. Ihr Gatte musste es dulden, dass er das Herz seiner geliebten Frau zwar ganz besaß, aber nicht allein. Er war groß genug, Gottes Anspruch an Elisabeth nie im Wege zu stehen. Er sah es ihr nach, wenn sie nachts bisweilen ihr Lager an seiner Seite verließ und sich auf den kalten Boden legte, nur um seine liebe Nähe aus Liebe zu Gott für eine Zeit zu entbehren. Er tadelte sie nicht, wenn sie hungrig an der Tafel saß, weil sie sich durch ein Gelübde verpflichtet hatte, nichts zu essen, was ihren Untertanen auf ungerechte Weise abgefordert worden war. Er stellte sich mit seiner ganzen Autorität hinter sie, als sie im Hungerjahr 1225/26 die Speicher öffnete, um die Armen zu speisen. Diese Haltung Ludwigs war nicht nur ein Geschehenlassen, sondern erwuchs aus einem inneren Verständnis. Das erfahren wir aus folgender Szene: In der Abwesenheit ihres Gatten hatte Elisabeth einen Aussätzigen im Schloss aufgenommen und in das Bett Ludwigs gelegt, um ihn bei Tag und Nacht pflegen zu können. Da kehrte der Landgraf unerwartet heim. Man erzählte ihm von der seltsamen Tat Elisabeths. Ein leiser Groll erwachte in ihm. Als er dann in sein Gemach kam, öffnete Gott der Herr ihm die inneren Augen, und er sah den gekreuzigten Christus in seinem Bett liegen. Da blickte er Elisabeth freundlich an und sprach: „Elisabeth, meine liebe Schwester, solche Gäste sollst du gar oft in mein Bett legen, das ist mir wohl zu Dank.“ Es bleibt das Geheimnis Elisabeths, wie sie Gottesliebe und Gattenliebe in höchster Vollendung in Einklang brachte. Man hat versucht, dieses Geheimnis zu erklären, indem man von wachsender Vergeistigung ihrer Liebe zu Ludwig sprach. Aber dieser Versuch scheitert. Er fällt zusammen unter der Wucht des Schmerzes, der beim Abschied von Ludwig aus Elisabeth hervorbrach, als dieser 1227 zum Kreuzzug auszog. Sie mag geahnt haben, was bald darauf Wirklichkeit wurde. Ludwig starb noch bei der Einschiffung in Otranto am 11. September 1227 an einer Seuche. Kaum wagte man, der Landgräfin die Nachricht zu überbringen. „Ach, Herre Gott, nun ist mir alle Welt tot.“ Mit diesem Schrei irrte sie fassungslos durch die Gemächer der Burg. Da ist nichts von Vergeistigung; da ist nur ein bis in die letzten Tiefen getroffenes Herz.

Der Schlüssel zu Elisabeths Wesen liegt in ihrer tiefinnerlichen, mystischen Erfassung des Evangeliums und seiner selbstlosen buchstäblichen Erfüllung. Sie wandte sich bereits zu Lebzeiten ihres Gatten der Bewegung der Beginen und der Franziskaner zu, deren Eisenacher Niederlassung sie förderte. Während des Hungerjahres 1225/26 übte Elisabeth eine heroische Liebestätigkeit im Hospital unter der Wartburg. Die Fürsorge für die Armen speiste sie aus ihrem persönlichen Besitz. Der Ernst Elisabeths und der Gegensatz zu ihrer Umgebung verstärkten sich. Ihr geistlicher Führer Rüdiger OFM brachte ihr franziskanische Gedanken bei. Sein Nachfolger (1226), der harte Konrad von Marburg, verschärfte mit einem Speiseverbot Elisabeths Seelennot und den Gegensatz zum Hof. Die landgräfliche Familie hielt sie für verrückt. Ohne den Schutz Ludwigs konnte Elisabeth ihr bisheriges Leben auf der Burg nicht weiterführen; so ging sie freiwillig und ungesehen weg, ins Elend. Nach dem Tod des Gatten wurde Elisabeth von den thüringischen Großen ihrer Witwengüter beraubt. Sie litt in Eisenach bittere Not. Ihre Tante, die Äbtissin Mechthild von Kitzingen, verbrachte sie 1228 unter die Obhut des Bischofs Eckbert von Bamberg, ihres mütterlichen Oheims. Er plante, sie gegen ihren Willen wieder zu vermählen, was Elisabeth vehement ablehnte. Unter dem Schutz der thüringischen Kreuzfahrer konnte sie nach Thüringen zurückkehren. Durch Vermittlung des (von Papst Gregor IX. zu ihrem Defensor ernannten) Konrad von Marburg erhielt sie für die entzogenen Witwengüter eine größere Geldsumme und Güter um Marburg zum Nießbrauch. In Marburg erbaute sie im Winter 1228/29 (nach vorübergehendem Aufenthalt in Wehrda) das Franziskushospital. Dort umgab sie sich mit nichtadeligen Frauen im grauen Habit der Beginen, tat selber Spitaldienste und begründete eine Spitalgemeinschaft mit halbklösterlicher Ordnung und der Verpflichtung zur Arbeit. Dort verzehrte sie ihre geschwächte Lebenskraft in aufopfernder Liebestätigkeit im Dienste der Armen, Kranken und Aussätzigen. Sie tröstete, pflegte und wusch die abstoßendsten Kranken. In der Nachfolge Jesu vollzog sie am Gründonnerstag die Fußwaschung, Speisung und Tränkung der Armen.

Liebes- und Leidensnachfolge Jesu in der Welt, ein Leben als „Schwester in der Welt“, ist der Leitgedanke der Marburger Zeit. Auf der letzten Wegstrecke gewann Magister Konrad von Marburg entscheidende Bedeutung. Der Papst hatte ihm persönlich die Sorge für die Landgräfin übertragen. Noch zu Lebzeiten Ludwigs hatte sich Elisabeth seiner Leitung anvertraut und 1226 in seine Hände das Gelübde des Gehorsams abgelegt. 1228 folgte sie ihm nach Marburg. Konrad war ein ernster, von heiligem Eifer durchdrungener Priester, auch ein theologisch gebildeter Magister und Prediger, päpstlich bevollmächtigter Kreuzprediger, Inquisitor und Visitator. Er lebte selbst arm und in strenger Askese. Er sah es als seine große Aufgabe an, der in Elisabeth angelegten Heiligkeit zum vollen Durchbruch zu verhelfen. Mit unerbittlicher Strenge leitete er sie. Wo immer er eine natürliche Neigung entdeckte, suchte er sie zu ersticken. So nahm er ihr zuletzt sogar die beiden liebsten Dienerinnen, die ihr als einzige Gefährtinnen geblieben waren. Ihre eigenen Kinder hatte sie hergegeben, da sie ihnen nicht die standesgemäße Erziehung zuteilwerden lassen konnte. Es war für Konrad nicht leicht, Elisabeths Überschwang in erträglichen Grenzen zu halten. Im Dienst an den Kranken opferte sie sich auf. Ihr Verlangen nach Armut überschritt jede Grenze. Sie bat Meister Konrad, er solle ihr erlauben, von Tür zu Tür betteln zu gehen. Als er dies verweigerte, legte sie am Karfreitag 1228 die Hände auf den Altar in der Kapelle der Minoriten und entsagte ihrem eigenen Willen und aller Pracht der Welt. Durch ihre Askese und ihre Frömmigkeit gab Elisabeth den adligen Führungsschichten das Beispiel eines echten christlichen Lebens, das die Fähigkeit der Herrschaft zum Seelenadel und zur religiösen Innerlichkeit überzeugend darstellte. Im November 1231 erkrankte Elisabeth. Die letzten Tage ihres Lebens waren überstrahlt von einer kindlichen Heiterkeit. Sie verschenkte ihre letzte Habe und tröstete ihre Gefährtinnen. Am 16. November, gegen Mitternacht, starb sie mit 24 Jahren.

Sogleich nach ihrem Tode setzte ihre Verehrung ein. Die Mitwelt empfand ihr Beispiel als Mahnruf an alle Frauen, die auf den Burgen saßen. Bereits 1233 berichteten Menschen von Wundern, die sich ereignen, wenn Elisabeth um Fürsprache bei Gott angerufen wird. Konrad von Marburg und Konrad von Thüringen (Elisabeths Schwager und späterer Hochmeister des Deutschen Ordens) brachten den Kanonisationsprozess in Gang. 106 naturwissenschaftlich unerklärbare Vorfälle trugen päpstliche Beauftragte in den Jahren gleich nach ihrem Tod nach Rom. Am 27. Mai 1235 sprach Papst Gregor IX. Elisabeth in Perugia heilig und setzte ihr Fest auf den 19. November fest. Es war die fünfte beglaubigte Heiligsprechung einer Frau. Der Deutschenorden als Rechtsnachfolger ihrer Marburger Gründung legte am 14. August 1235 den Grundstein zu ihrer monumentalen Grabeskirche. Ihr Leib wurde bald nachher in einem kostbaren Schrein geborgen. Am 1. Mai 1236 erfolgt in Marburg die Erhebung der Gebeine Elisabeths im Beisein Kaiser Friedrichs II. Marburg wurde jetzt eines der besuchtesten Pilgerziele des Mittelalters. Elisabeth wurde eine der beliebtesten weiblichen Heiligen des Spätmittelalters. Im 14./15. Jahrhundert erlangte sie zusätzliche Bedeutung als Hospitalheilige, der zahlreiche Spitäler geweiht wurden. Die hessischen Landgrafen als unmittelbare Nachkommen Elisabeths erhoben sie zur Stammutter ihrer Dynastie und im 15. Jahrhundert zur Patronin der Landgrafschaft und des Landes Hessen. Der zum Protestantismus abgefallene Landgraf Philipp von Hessen machte 1539 der öffentlichen Verehrung Elisabeths ein Ende, indem er die Gebeine fortrahm. 1548 nach der Niederlage der Schmalkaldener musste er sie dem Deutschen Orden zurückgeben. Die Reliquien wurden jedoch früh zerstreut. Elisabeth gehört zu jenen Heiligen, deren Strahlkraft nie nachgelassen hat, zu der Menschen aller Zeiten ohne Rücksicht auf Alter und Stand sich hingezogen fühlen. Sie ist ein Beispiel dafür, auf welche Höhen der Gottesliebe und der Nächstenliebe der Herr einen Christen führt, der sich Gott ganz und völlig überlässt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das besondere Gericht

22.11.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Christ, ja jeder Mensch lebt in der Erwartung zweier göttlicher Gerichte, des besonderen Gerichtes und des allgemeinen Gerichtes. Im Tode fällt die Entscheidung über das ewige Schicksal des Einzelnen. Es wird nicht gesucht und mühevoll gefunden, sondern enthüllt. Die Beziehung des Menschen zu Gott wird von Gott in einer irrtumsfreien Weise unwiderruflich geoffenbart. Dieser Vorgang trägt den Namen Gericht. Die Tatsache des besonderen Gerichtes über den Einzelnen ist Bestandteil des christlichen Glaubens. In der Heiligen Schrift bezeugt das Gleichnis vom ungetreuen Verwalter, dass der Gute sogleich seinen Lohn, der Böse sogleich seine Strafe empfängt. Ebenso wird der reiche Prasser sogleich in die Hölle, der arme Lazarus sogleich in das Paradies gebracht. Das letzte Gebet des Martyrers Stephanus war die Bitte um die Aufnahme in die Lebensgemeinschaft mit dem Herrn: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf.“ Er erwartete diese Aufnahme unmittelbar nach seinem Verscheiden. Der Brief an die Hebräer stellt fest, dass es dem Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben, und dass darauf (ohne Zwischenzeit) das Gericht folgt.

In dem Gericht offenbart Gott dem Menschen durch eine himmlische Erleuchtung seinen religiös-sittlichen Zustand und das diesem entsprechende ewige Los. Während seines irdischen Lebens vollbringt der Mensch das Kunststück, seine schuldhaften Handlungen zu vergessen. Außerdem vermag er die Motive seines Handelns vor seinen eigenen Augen zu verschleiern oder zu entstellen. In dem Gerichte Gottes ruft ihm dessen Allmacht sein ganzes früheres Leben ins Gedächtnis zurück. Er kann diesem Blick auf sich selbst nicht ausweichen. Die Sicht auf sich selbst begreift die Beurteilung seiner selbst in sich. So wird der Mensch im Tode sein eigener Richter. Gottes Gericht über ihn wird zu einem von Gott ihm aufgezwungenen Selbstgericht. Es wird dem Menschen nicht möglich sein, Gottes Urteil zu widersprechen; er muss vielmehr dessen Richtigkeit und Gültigkeit anerkennen und aus innerer Einsicht annehmen. Der Richter ist der Vater, aber auch der Sohn. Gott tut seine Werke durch Christus, Christus tut nichts anderes, als die Werke des Vaters vollbringen. „Ich vermag nichts von mir selbst zu tun. Wie ich es höre, so richte ich, und mein Gericht ist gerecht, weil ich nicht meinen Willen suche, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat“ (Jo 5,30). Das Gericht geschieht vom Vater durch den Sohn. Der Maßstab, nach dem der Mensch gerichtet wird, ist die Heiligkeit, die Wahrheit und die Liebe Gottes selbst bzw. die Wahrheit und die Liebe in eigener Person. Er ist also objektiv und personhaft zugleich. Der Mensch wird gemessen und muss sich messen an der personhaften Wahrheit und Liebe. Weil die personhafte Wahrheit und Liebe in Jesus Christus erschienen ist, darum ist dieser das Maß, nach dem der Mensch gerichtet wird. Nicht das Gute und das Böse im Allgemeinen, nicht ein unpersönlicher Wert oder Unwert, sondern Christus ist die Norm, nach welcher der göttliche Richter das Urteil fällt. Das Verhältnis zu einer lebendigen Person, zu dem geschichtlichen und erhöhten Herrn, entscheidet über das letzte Schicksal. Nicht die Zweckmäßigkeit oder der Nutzen, nicht die öffentliche Meinung oder die private Stimmung sind die Aspekte, unter denen sich das Schicksal des Menschen entscheidet. Gemessen an der personhaften Wahrheit und Liebe, wird der Mensch vieles, was ihm während seines Lebens harmlos oder

gleichgültig erscheint, als schwerwiegend und verhängnisvoll erkennen; anderes, das ihm während seines Lebens wichtig und folgenschwer vorkommt, wird ihm belanglos und gleichgültig erscheinen. Nach dem Maße Gottes wird er sich nüchtern und wahrheitsgemäß, ohne Maske und ohne Illusion sehen. Er wird seiner selbst so inne, wie er wirklich ist, nämlich in seiner Gottverbundenheit oder in seiner Gottesferne.

In dem letzten Gericht offenbart sich nicht nur das religiös-sittliche Niveau des Menschen, sondern auch seine künftige Existenzweise. Es zeigt sich, in welchem Maße das Königtum Gottes, die Herrschaft der personhaften Wahrheit und Liebe im einzelnen Menschen zum Durchbruch gekommen ist. Wenn er sich der Wahrheit und der Liebe entzogen und der Lüge und der Selbstsucht überantwortet hat, wird ihm ein kümmerliches und schwaches Dasein zuteil. Die äußerste Form der Kümmerlichkeit und der Unfertigkeit nennen wir die Hölle. Wenn der Mensch von Eigenherrlichkeit und Selbstsucht völlig frei ist, wird er jener Lebensform teilhaftig, die wir Himmel nennen. Sie ist der Zustand der vollendeten Gottesherrschaft, sie stellt das vollendete Heil dar, ist die Lebensgemeinschaft des Menschen mit der unverhüllten Wahrheit und Liebe in Person. Das im besonderen Gericht vollzogene Urteil wird sogleich vollstreckt. Es gibt keinerlei Aufschub. Die Vollstreckung des Urteils fällt mit dem Urteilsspruch selbst zusammen. Der Mensch erkennt sich unmittelbar nach dem Tode im Lichte Gottes untrüglich als denjenigen, der er in den Augen Gottes ist, und ist darin selig oder verdammt. Als Jesus am Kreuze sprach: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“, da war ihm bewusst, dass seine Seele in dem Augenblick des Verschheidens von den Händen des Vaters, also von seiner allmächtigen Liebe, aufgenommen werden würde.

Zunächst kann das nach dem Tod gefällte Urteil nur an der vom Leibe getrennten Seele vollstreckt werden. Der Geist verliert im Tode infolge der Veränderungen, die sich im Körper abspielen, die Macht, die körperliche Materie als Leib zu gestalten. Er hört also auf, das Wesensgesetz des Leibes zu sein. Infolge seiner Verschiedenheit vom Leibe kann er jedoch über den Untergang des Leibes hinaus weiterleben. Er existiert als Geistperson fort. Diese Geistperson führt ein unserer Erfahrung unzugängliches Leben. Der vom Leib getrennte Geist erhält eine solche Seinsweise, dass er (auch ohne Leib) in der Welt der reinen Geister leben und sich betätigen kann; die Fähigkeit, wiederum mit dem Leibe vereinigt zu werden, bleibt ihm. Die Offenbarung von der Unsterblichkeit des Menschen ist mit der Fortexistenz und dem Fortleben des leibfreien Geistes nach dem Tode bis zur Wiederkunft Christi nicht abgeschlossen. Sie gipfelt in der Unsterblichkeit des Menschen in leibhafter Wirklichkeit. Der christliche Unsterblichkeitsglaube begreift die Auferstehung des Leibes in sich. Durch diese Gewissheit unterscheidet sich die christliche Unsterblichkeitslehre von allen außerchristlichen Unsterblichkeitsvorstellungen.

Zu der Offenbarungswahrheit, dass das Urteil des besonderen Gerichtes sogleich vollstreckt wird, steht die im Protestantismus weithin verbreitete Lehre im Widerspruch, dass der Tod dem ganzen Menschen ein unerbittliches Ende setze. Der Mensch lebe nicht mit einem Teil seines Wesens weiter. Am Jüngsten Tage werde der Mensch, der bis dahin im Gedächtnis Gottes weiterlebe, von Gott neu geschaffen. Gegen diese Vorstellung sprechen gewichtig Texte der Heiligen Schrift: Phil 1,20-23; Lk 23,43; Lk 16, 19-31. Paulus schreibt in seinem Brief an die Gemeinde in Philippi: Ich wünsche aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein. Er ist überzeugt, dass er nach dem Tod sogleich mit Christus vereinigt wird. In dem Gleichnis vom reichen Prasser und vom armen Lazarus sagt Jesus klipp und klar: Der Arme kam sogleich nach seinem Tode in den Schoß Abrahams, also in das Land der Seligen. Der Reiche gelangte ebenfalls nach seinem Tode in die Glut der Hölle. Das Zwiegespräch Jesu mit dem rechten Schächer enthält dieselbe Wahrheit. Der Schächer will nur ein Gedenken. Aber der Herr gibt ihm mehr: das Reich Gottes, und zwar heute noch, am Tage des Verschheidens. Die protestantische Ganztodhypothese ist unhaltbar und widerspricht auch der gesamten christlichen Tradition. Das dem Kaiser Michael Paläologus vorgeschriebene Glaubensbekenntnis enthält die Lehre, dass die nicht ganz Reinen nach dem Tode im Fegfeuer geläutert werden, die Reinen bald in den Himmel eingehen, die ganz Unreinen in die Hölle (D 464). Diese Vorstellung ist von dem Irrtum getragen, als ob die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele den Tod zu einem bloßen Durchgang in ein anderes Leben machen würde. In Wahrheit betont auch der Unsterblichkeitsglaube, dass der Tod eine tiefgreifende Verwandlung bewirkt; er setzt der Pilgerschaft ein unbedingtes Ende und führt

einen radikalen Neubeginn herbei. So wird die Diskontinuität zwischen dem gegenwärtigen und dem kommenden Leben stark unterstrichen; aber es wird nicht wie bei den protestantischen Theologen die Kontinuität zerstört. Wir müssen also festhalten: Jeder Mensch wird gleich nach dem Tode in einem besonderen Gericht von Gott in unabänderlichem Richterspruch beurteilt. Die Lehre vom besonderen Gericht Gottes über den einzelnen Menschen unmittelbar nach seinem Tode steht nicht im Gegensatz zu dem allgemeinen Gericht über die gesamte Menschheit. Die Gerichte über die einzelnen Menschen gehen dem Weltgericht voraus. Durch sie werden die Schicksale der Einzelmenschen endgültig festgelegt. Die vorausgehenden Einzelgerichte werden im Schlussgericht nicht mehr überprüft und allenfalls korrigiert. Sie werden vielmehr bestätigt und in der Öffentlichkeit der ganzen Welt bekanntgegeben. In diesem Sinne wird das Weltgericht das Letzte Gericht genannt. Das ist die ständige Lehre der Kirche. Der katholische Katechismus für die deutschen Diözesen aus dem Jahre 1955 lehrte präzise: „Sofort nach dem Tode kommt unsere Seele vor Gottes Gericht. Sie muss Gott Rechenschaft geben über alle Gedanken, Worte und Werke und über die Unterlassung des Guten. Dieses Gericht ist das Besondere Gericht. Nach dem Besonderen Gericht kommt die Seele entweder in den Himmel oder in das Fegfeuer oder in die Hölle“ (S. 252). Der Katechismus der katholischen Kirche von 1993 lehrt: „Jeder Mensch empfängt im Moment des Todes in seiner unsterblichen Seele die ewige Vergeltung. Dies geschieht in einem besonderen Gericht, das sein Leben auf Christus bezieht – entweder durch die Läuterung hindurch oder indem er unmittelbar in die himmlische Seligkeit oder indem er sich selbst sogleich für immer verdammt.“ Beharren Sie im Glauben unserer Kirche. Lassen Sie sich nicht irre machen, meine lieben Freunde. Die Wahrheit ändert sich nicht. Was Gott geoffenbart hat, bleibt gültig. Bereiten wir uns vor für sein Gericht. Und flehen wir mit der Kirche: König schrecklicher Gewalten, frei ist deiner Gnade Schalten, Gnadenquell, lass Gnade walten!

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Kommen Gottes auf die Erde

29.11.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenige Tätigkeitswörter spielen in der christlichen Religion eine so große Rolle wie das Wort Kommen. Das Kommen wird von Gott ausgesagt und vom Menschen. Das Alte Testament ist angefüllt mit Stellen, an denen vom Kommen Gottes und des Messias die Rede ist. Mit dem Kommen Gottes wird das machtvolle Eingreifen Gottes in die Geschichte seines Volkes, der Völkerwelt und der gesamten Menschheit ausgesagt. Im ersten Buch der Bibel heißt es: „Nicht weichen wird von Juda das Zepter, von seinen Füßen der Herrscherstab, bis der kommt, dem er gebührt und dem die Völker gehorchen“ (Gen 49,10). Der Prophet Balaam sagte vorher: „Kommen wird von Jakob der Herrscher, vertilgen aus den Städten den Rest“ (Num 24,29). Kein Prophet kündigte häufiger Gottes Kommen an als Isaias. „Gott selber wird kommen und euch erretten“ (Is 35,4). „Seht, der Allmächtige kommt als Sieger“ (Is 40,10). „Der Herr, Gott kommt mit Macht“ (Is 40,10). „Er kommt für Sion als Erlöser“ (Is 59,20). „Auf werde licht, Jerusalem, denn es kommt dein Licht“ (Is 60,1). „Saget der Tochter Sion: Siehe, dein Heiland kommt! Sein Lohn kommt mit ihm, und seine Vergeltung geht vor ihm her!“ (Is 62,11). Der Prophet Joel sah den großen und schrecklichen Tag des Herrn kommen (Joel 2,31). Der Prophet Aggäus schaute das Kommen des von allen Völkern Ersehnten (2,8). Der Prophet Zacharias verkündete Jerusalem: „Laut juble, Tochter Sion! Aufjauchze, Tochter Jerusalem! Siehe, dein König kommt zu dir, gerecht und als Heiland, voll Demut. Er sitzt auf einem Esel“ (Zach 9,9). Der Prophet Daniel sieht einen kommen, der aussieht wie ein Menschensohn, auf den Wolken des Himmels. „Ihm ward Herrschaft, Ehre und Reich verliehen. Ihm müssen alle Völker, Nationen und Zungen dienen. Seine Herrschaft wird ewig dauern und nie vergehen“ (7, 13-14). Das von den Propheten angesagte Kommen Gottes und seines Messias ist eingetroffen. Gott hat seine Ankündigung erfüllt und übererfüllt. Das Volk Israel erwartete einen kraftvollen Herrscher, der einen Musterstaat aufrichtet. Es kam ein religiöser Reformator, der erklärte, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Die Israeliten rechneten mit dem Kommen eines Menschen. Stattdessen kam ein Gott. Der verheißene Retter ist gekommen. Als die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn, geboren aus einer Frau. Ein Engel verkündete der Jungfrau Maria in Nazareth, dass sie der Menschheit den Retter gebären solle. Als Maria unsicher fragte, wie dies geschehen könne, erklärte der Engel, dass der Heilige Geist über sie kommen und Kraft des Allerhöchsten sie überschatten werde. Und er fügte hinzu: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ Auf den Halden von Bethlehem brachte Maria den Retter, Christus, den Herrn zur Welt. Die Engel verkünden, wer hier erscheint: „Heute ist der Heiland geboren, der Messias und Herr.“ Und das gläubige Volk gibt die jubelnde Antwort: „Christ, der Retter, ist da.“

Gott kommt zu den Menschen. Das ist der Inhalt des Glaubenssatzes von der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Er blieb, was er war, nämlich der wahre Sohn des ewigen Vaters, und nahm an, was er nicht hatte, nämlich die wahre Natur eines Menschen. Gott ist wirklich und wahrhaft über die Fluren von Palästina gewandelt. Es gibt ein heiliges Land. Der evangelische Theologe Reinhold Seeberg bezeichnete es als „Wahn“, „den Christus des Johannesevangeliums als einen auf Erden wandelnden Gott zu verstehen“. Genau das ist der Inhalt des Kommens Gottes: Er hat sich auf dieser Erde

gegenwärtig gesetzt, um das aufzuarbeiten, was der Mensch in seiner Gottvergessenheit angerichtet hat. Er ist segenspendend über die Fluren Palästinas gewandelt. Wir Gläubigen haben uns daran gewöhnt, dieses Geschehen gelehrt und verkündigt zu bekommen. Aber deswegen ist es nicht weniger alle menschlichen Vorstellungen übersteigend. Dass Gott, der unendliche, anfanglose, ewige Gott, es unternahm, auf die Erde zu kommen, in der Gestalt eines Menschen Kindheit, Jugend und Mannesalter zu durchleben, predigend und heilend in einem Land des Nahen Ostens zu wandern, die Begeisterung und den Hass seiner Zeitgenossen auf sich zu ziehen und zu ertragen, das alles ist überraschend, schockierend und unerhört. Aber weil dies wirklich geschehen ist, deswegen gibt es einen Advent, eine Zeit der Erwartung, welche die Jahrtausende der Sehnsucht aufleben lässt. Deswegen gibt es Weihnachten, den heiligen Tag, welcher der Erinnerung an die heilige Nacht gewidmet ist, in der das Wort Fleisch wurde. Darum singt das gläubige Volk: „O komm, o komm, Emanuel, nach dir sehnt sich dein Israel.“ „Komm, der Völker Heiland du, Sohn der Jungfrau, eil herzu.“ „Es kam ein Engel hell und klar, von Gott aufs Feld zur Hirtenschar.“ „Macht hoch die Tür, die Tor' macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit.“ „Auf, gläubige Seelen, singet Jubellieder, und kommet, kommt alle nach Bethlehem.“ „Morgenstern der finstern Nacht, der die Welt voll Freuden macht, Jesu mein, komm herein, leucht in meines Herzens Schrein.“

Jesus von Nazareth, der Sohn Marias, hat sich selbst unüberhörbar als den „Gekommenen“ bezeichnet. „Ich bin als Licht in die Welt gekommen, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibe“ (Joh 12,46). Vor Pilatus bekennt der Herr: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich Zeugnis gebe für die Wahrheit.“ Jesus hat sich wiederholt über den Zweck seines Kommens ausgesprochen. An der Spitze steht die Aussage: „Ich bin gekommen im Namen meines Vaters“ (Joh 5,43). Er ist nicht gekommen in eigener Autorität. Er ist kein Pseudomessias. Er ist gekommen, weil ihn der Vater gesandt hat. Jesus spricht von dem Kampf, den er durch seine Person in der Welt entfesseln wird: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, und wie sehr wünschte ich, es wäre schon entzündet“ (Lk 12,49). Mit seinem Auftreten ist die Zeit der Entscheidung angebrochen, in der es keine Neutralität gibt. „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Mt 10,34). „Ich bin zum Gericht in diese Welt gekommen, damit die nicht Sehenden sehen und die Sehenden blind werden“ (Joh 9,39). Er ist der Heiland. „Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder“ (Mt 9,13). „Der Menschensohn ist nicht gekommen, Menschenleben zu vernichten, sondern zu retten“ (Lk 9,56). „Meinet nicht, ich sei gekommen, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin gekommen, sie zu erfüllen.“ Den Gipfel erreicht die Aussage Jesu: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösepreis für viele“ (Mt 20,28).

Jesu Herkunft prägt sein Leben. Er ist der einziggeborene Sohn des himmlischen Vaters. In seiner Erdenzeit lebt er daher nach dem Stundenschlag des Vaters. Er handelt nicht eher, als bis die Stunde gekommen ist, die der Vater bestimmt. Wenn seine Mutter ihn auf die Verlegenheit der Hochzeithaltenden aufmerksam macht, muss sie hören: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Die feindseligen Juden suchten Jesus mitten in seiner Lehrtätigkeit festzunehmen. Und doch legte niemand Hand an ihn, weil seine Stunde noch nicht gekommen war. Als Jesus im Tempel lehrte und sich den Juden als das Licht der Welt empfahl und von Gott als seinem Vater sprach, waren die Pharisäer empört. Doch niemand ergriff ihn; denn noch war seine Stunde nicht gekommen. Der Herr wurde von seiner Verhaftung nicht überrascht. Während die Jünger schliefen, wachte und betete er. Dann sprach er zu ihnen: „Es ist genug. Die Stunde ist gekommen. Der Menschensohn wird ausgeliefert werden in die Hände der Sünder. Steht auf! Lasst uns gehen. Seht, mein Verräter naht.“ Den Häschern hält Jesus entgegen: „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis.“ Die Stunde des Verrats ist gekommen. Aber noch eine andere Stunde. „Es kommt die Stunde, und sie ist schon da, in der die Toten hören werden die Stimme des Sohnes Gottes, und die sie hören, werden leben“ (Joh 5,25). Die eschatologische Stunde, in der nach der alttestamentlich-jüdischen Enderwartung die Toten auferweckt werden, ist bereits gekommen. Die hier genannten Toten sind die Menschen, die das (ewige) Leben nicht besitzen, also die geistlich Toten, und das sind alle Menschen. Die Stimme des Sohnes Gottes, die die Toten zum Leben ruft, ist seine in der Gegenwart erschallende Predigt. Die Hörer werden in solche geschieden, die sie nur (mit den Ohren) vernehmen, und in solche, die sie gläubig aufnehmen. Diese

letzteren erhalten das (ewige) Leben. Das Gericht, mit dem die Zuerteilung des (ewigen) Lebens verbunden ist, wird als bereits in der Gegenwart sich vollziehend dargestellt.

Gott ist gekommen in Jesus dem Christus. Jetzt ist es an den Menschen, zu ihm zu finden. Doch siehe da! Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt; die Welt ist sogar durch ihn geworden. Aber die Welt erkannte ihn nicht. Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Doch nicht alle versagten sich ihm. Es gab solche, die ihn aufnahmen. Es sind diejenigen, die an ihn glauben. Sie sind aus Gott geboren. Es ist also der Glaube, der den Menschen zu Gott kommen lässt. Der Brief an die Hebräer sagt es uns ausdrücklich: „Wer zu Gott kommen will, muss glauben, dass er ist (existiert) und dass er denen, die ihn suchen, ein Vergelter wird“ (Hebr 11,6). Das Glauben an Gott ist ein Kommen zu Gott. Der Glaube ist ein Weg, der Weg zu Gott und seinem Gesalbten. Durch Glauben tritt man ein in die Jüngerschaft Jesu. Johannes sagt es uns auf seine Weise: „Die den menschengewordenen Gottessohn aufnahmen, d.h. die an seinen Namen glaubten, denen gab er Vollmacht, Kinder Gottes zu werden“ (Joh 1,12). Als Jesus wenige Tage vor seinem Leiden in die Stadt Jerusalem einzog, bereiteten ihm seine Anhänger einen festlichen Empfang. Sie riefen: „Hosanna, dem Sohne Davids; hochgelobt der da kommt im Namen des Herrn; Hosanna in der Höhe“ (Mt 21,9). Jesus ist wahrhaftig gekommen im Namen Gottes. In jeder heiligen Messe nehmen wir den Jubelruf der Anhänger Jesu in Jerusalem auf und rufen: „Hochgelobt (sei), der da kommt im Namen des Herrn!“ Denn wir wissen: Jetzt beginnt die Opfermesse. Darin wird Jesus in einer Weise gegenwärtig, wie er es bis dahin nicht war. In der Wesensverwandlung von Brot und Wein macht er sich wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig. Er kommt. Darum singt das gläubige Volk: „Kommt und lobet ohne End’, lobt das höchste Sakrament, welches Jesus eingesetzt, uns zum Testament.“ Und wieder: „Kommt her, ihr Kreaturen all, kommt, was erschaffen ist. Kommt her und sehet allzumal, wer hier zugegen ist.“ Und noch einmal: „Kommt zum großen Abendmahl, o Erlöste, kommt mit Freuden. Kommt in Jesu Speisesaal. Zum Gedächtnis seiner Leiden gab er uns dies Himmelsbrot.“ Wenn wir unsere Unwürdigkeit bekennen, das Brot des Lebens zu empfangen, sprechen wir vom Eingehen, also vom Kommen des Herrn zu uns unter der Gestalt des Brotes. Er, den wir in der heiligmachenden Gnade, in der Einwohnung des dreieinigen Gottes in unserer Seele schon besitzen, wird durch den Empfang des Herrenleibes in einer neuen Weise gegenwärtig. Auf dieses Kommen richtet sich unsere Sehnsucht, unser Verlangen, unser Heimweh. „Jesus, Jesus, komm zu mir; o wie sehn` ich mich nach dir. Meiner Seele bester Freund, wann werd’ ich mit dir vereint? Tausendmal begeh’ ich dein, Leben ohne dich ist Pein. Tausendmal seufz’ ich zu dir, o mein Jesus komm’ zu mir. Komm’, o Jesus, säume nicht, komm mit deinem Trost und Licht. Meine Seel’ bewahre dir, ewig, ewig bleib’ bei mir.“ Am Schluss der heiligen Messe beten wir den Prolog des Johannes-Evangeliums. Gegen Ende des Textes heißt es: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ Damit ist ursprünglich die Menschwerdung der zweiten göttlichen Person gemeint. Die Kirche verwendet diese Aussage hier als Hinweis auf das unerhörte Geschehen der heiligen Messe: Der Sohn Gottes wandelt Brot und Wein in seinen heiligen Leib und sein kostbares Blut. Noch einmal und immer wieder wird das ewige Wort des Vaters gegenwärtig. Noch einmal und immer wieder kommt der Herr wahrhaft, wirklich und wesentlich zu uns. Noch einmal und immer wieder wird das Wort Fleisch, sehen wir, wenn auch verborgen, seine Herrlichkeit voll der Gnade und Wahrheit. O meine Freunde, welche Freude, welches Glück, welche Seligkeit, ein katholischer Christ zu sein. Vor beinahe 70 Jahren wurde ich zum Priester geweiht. Wenn Sie mich fragen, was mich zum Priestertum geführt hat, dann antworte ich: Weil ich das hochheilige Messopfer jeden Tag dem himmlischen Vater darbringen darf, zur Ehre seines Namens und zum Heile seines Volkes, weil ich den Heiland herabrufen darf auf den Altar. Deswegen bin ich Priester geworden, und das ist mein unaussprechliches Glück.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Kommen des Heiligen Geistes

06.12.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Menschwerdung des Sohnes Gottes ist Gott zu uns gekommen. Nicht nur der Logos, die zweite Person in Gott, kommt zu den Menschen. Auch der Heilige Geist, die dritte Person in der allerheiligsten Dreieinigkeit, kommt zu uns. Er kommt, wenn er gesandt und wenn er gerufen wird. Der Engel Gabriel wurde von Gott zu der Jungfrau Maria gesandt. Er brachte ihr die Kunde, dass sie die Mutter des Messias sein solle. Auf deren verwunderte Frage, wie das geschehen solle, versicherte der Engel der Jungfrau: „Der Heilige Geist wird über dich kommen.“ Der Heilige Geist wird also Maria in einer unerhörten Weise gegenwärtig werden; das ist mit seinem Kommen gemeint. Er wird bewirken, dass sie Mutter wird ohne ein männliches Prinzip. Die Begründung lautet: Bei Gott ist kein Ding unmöglich.

Der Heilige Geist kommt auch weiterhin zu dem, der von der Jungfrau empfangen wurde. Jesus schloss sich der Taufbewegung Johannes des Täufers an. Er wurde getauft, aber er ging nicht unter inmitten der Menge der Taufbewerber. Vielmehr öffnete sich über ihm der Himmel, und der Heilige Geist stieg in körperlicher Gestalt wie eine Taube auf ihn herab, erfüllte ihn und blieb bei ihm. Voll des Geistes kehrte Jesus vom Jordan zurück. Jetzt war er gerüstet für die Erprobung, die ihm bevorstand. Denn der Heilige Geist führte Jesus in die Wüste, damit er in der Versuchung seine Überlegenheit über Satan beweise. Nach seinem Sieg kehrte er in der Kraft des Geistes nach Galiläa zurück. Dort entfaltete er eine staunenswerte Wirksamkeit als Lehrer und Wundertäter. In Nazareth enthüllte er das Geheimnis seiner übermenschlichen Fähigkeiten: „Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich salbte.“ Christus ist wahrhaft voll des Geistes. Aber er hält den Geist nicht eifersüchtig fest. Er teilt ihn vielmehr freigebig aus. In der Abschiedsstunde verheißt der Herr seinen Jüngern die Ankunft des Parakleten, des Helfers, des Beistands, des Trostes. Während seiner irdischen Tätigkeit war er der Lehrer und Tröster seiner Jünger. Als er von ihnen scheiden muss, lässt er sie nicht als Waisen zurück. Er wird den Vater bitten, ihnen einen anderen Beistand zu geben, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt. Dieser wird nicht nur vorübergehend zu ihnen kommen; er wird ewig bei ihnen bleiben. Jesus geht fort, verlässt diese Welt, damit er den Parakleten senden kann. Er kann ihn erst senden, wenn er selbst in die Vollendung des Vaters eingegangen ist. Wenn er kommt, „der Geist der Wahrheit, den er senden wird, dann wird er Zeugnis geben“ von ihm (Joh 15,26). Das Zeugnis des Parakleten ist die vom Geist Gottes getragene christliche Verkündigung, deren Mittelpunkt die Sendung des Sohnes in die Welt bildet. Das Kommen des Geistes bedeutet eine neue Weise seiner tätigen Gegenwart. Er wird die Welt belehren über Sünde, über Gerechtigkeit und über Gericht. In Bezug auf Sünde, insofern sie nicht an Christus glauben. In Bezug auf Gerechtigkeit, insofern er zum Vater geht. In Bezug auf Gericht, insofern der Fürst dieser Welt gerichtet ist. Und noch eines wird der Geist tun: Wenn er kommt, wird er, der Geist der Wahrheit, die Glaubenden in alle Wahrheit einführen. Er wird reden, was er von Gott gehört hat. Er wird das Künftige verkünden. Er wird Christus verherrlichen.

Die Verheißung Jesu hat sich erfüllt. Unter bewegenden äußeren Umständen kam der Heilige Geist über die Apostel am Pfingsttage herab. Sturmwind und Feuerzungen waren die sichtbaren Zeichen seines Kommens. Die Apostel redeten in fremden Sprachen, nicht weil sie betrunken waren, wie einige meinten, sondern weil der Heilige Geist über sie gekommen war, wie der Prophet Joel es angekündigt hatte. Der Geist zeigte seine Kraft. Er erfüllte sie und wandelte sie um. Aus scheuen und furchtsamen Anhängern Jesu wurden mutige und todesbereite Bekenner des Auferstandenen. Die Kirche ist fortan die Stätte, in welcher der Heilige Geist seine Kraft und seine Macht zeigt. In 2000 Jahren Kirchengeschichte hat sich die Verheißung Christi über das Kommen des Geistes erfüllt. Seine Kraft hat sich in der Verkündigung der Heilsbotschaft allen Widrigkeiten zum Trotz gezeigt. Seine Macht war in den Sakramenten der Kirche unerachtet der menschlichen Schwäche wirksam, bis heute. Unser Glaube an die Stärke und das Vermögen des Geistes ist ungebrochen. Der Geist ist nie ausgeblieben oder müde geworden. Wenn die Menschen in der Kirche, wenn deren hervorragende Glieder, Bischöfe und Päpste versagten, hat der Geist Gottes heilige Männer und Frauen erweckt, die mit ihrem unerschütterlichen Glauben, ihrer sieghaften Hoffnung und ihrer grenzenlosen Liebe das Feuer des Heiligen Geistes am Brennen hielten. Der Geist Gottes kommt, aber er will angerufen, will herbeigerufen werden. Er kommt, wo und wenn er Herzen findet, die sich bereiten, ihn aufzunehmen. Wir gläubigen Christen erflehen das Kommen des Parakleten am Pfingstfest, wo wir uns erinnern an seine Herabkunft auf die Apostel. „Komm, Schöpfer, Geist, kehre bei uns ein, besuche das Herz der Kinder dein. Erfüll uns all mit deiner Gnad, die deine Macht erschaffen hat.“ Darüber hinaus flehen wir jeden Tag: „Komm, o Geist der Heiligkeit, aus des Himmels Herrlichkeit, sende deines Lichtes Strahl. Vater aller Armen du, aller Herzen Licht und Ruh, komm mit deiner Gaben Zahl. Tröster in Verlassenheit, Labsal voll der Lieblichkeit, komm, du süßer Seelenfreund.“ Wir beten um das Kommen des Geistes bei jeder Spendung eines Sakramentes. Wir flehen bei der Taufe, der Heilige Geist möge von dem Täufling Besitz ergreifen. Wir rufen bei der Firmung, er möge den Firmling auf dem Lebensweg mit seiner Kraft stärken. Wir erbitten den Heiligen Geist bei der Priesterweihe, er möge den Kandidaten an sich ziehen, ihm seine Befähigung mitteilen, den Hohenpriester Jesus würdig zu repräsentieren. Wir erflehen das Kommen des Heiligen Geistes auch in jedem Messopfer. Bei der Gabenbereitung rufen wir zu ihm: „Komm, Heiligmacher, allmächtiger ewiger Gott, und segne dieses Opfer, das deinem heiligen Namen bereitet ist.“ Die irdischen Gaben, Brot und Wein, sollen in Leib und Blut Christi verwandelt und Gott dargebracht werden. Die Verwandlung ist nicht Menschentun, sondern Gotteswerk; es ist dem Heiligen Geist anvertraut. Der Heilige Geist segnet unser Opfer, wenn er die irdischen Gaben verwandelt.

Das grundlegende Sakrament der Geistmitteilung ist die heilige Taufe. In der Taufe schenkt uns Gott ein neues Leben, das Gnadenleben. Die heiligmachende Gnade ist nicht nur eine neue Qualität der menschlichen Seele, die sie mit dem Glanz von Gottes Herrlichkeit einhüllt. Sie ist auch und viel mehr eine neue Gemeinschaft, die Gemeinschaft des Heiligen Geistes. Die Christen sind Geistbesitzer. Sie tragen den Heiligen Geist in ihrer Seele. „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist“ (Röm 5,5). Das eigentliche Merkmal des Christen ist der Besitz des Heiligen Geistes. Aber der Geist kommt nicht allein. Mit dem Heiligen Geist nehmen Christus und der himmlische Vater Wohnung in der Seele des Begnadeten. Die Einwohnung Gottes im begnadeten Menschen kommt den drei göttlichen Personen gemeinsam zu. Wenn der Geist kommt, kommen auch der Vater und der Sohn. Da erfüllt sich das Wort Christi: „Wenn einer mich liebt, wird er mein Wort bewahren, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen“ (Joh 14,23).

Wir nennen die erste, grundlegende Mitteilung der Gnade, die aus einem Menschen einen Christen macht, Rechtfertigung. Wir erhalten Anteil am Leben des unendlich heiligen Gottes. Wir werden Kinder Gottes. Wir empfangen die heiligmachende Gnade. Darum schreibt Paulus an die Gemeinde in Korinth: „Ihr seid abgewaschen, seid geheiligt, seid gerechtfertigt im Namen unseres Herrn Jesus Christus und im Geiste unseres Gottes“ (1 Kor 6,11). Die Rechtfertigung ist eine wahre Neugeburt. Sie besteht in der Konstitution einer neuen Kreatur, eines vom Geist Gottes selbst wirklich bewohnten Tempels. Die Gnade (der Rechtfertigung) ist primär der sich mit seinem eigenen Wesen mitteilende Gott selbst. Die Rechtfertigung oder Begnadung des Menschen erreicht ihr Ziel in der

Einwohnung des Heiligen Geistes (also des Geistes Christi und des Vaters). Die Gnade ist die Selbstmitteilung Gottes. Durch das Gnadenleben werden wir aufs innigste mit dem heiligen Gott, der Quelle aller Gnaden, verbunden und dadurch selbst geheiligt. Darum nennen wir das Gnadenleben die heiligmachende Gnade. Der adäquate Begriff der heiligmachenden Gnade schließt die Einwohnung Gottes (= die ungeschaffene Gnade) mit ein. Ja, so ist es: Die Begnadung (= der Besitz der heiligmachenden Gnade) und Heiligung (durch die Rechtfertigung) besteht in der Einwohnung des Heiligen Geistes und damit der ganzen Dreieinigkeit im Menschen. Es ist die unbeschreibliche Erhabenheit der christlichen Religion, dass (schon auf Erden) dem gläubigen Menschen die Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott vermittelt wird. So hat die Kirche immer gelehrt. Das ist die genuine Lehre unserer Kirche. Der Katechismus für die Diözese Mainz aus dem Jahre 1926 lehrte: Der Heilige Geist wohnt in den Seelen der Gerechten. Der Einheitskatechismus für die Bistümer in Deutschland von 1955 enthält eine einlässliche und ausführliche Lehre über den Heiligen Geist. Seine Einwohnung in den geheiligten Menschen wurde eindeutig dargestellt. „In den Herzen der Kinder Gottes wohnt der Heilige Geist. Er ist der Odem des göttlichen Lebens; er ist das lebendige Unterpfeiler, dass wir einst ewig beim Vater leben werden. Mit dem Heiligen Geist wohnen auch der Vater und der Sohn in uns. Christus sagt: Wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen“ (Joh 14,23). Der Katechismus der katholischen Kirche aus dem Jahre 1993 lehrt von der Taufe, dass sie den Neugetauften zu einer „neuen Schöpfung“ (2 Kor 5,17), zu einem Adoptivsohn Gottes macht. Er hat Anteil „an der göttlichen Natur“ (2 Petr 1,4), ist Glied Christi, „Miterbe“ mit ihm (Röm 8,17) und ein Tempel des Heiligen Geistes (1 Kor 6,19) (Nr. 1265). Die Gnade führt uns in das „Innerste des dreifaltigen Leben Gottes“ (Nr. 1997). Das Wort „Einwohnung“ vermisste ich in diesem Katechismus.

Der Heilige Geist kommt nicht nur zu denen, die bereit und würdig sind, ihn aufzunehmen; er bleibt bei ihnen. Er will die Kraft und der Glanz ihres Lebens sein. Er will sie führen und leiten. „Alle, die sich vom Geiste Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes“ (Röm 8,14). Von Gottes Geist werden die Kinder Gottes geleitet, und zwar durch Anspornung des Willens, durch Erleuchtung des Verstandes, durch Unterstützung bei der Ausführung. Alle Gnadenimpulse, alle Anregungen zum Guten, aller Abscheu vor der Sünde gehen von ihm aus. Wir Beichtväter erleben die Überwindung der Triebe und Leidenschaften in der Kraft des Geistes.

Wenn wir Kinder Gottes sind, sollen wir auch als seine Kinder leben. Wir sollen ihn lieben, ihn verherrlichen, seinen heiligen Willen erfüllen. „Wenn wir im Geiste leben, so lasst uns auch im Geiste wandeln“, fordert der Apostel Paulus die Gemeinde Gottes in Galatien auf. Geistträger müssen Geisteszeugen sein. „Betrübet den Heiligen Geist Gottes nicht, in dem ihr auf den Tag der Erlösung versiegelt seid“, mahnt Paulus das christliche Volk in Ephesus. „Löschst den Geist nicht aus!“ (1 Thess 5,19) schreibt er der Gemeinde in Saloniki. Papst Leo der Große mahnt die Christen insgesamt: „Vertreibe nicht durch eine schwere Sünde einen so hohen Gast aus deinem Herzen!“

Ich schildere Wirklichkeiten, erzähle keine Märchen. Da kann sich die Frage erheben: Merkt man das Kommen und Bleiben Gottes in der menschlichen Seele? Gibt es erfahrbare und erfahrene Gottbegegnung? Gibt es ein unmittelbares geistiges Erfassen der Wirklichkeit Gottes, bei dem der Mensch ohne Dazwischenkunft anderer Instanzen die Wirklichkeit Gottes berührt und mit ihr Kontakt gewinnt? Der Ausgangspunkt jeder Erfahrung ist stets die sinnlich wahrnehmbare Welt. Damit steht jeder Gottese Erfahrung ein prinzipielles Hindernis entgegen. Denn das macht ja gerade das Gott-Sein Gottes aus, dass er nicht zu dieser Welt gehört, dass er vielmehr der Jenseitige, der ganz Andere ist. Gott und Welt liegen nicht auf einer Erfahrungsebene. Gott kann nicht erfahren werden, wohl aber die von ihm ausgehenden Wirkungen. Es sind die göttlichen Tugenden und die Haltungen des Friedens und der Freude, der Kraft und der Tapferkeit, der Überwindung und der Selbstverleugnung.

O meine lieben Freunde, die Menschen machen einander Geschenke, um ihre Zuneigung zu bekunden, kleine und große, manchmal wertvolle Geschenke. Der himmlische Vater macht uns das kostbarste Geschenk, das es gibt: Er schenkt uns seinen Heiligen Geist. Obgleich Gott allmächtig ist, konnte er nichts Besseres geben. Obgleich er der Weiseste ist, wusste er nichts Besseres zu geben. Obgleich er der Reichste ist, hatte er nichts Besseres zu geben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Kommen des Antichristen und die Wiederkunft Christi

13.12.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Christus kommt. Der Heilige Geist kommt. Aber noch einer kommt. Es ist der Antichrist, der Gegenchristus, der Dienstmann Satans, der Fürst dieser Welt. Der Satan existiert zwar schon jetzt und sucht die Gläubigen stets vom Glauben abzubringen, damit sie nicht selig werden. Aber es gibt Zeiten, in denen er seine Anstrengungen vermehrt. Das Wirken Satans verschärft sich auf das Ende der Geschichte hin. In der letzten Zeit wird der Antichrist kommen (1 Jo 2,18; 4,3), der Mensch der Gesetzlosigkeit, der im Dienst Satans ein unheilvolles Treiben entfaltet. Der Antichrist ist eine konkrete Einzelperson. In dieser Einzelperson verkörpert und vollendet sich der ganze Hass der christusfeindlichen Welt. Sein Wirken ist gekennzeichnet durch Selbstvergötzung, Inthronisation an heiliger Stätte, trügerische Wunderzeichen in der Kraft Satans, Verführung der Menschen. Der Antichrist ist der große Lästere gegen Gott, der sich göttlich verehren lässt und Krieg gegen die Heiligen führt. Der Mensch der Sünde wird sich offenbaren, der Sohn des Verderbens, der Widersacher, der sich über alles erhebt, was Gott heißt oder Heiligtum, der sich selbst in den Tempel setzt und sich für Gott ausgibt. Seine Anhänger sind nicht ohne Glauben und ohne Anbetung. Der Mensch hat das unüberwindliche Bedürfnis anzubeten. Die Weltgläubigen beten jedoch den von der Erde kommenden Übermenschen an und verachten den wahren Gott. Von ihm erwarten sie, was der Christusgläubige von Christus erhofft. Er vermag in der Tat die Erwartung der Weltgläubigen in hohem Maß zu erfüllen. Er wird erstaunliche Werke vollbringen, so dass die Menschen von seinen Taten geblendet und verzaubert werden. Er wird mit Erfolg versuchen, sich als Heiland und Retter zu legitimieren, ja sich als den Erfüller der Religion auszuweisen. Darin erreicht seine Verführungskunst ihren höchsten Triumph: Er bekämpft Christus im Namen der Religion, im Namen Gottes. Er verkündet das Göttliche als die andere, als die geheimnisvolle Seite der Welt. So können die von ihm Verführten ihr Bedürfnis nach Anbetung ihm selber zuwenden. Sie bringen die Verehrung, die allein dem wahren Gott gebührt, in einer abgründigen Verkehrung dem Widergott entgegen. Nur jene, die von der Liebe zur Wahrheit durchdrungen sind, werden sein Täuschungsmanöver durchschauen und seinen Machttaten nicht zum Opfer fallen, sondern wach bleiben für den noch nicht erschienenen und daher noch zu erwartenden Messias.

Mit dem Kommen des Antichristen kommt der große Abfall. Sein Auftreten ist mit einer weit um sich greifenden, radikalen Ablehnung des christlichen Glaubens und Lebens verknüpft. Der Abfall besteht darin, dass die Menschen nicht an Gott glauben und sich seiner Führung anvertrauen, sondern an die Erde und ihre Kräfte. An die Stelle des Gottesglaubens tritt der Weltglaube. Die Erde und ihre Herrlichkeit ist den Menschen genug. Es ist jene Haltung, die in der Neuzeit mit steigender Intensität die menschlichen Herzen und Geister in Beschlag genommen hat und die in den materialistischen Massenbewegungen des 20. Jahrhunderts eine politische Macht ersten Ranges wurde. Die Menschen richten sich auf dieser Erde ein, als ob sie ihre ewige Heimat wäre. Sie vergessen, dass sie Pilger und Fremdlinge sind. Sie suchen ihr Leben ohne Christus und ohne sein Gesetz aufzubauen. Man kann fragen, ob wir noch am Anfang des Abfalls stehen oder ob wir schon mittendrin sind. Wenn wir um

uns blicken, sehen wir fast überall die Abkehr der Massen vom christlichen Glauben. Millionen latein-amerikanischer Katholiken wenden sich den Pfingstlern zu. In Afrika treibt der Islam zahllose Menschen in seine Hände. Europa vergisst seine christlichen Wurzeln. In Deutschland kehren in einem Jahr 242000 katholische Christen ihrer Kirche den Rücken. Sind das schon Wirkungen des Antichristen oder noch Spuren seiner Vorläufer? Gemeinsam ist den Abgefallenen die Ablehnung der Botschaft, dass die Welt nicht ein und alles, nicht das Letzte und Endgültige, nicht in sich geschlossen und autonom ist; dass vielmehr die Herrlichkeit Gottes die letzte und entscheidende Wirklichkeit ist. Von einer solchen Botschaft wird die Welt in ihrer Fragwürdigkeit offenbar. Jene, die nur an sie glauben, geraten in Unruhe. Sie versuchen sich Ruhe zu verschaffen, indem sie die sie beunruhigenden Boten beseitigen. Ist dies vielleicht der tiefste Grund, weshalb in unserer Zeit die Priesterseminare leer sind? Und weil immer noch geweihte Diener des Herrn aus unserem Abendmahlssaal fliehen? Weil in jedem Jahr Hunderte von Verkündigern der Christusbotschaft misshandelt, in Ketten gelegt, ermordet werden? Die Weltgläubigen müssen die Christusgläubigen verfolgen. Die Verfolgung der Christusgläubigen durch die Weltgläubigen beruht nicht auf einem Missverständnis oder auf einer Ungeschicklichkeit oder auf einem Mangel an Taktik bei den Christusgläubigen, sondern ist im Wesen des Christusglaubens und des Weltglaubens begründet. Es muss sich erfüllen, was unser Herr seinen Jüngern vorhergesagt hat: „Man wird Hand an euch legen und euch verfolgen. Ihr werdet von allen gehasst werden um meines Namens willen.“

Doch es kommt die Stunde, in der das Maß der Sünde und das Maß der Leiden voll ist. Jeder Verfolger ruft den Zorn Gottes herbei. Jeder Verfolgte ruft die Rettung Gottes herbei. Jede Verfolgung ist daher ein Hinweis auf das Ende, ja eine Beschleunigung des Endes. Die Leiden rufen das Ende herbei, weil jeder Blutzeuge dazu beiträgt, dass die Grenze des Greuels erreicht wird und daher die Geschichte an ihr Ziel gelangt. Jeder Blutzeuge hilft dazu mit, dass das von Gott festgesetzte Maß der Strafen und des Sühneleidens, das er für die Sünden der Welt bestimmt hat, voll wird, auf dass Gottes Zorn sich wende und endlich der Tag der Gnade hereinbreche (Kol 1,24). So sind die Leiden der Christusgläubigen die Wehen der Geburt einer neuen Welt. Sie sind Vorzeichen des Untergangs der jetzigen Welt und der Beginn des neuen Himmels und der neuen Erde. Niemand weiß, wer der letzte Martyrer sein wird. Aber die Geschichte geht einem Höhepunkt des Hasses und des Leidens entgegen. Wenn er erreicht ist, folgt das Ende. Wenn der heilige Rest der Gläubigen keinen Ausweg mehr sieht, wenn jegliche Hoffnung versunken scheint, dann wird der Tag hereinbrechen, an dem Christus wiederkommt und das Reich Gottes in Macht und Herrlichkeit erscheint. Durch das erste Erscheinen Christi wurde schon ein neuer Weltzustand hervorgebracht. Er hat in seinem Leben, Wirken und Sterben die Herrschaft Gottes wieder aufgerichtet. In Jesu Person und Wirken ist das Reich Gottes schon angebrochen. Jesus versichert uns: „Treibe ich durch den Geist Gottes die Dämonen aus, so ist das Reich Gottes zu euch gekommen“ (Mt 12,28). Das Jesus-Ereignis, das Erscheinen des Gottessohnes, sein Wirken auf Erden standen im Dienst der Gottesherrschaft. Doch was er in seinem historischen Dasein vollbracht hat, ist ein Anfang; die Vollendung steht noch aus. Er wird wiederkommen, um zu vollenden, was er begonnen hat. Die Wiederkunft Christi zum Gericht ist ein neues Kommen. Es unterscheidet sich von dem ersten Kommen in der Menschwerdung. Dieses geschah in der Verhüllung, jenes wird geschehen in der Enthüllung. Von diesem Kommen sagt der Apokalyptiker Johannes: „Siehe, er kommt mit den Wolken, und schauen wird ihn jedes Auge, auch jene, die ihn durchbohrt haben“ (1,7). Die Wiederkehr Christi ist nicht eine Tatsache unter vielen anderen. Sie ist vielmehr das alles durchdringende und beherrschende Zukunftsereignis. Als Christus vom Ölberge aus vor den Augen der Jünger in den Himmel erhoben wurde, empfingen sie aus dem Munde der Engel den Trost, dass der Abschied nicht endgültig ist, dass vielmehr der jetzt Geschiedene wiederkommen wird, um die Welt mit seinem Glanz zu erfüllen. Die Hoffnung auf den kommenden Herrn prägt das Denken und Leben, ja die ganze Existenz des Christen. Man kann die christusgläubigen Menschen geradezu charakterisieren als solche, welche die Ankunft des Herrn lieben. (2 Tim 4,8). Sie sind Menschen der alles Irdische transzendierenden Sehnsucht. Sie gibt ihnen das tägliche Gebet „Dein Reich komme“ (Mt 6,10) in das Herz und auf die Lippen. Den Hassern selbst wird die Ankunft Christi maßlosen Schrecken einflößen (Mt 26,64). Solange sie in den Formen dieser Welt existieren, ist ihnen Macht gegeben über den Menschensohn. Denn in seiner geschicht-



lichen Existenzweise ist er hilflos und ohnmächtig. Aber in jener Zukunftsstunde wird sich zeigen, dass er der Mächtige ist, der Herr der Geschichte und des Kosmos. Er wird diejenigen, die ihn in seinem geschichtlichen Dasein zum Tode verurteilten, weil er behauptete, der Messias zu sein, bei seiner Wiederkunft vor sein Gericht fordern. Der Hohepriester fragte den Ausgelieferten und Gefesselten: „Bist du der Christus, der Sohn Gottes, des Hochgelobten?“ Da sprach Jesus: „Ich bin es. Ihr werdet den Menschensohn zur Rechten des Allmächtigen Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen“ (Mk 14,61f.). Eine solche Botschaft war für die Jünger nichts völlig Neues. Christus hatte mehrfach auf die Stunde seiner Wiederkehr hingewiesen, um den Seinigen die Bewältigung der drangvollen Gegenwart zu erleichtern. Die Erwartung des wiederkommenden Herrn rüstet die Jünger mit Widerstandskraft aus in den Heimsuchungen, die ihnen wegen ihres Christusglaubens zufallen. Diejenigen, welche nur an die Erfahrungswelt glauben, werden durch das Zeugnis von der jenseitigen Welt in ihrer innerweltlichen Sicherheit beunruhigt; sie versuchen sich daher der Zeugen auf jede Weise mit List und Gewalt zu entledigen. Ihr Hass kennt keine Grenzen. Er zielt auf Vernichtung. Da heißt es ausharren bis ans Ende. Dieses wird der Menschensohn setzen, wenn er wiederkommen wird (Mt 10, 16-23; Mk 13, 9-13). Er kommt nicht allein, sondern mit seiner Begleitschaft. Jesus sagt es uns: „Der Menschensohn wird kommen in der Herrlichkeit seines Vaters zusammen mit seinen Engeln und dann einem jeden vergelten nach seinen Werken“ (Mt 16,27). Christus wird mit seinem Gefolge in die Welt Einzug halten. Er kommt als ihr König. Der Tag des öffentlichen Einzugs Christi in die Welt ist ein Tag der Freude und des Triumphes, der Tag der Offenbarung seiner Herrlichkeit, der Tag des Heiles, der Tag der Erlösung. Die ganze Schöpfung bewegt sich einem Ziel entgegen: der unverhüllten Herrschaft Gottes. Dieses Ziel liegt jenseits der Geschichte. Wenn es erreicht ist, stehen Zeit und Geschichte still. Das Ziel der menschlichen Geschichte trägt den Charakter des Heiles. Das Heil besteht in der Teilnahme an Gottes ewiger Existenz und Lebensfülle. Diese Teilnahme wird gewonnen durch die Transformation der Schöpfung. Die Verwandlung wird Christus vornehmen, wenn er das zweite Mal erscheint. Wenn er kommt, wird unser Glauben zum Schauen. Wird unsere Treue belohnt. Erfolgt der gerechte Ausgleich. Die Kirche, das Volk Gottes, wendet sich Christus mit dem Gebetsruf zu: „Komm, Herr Jesus!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Auferstehung der Toten

20.12.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es ist Glaubenssatz: Alle Menschen werden am Ende der Welt mit ihren Leibern auferweckt werden. Die Auferstehung der Toten ist eine Überzeugung, die dem christlichen Glauben eigentümlich ist; sie unterscheidet sich wesentlich von allen nichtchristlichen Unsterblichkeitshoffnungen. Worin liegt die Begründung für diesen Glaubenssatz? Das Sein „in Christus“ ist (nach Paulus) die Voraussetzung für die Auferstehung (1 Thess 4,16; 1 Kor 15,22). „Wie in Adam alle gestorben sind, so werden auch in Christus alle lebendig gemacht werden.“ Dieses Sein in Christus schließt auch den Besitz des göttlichen Geistes in sich. Darum kann Paulus auch diesen als Voraussetzung der Auferstehung nennen. „Wenn der Geist dessen, der Christus von den Toten erweckt hat, in euch wohnt, so wird der, der Christus Jesus von den Toten erweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen durch seinen in euch lebenden Geist“ (Röm 8,11). Darum kann Paulus den Geist das „Angeld“ unserer Bekleidung mit dem himmlischen Leib nennen (2 Kor 5,5; Röm 8,23). Es ist die Anzahlung, der die volle Ausschüttung folgen muss. Auferstehung ist Ergebnis unserer Zugehörigkeit zum einen Leibe Christi, die faktisch durch die Eucharistie vermittelt wird. Deswegen nennt sie Ignatius von Antiochien Heilmittel der Unsterblichkeit. Die Auferstehung der Toten ist in der Lebensgemeinschaft mit Christus garantiert. Was an Christus geschieht, das geschieht auch am Christen. Denn Christus ist der Erstling, dem alle anderen folgen. Der Christ steht im Wirkbereich Christi. Er nimmt am Tode, an der Auferstehung und an der Himmelfahrt Christi Anteil, und zwar erstmalig und grundlegend durch das heilige Sakrament der Taufe. Diese Verbindung wird vertieft und gefestigt durch den Empfang der übrigen Sakramente, vor allem durch die eucharistische Kommunion.

Die Teilnahme am Auferstehungsleben Christi ist während der Pilgerzeit verborgen. Bei der Auferstehung der Toten werden die in den Menschen eingesenkten Auferstehungskräfte zur Entfaltung kommen. Die Auferstehung vollendet, was in der Pilgerzeit begonnen worden ist. Da wird Christus die im irdischen Leben mit ihm Verbundenen und von ihm Durchherrschten auferwecken durch seine Macht (1 Kor 6,14; 2 Kor 4,14). Sie wohnen hier nur in Zelten, d.h. flüchtig, für vorübergehenden Aufenthalt erstellten Stätten. Ihre eigentliche, festgebaute Wohnung ist in der Himmelsstadt. Christus hat dort schon Wohnung genommen (Kol 1,16; Eph 1,19-23; Phil 2,9-11). Er bereitet dort für die Seinigen die ewigen, unzerstörbaren Wohnungen (Joh 14,2-4). Wenn er wiederkommt, wird er die Seinigen nach seinem eigenen Bild umgestalten, sie mit seiner Herrlichkeit umkleiden und jedem den Rang zuweisen, der ihm gebührt (Röm 4,17; 8,11; Kol 2,12f.). In der neuen Gestalt passen sie in die von Christus bereitgestellten Wohnungen.

Garant unserer Auferstehung ist die Lebensgemeinschaft mit dem auferstandenen Christus. Die Notwendigkeit der leiblichen Auferstehung lässt sich auch aus dem Wesen des Menschen begründen. Der Mensch ist eine Ganzheit, aus Seele und Leib gefügt, und zu seiner wahren Seligkeit gehört daher auch die Wiederherstellung dieser Ganzheit. Das Heil ist erst vollständig, wenn die zweifache Trennung überwunden ist, der die (leiblose) Seele unterliegt: die Trennung vom eigenen Leib und die Trennung von der vollen Gemeinschaft des Leibes Christi.

Die Auferstehung der Toten ist die letzte Vollendung der durch Christus gewirkten Erlösung. Die Erlösung vollendet sich im Leibe. Deshalb nimmt Maria, die von Christus in vollendeter Weise erlöst ist, schon vor dem Jüngsten Gericht in leibhaftiger Weise an der Herrlichkeit ihres Sohnes teil. Im Leib offenbart sich die Sünde. Am Leibe soll sich auch die Gottesgemeinschaft offenbaren. Wenn die Erlösung sich im Leibe offenbart, dann muss der Auferstehungsleib anders sein als der Leib der zeithaft-geschichtlichen Existenz. In der Tat besteht zwischen den beiden Leibesformen ein wesentlicher Unterschied. Die Auferstehung ist nicht die Wiederaufnahme des von der Seele verlassenen Leibes in seiner alten Form und die Fortführung des früheren Lebens, sondern der Beginn eines neuen Lebens. Die Auferstehung schließt eine Verwandlung in sich. Die Auferstehung der Toten ist keine Rückkehr in das irdische Leben. „Wenn sie von den Toten aufstehen, heiraten sie weder, noch lassen sie sich heiraten, sondern sind wie die Engel im Himmel“ (Mk 12,25). Als Eigenschaften der Auferstehungsleiber nennt die Theologie Vergeistigung (1 Kor 15,44), Unsterblichkeit (15,53f.), Unverweslichkeit (15,42; 53), Leidensunfähigkeit (Apk 7,16f.; 21,4), Feinheit (Mt 28,2ff.; Joh 20,19; Phil 3,21), Behendigkeit, Klarheit (1 Kor 15,43). Die genannten Eigenschaften befähigen den Leib, an der ewigen Seligkeit (die sich für die Seele in der Gottschauung konzentriert) teilzunehmen.

Der Auferstehungsleib ist erstens mit Unvergänglichkeit ausgerüstet. Der zeithaft-geschichtliche Leib ist vergänglich. Die Vergänglichkeit ist Zeichen der Sünde. Der Auferstehungsleib ist allen Verfallsgesetzen entzogen. Wegen der Unvergänglichkeit (und Unsterblichkeit) bedarf es im himmlischen Leben nicht mehr der Ehe. Die Auferstandenen werden den Engeln gleichen, die mit unsterblichem Leben ausgerüstet sind. Darum wird es unter ihnen auch keine Todesangst mehr geben. Alles, was das Leben hemmt und bedroht, wird abgetan sein. Die Auferstandenen werden „nicht mehr Durst und nicht mehr Hunger leiden noch wird die Sonnenglut mit Hitze auf sie fallen“ (Apk 7,17). Denn das Lamm, das vor dem Throne steht, wird sie „weiden und zu den Wassern der Lebensquellen führen und Gott wird abwischen jede Träne von ihren Augen“ (Apk 7,17). Für die Zuverlässigkeit einer solchen, allen Erfahrungen widersprechenden Zukunftsverheißung verbürgt sich Gott selbst. „Der auf dem Throne saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu. Diese Worte sind zuverlässig und wahr“ (Apk 21,5). Die zweite Eigenschaft des Auferstehungsleibes ist die Kraft. Sie ist ein Kennzeichen aller Wirkungen Gottes. Vom Auferstehungsleib sind Schwäche und Anfälligkeit gewichen. Er ist durchherrscht von der Glut der allmächtigen Liebe Gottes und von der Geltungsmacht der himmlischen Wahrheit. Die dritte Eigenschaft des Auferstehungsleibes ist die Herrlichkeit und Schönheit. Die Herrlichkeit (*doxa*) ist eine Eigenschaft Gottes und auch eine Eigenschaft des auferstandenen Christus. Über den Auferstehungsleib breitet sich die Herrlichkeit Christi aus. Der in Herrlichkeit existierende Leib gehört der himmlischen Welt an, nicht mehr der irdischen. Er wird von jenem Glanz erfüllt sein, der Paulus vor Damaskus aus der Erscheinung des erhöhten Herrn entgegenleuchtete. Der verwandelte Leib wird vom Heiligen Geist durchdrungen sein. Sein Lebensprinzip ist der Heilige Geist. Der verwandelte Zukunftsleib wird in vollkommener Weise durchscheinend sein für den Geist. Der Geist wird am ganzen Leib sichtbar hervortreten. Der verwandelte Leib strahlt von der Herrlichkeit und dem Lichte Gottes wider. Er ist verklärt. In der Heiligen Schrift wird der Auferstehungsleib verglichen mit dem verherrlichten Leibe Christi. Dieser ist das Urbild der kommenden Verklärung. Der Auferstehungsleib ist ähnlich wie Christi Leib nicht mehr versklavt an die Gesetze von Raum und Zeit, wenngleich er ebenso wie der Leib Christi raum- und zeitgebunden bleibt.

So groß der Unterschied zwischen dem irdischen und dem verwandelten Leib ist, so besteht doch zwischen den beiden Leibesformen ein enger Zusammenhang. Es ist Glaubenssatz: Der Auferstehungsleib ist mit dem irdischen Leib identisch. Wie der Leib des auferstandenen Herrn mit seinem irdischen Leib identisch ist, so ist auch der himmlische Leib der Christen irgendwie identisch mit dem irdischen Leib. Wäre er es nicht, könnte man schwerlich von Auferstehung reden, müsste man eher von Neuschaffung sprechen. Für die Identität zwischen dem irdischen Leib und dem Auferstehungsleib bieten sich zwei Erklärungen an. Der heilige Thomas lehrt, dass der Auferstehungsleib nicht nur aus gleichen, sondern aus denselben Stoffen aufgebaut ist wie der irdische Leib. Nun ist es schon im irdischen Dasein so, dass der Leib durch den Stoffwechsel wiederholt die ursprünglichen Stoffe gegen andere austauscht. Dies geschieht mit solcher Gründlichkeit, dass im Leibe eines Greises von den stofflichen Aufbauelementen des kindlichen Leibes nichts mehr vorhanden ist. Trotzdem hört der

veränderte Leib nicht auf, der Leib jenes Menschen zu sein, dem er von Anfang an angehörte. Mag sich der Mensch durch Altern, durch Entbehrung, durch Krankheit leiblich noch so sehr ändern, das Ich behält doch seinen ihm zugehörigen Leib; er drückt sich in ganz bestimmten, ihm eigentümlichen leiblichen Bewegungen, Gebärden und Lieblingshaltungen aus. Namhafte Theologen vertreten eine etwas andere Ansicht. Die Identität des Auferstehungsleibes mit dem irdischen Leib werde dadurch gewährleistet, dass es die Seele ist, die zum zweiten Mal einen hierzu geeigneten Stoff zum menschlichen Leib gestaltet. Dafür sei es unwichtig, ob hierbei Stoffteile des früheren Leibes verwendet werden oder nicht. Nur unter dem gestaltenden Einfluss der Seele wird der Stoff zum menschlichen Leib. Die Seele ist immer das Gestaltungsgesetz des Leibes. Sie ist dies im irdischen Leben, sie ist es auch im zukünftigen Leben. Eben dadurch ist der Auferstehungsleib der zu dieser Seele gehörige Leib und folglich innerlich der nämliche Leib, mit dem die Seele ehemals das eine leiblich-seelische Wesen bildete. Die Vertreter dieser Ansicht erklären, ihre Lehre sei die strenge und folgerichtige Durchführung des Glaubenssatzes, dass die Seele die Wesensform des Leibes ist. Im allgemeinen Strom des Werdens ist grundsätzlich die Einheit der leibgestaltenden Seele entscheidend und verbürgt hinlänglich auch die Leibeseinheit. Mit der Erklärung dieser Theologen verlieren manche Einreden gegen die Auferstehung ihre Bedeutung. Es wäre völlig gleichgültig, welchen und wie vielen Organismen ein und dieselbe Stoffmasse während der Geschichte als Aufbaubestandteil gedient hat. Es würde keine Gefahr bestehen, dass verschiedene Menschen auf die gleiche Materie Anspruch erheben werden, weil die gleichen Stoffteile im Laufe der Jahrtausende Bestandteile ihrer Leiber waren.

Der Glaube an die Auferstehung der Toten ist für den Welt- und Naturgläubigen ein schweres Ärgernis. Was er sieht, ist der immerwährende Rhythmus von Leben und Tod. Solange die Erfahrung als der einzige Maßstab des Urteilens betrachtet wird, muss die Überzeugung von der Auferstehung der Toten als Widerspruch zu Erfahrung und Vernunft verstanden werden. Es bedarf der Bekehrung des Denkens, damit die Offenbarung von der Totenerweckung bejaht werden kann. Die Auferstehung des Fleisches war der Anstoß der Rationalisten aller Zeiten. Daher betonen die Kirchenväter gerade dieses Dogma von Anfang an geflissentlich und verteidigen es als einen Hauptgegenstand des Glaubens gegenüber dem Heidentum. Die Verwandlung des menschlichen Leibes in der Auferstehung ist ein undurchdringliches Geheimnis. Die Auferstehung mit dem verwandelten Leib ist ebenso wie Christi Auferstehung ein Akt der göttlichen Allmacht (1 Kor 6,14; 2 Kor 13,4; Röm 4,25) und ein eschatologisches Ereignis (1 Kor 15,51; 1 Thess 4,16f.). Mit ihm ist die Überwindung des Todes vollendet (15,53ff.). Die Allmacht Gottes kann mehr wirken, als der Kopf eines Menschen zu begreifen vermag. Wären die Werke Gottes nur so groß, dass sie von der Vernunft des Menschen leicht begriffen werden könnten, so wären sie eben deswegen nicht wunderbar, nicht unaussprechlich zu nennen. Wer die Majestät erforschen will, den zerdrückt ihre Herrlichkeit. In der Heiligen Schrift wird die Erweckung der Toten mit den Mitteln des antiken Weltbildes dargestellt, das nicht mehr das unserige ist. Die Tatsache der Auferstehung ist davon völlig unabhängig. Sie ist mit jedem Weltbild vereinbar. Das notwendige Umdenken der antiken Bildwelt bringt das von den Bildern gemeinte Faktum selbst nicht zu Fall.

Es gibt eine wirkliche Auferstehung am Ende der Zeiten. Sie hat schon begonnen. Jesu Auferstehung ist der Anfang der Totenaufstehung (1 Kor 15,23). Der Apostel Paulus weiß und hofft, unmittelbar nach dem Tode in die Gemeinschaft mit Christus zu gelangen. In dem Philipperbrief (1,23) spricht er sein Verlangen aus, „abzuscheiden“ und leiblos „beim Herrn zu sein“. Trotzdem bleibt aber auch hier das letzte Ziel seiner Sehnsucht die Auferstehung (3,11). „Mein Wunsch steht darauf, aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein. Denn das ist bei weitem das Bessere“ (Phil 1,23), als weiter auf Erden zu verbleiben. Paulus hat keinen Zweifel, dass er, wenn er stirbt, mit Christus vereinigt wird. Also auch ohne Auferstehung geht er in die Herrlichkeit Christi ein. Doch ein Leben ohne Leib im Zustand der „Nacktheit“ ist für Paulus kein wahres Leben. Darum wünscht er, um diesem Zwischenzustand der Leiblosigkeit zu entgehen, den himmlischen Leib über den irdischen „darüber anzuziehen“ (2 Kor 5,2). Das letzte Ziel bleibt für ihn die Auferstehung des Leibes. „Ich will ihn erkennen und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seines Leidens. Ich will seinem Tode gleichgestaltet werden, ob ich etwa zu der Auferstehung von den Toten gelangen könnte (Phil 3,10-11). Die Auferstehung von den Toten ist so wesentlich, dass daran Wahrheit und Recht des

christlichen Standes hängt. Darum schreibt Paulus: Wenn es keine Totenauferstehung gibt dann „sind wir die bemitleidenswertesten von allen Menschen“ (1 Kor 15,19), dann ist all sein Arbeiten und Leiden als Apostel umsonst und es bleibt nur die Parole: „Essen und trinken, denn morgen sind wir tot“ (15,30ff.). Der Ausgangspunkt dieses Beweisganges ist also die Auferstehung Christi. Denn diese wird auch von den Korinthern geglaubt. Paulus zeigt ihnen nur, wie unsinnig es ist, nicht an die Auferstehung der Toten zu glauben, wenn man an die Auferstehung Christi glaubt. Diese ist ja doch der Anfang jener. Eine Hoffnung auf Christus einzig und allein für dieses Leben würde bedeuten, dass die christliche Existenz ein Unsinn wäre. Dass die Christen, die solchen Unsinn glauben, mehr zu bemitleiden wären als die Menschen, die Christus gar nicht kennen. Nur die kommende Auferstehung schenkt wirkliche Hoffnung, da nur sie wirkliche Erlösung von Tod und Vergehen schenkt. Die Macht der Auferstehung Christi aber reicht über dieses Leben und diese Weltzeit weit hinaus. Erst die Auferstehungsgewissheit macht das christliche Leben sinnvoll.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

„Heute ist euch der Heiland geboren“

25.12.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Heute ist euch der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ So lautet die authentische Kunde der himmlischen Boten zur heiligen Weihnacht. Weihnachten und der ganze Weihnachtsfestkreis ist die christliche Feier der Menschwerdung Gottes. Menschwerdung Gottes heißt, dass der ewige, unendliche und zeitlose Gott die Menschheit annimmt, in Christus Jesus Mensch wird und dann auch für immer Mensch bleibt. Dass Gott durch Menschen spricht, die er auserwählt und die er als Werkzeuge benutzt, ist nichts Außergewöhnliches; das ist seine Art. Aber dass er selbst sich gegenwärtig setzt und redet, das ist die unerhörte Botschaft der Weihnacht. „Oft und auf mannigfache Weise hat Gott einst zu den Vätern gesprochen durch die Propheten. Zuletzt aber sprach er zu uns in diesen Tagen durch den Sohn, den er zum Erben des Weltalls eingesetzt, durch den er die Welt erschuf.“ Dieses erstaunliche Handeln Gottes ist einerseits für uns alarmierend. Denn die Schrift sagt uns, dass Gott nicht sozusagen nur zu Besuch kommt; vielmehr wird Gott Mensch, um uns zu erretten, um unseres Heiles willen, wie wir im Glaubensbekenntnis beten. Andererseits sind wir durch Christus auch tatsächlich und in Wahrheit errettet, wenn wir uns im vollen Glauben Christus anschließen. Weihnachten feiert die Grundlegung unseres Heils. Gott ist nicht Mensch geworden, nur um seine ewigen Eigenschaften zu offenbaren; vielmehr will Gott in Christus etwas für uns tun, etwas zu unserem Heil verwirklichen, was vorher nicht wirklich war. Der himmlische Vater hat sich nicht gescheut, den geliebten Sohn hinzugeben; und der Sohn hat sich nicht geschont, gehorsam zu sein bis zum Tode.

„Das ist die Gesinnung Jesu“, schreibt Paulus. „Er befand sich in Gottesgestalt, aber er hat nicht gemeint, sein Gottgleichsein festhalten zu sollen. Er hat vielmehr sich selbst entäußert, indem er Knechtsgestalt annahm und Menschen gleich wurde. Und während er in seinem Äußern wie ein Mensch erfunden wurde, hat er sich selbst erniedrigt, gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz.“ Und an anderer Stelle: „Ihr kennt doch die Gnade unseres Herrn Jesus Christus: Obschon er reich war, wurde er um eurer willen arm, damit ihr durch seine Armut reich würdet (2 Kor 8,9).“ Das ist das Christentum nicht, dass ein reicher Mann die Armen reich macht. Sondern dass der Ärmste von allen, der Ausgestoßene, der Verachtete, die Armen bereichert. Wegen dieses Zusammenhanges ist die Menschwerdung das überragendste, einzigartige und wirksamste Geschehnis in der Weltgeschichte. Es gab kein Ereignis und es kann kein Geschehnis geben, das die gleiche Bedeutung für die Menschheit, ja für die ganze Schöpfung hat. Was wir an Weihnachten erleben, kann nicht überboten werden. Denn hier hat Gott sozusagen sich selbst verbraucht, da er uns liebte „bis ans Ende“ (Joh 13,1).

Was aber ist die Frucht, was ist die Wirkung der Menschwerdung? Worin sehen wir eine Veränderung, eine Befreiung, eine Erlösung? Erstens. Die Menschwerdung selbst ist schon eine wahrhaft göttliche Tat. In der Menschwerdung seines Sohnes zeigt Gott, dass er den Menschen zugeneigt ist, ja in der Menschwerdung neigt Gott sich den Menschen zu. Und ein für allemal Mensch

bleibend, bleibt er ein für allemal den Menschen zugewandt. Gott ist für immer in Liebe und Vergebung den Menschen zugewandt. Das Menschwerden und das Menschbleiben Gottes ist ein nicht widerrufenes Zeichen, dass Gott den Menschen zugewandt bleibt. Das Menschsein Gottes ist die Zuwendung Gottes selbst. Christus zeigt und verdient uns nicht nur die Gnade; Christus ist die Gnade Gottes selbst. Christus bringt nicht nur das Leben; Christus ist das Leben selbst. Zweitens. Die Früchte der Menschwerdung finden wir in Christus und darin mit Gott selbst. Die Liebe Gottes zu uns ist selbst Inhalt der Erlösung. Denn sie ist mehr als alle Früchte außerhalb dieser Liebe. Liebe ist nicht ein Mittel, um etwas außer sich und ohne Zusammenhang mit der Liebe selbst zu verwirklichen. In dem Tun ist vielmehr das Beste, dass es aus Liebe getan ist. Darum haben ja auch unsere Weihnachtsgeschenke nicht nur ihren materiellen Wert; hinzukommt vielmehr, dass sie Zeichen der Zuwendung und der Zugewandtheit sind. Wir machen uns an Weihnachten Geschenke, um unsere Zugewandtheit, unsere Liebe zu zeigen, und diese ist mehr und wichtiger als die Gabe, die wir geben. Darum können auch kleine Geschenke wertvoll sein, wenn sie Zeichen großer Liebe sind. Drittens. So ähnlich ist es auch mit der Menschwerdung. Der Kern dieses göttlichen Handelns zu unserem Heil ist die Zuwendung Gottes, die Liebe Gottes zu uns. Diese ist mehr als jede Gabe, die daraus entspringt, die Zeichen und Frucht dieser Liebe ist. Das ist die frohe Botschaft von Jesus Christus, dass in ihm die Liebe Gottes zu uns gegenwärtig und bleibend ist. Er hat uns geliebt, „da wir noch Sünder waren“, und so geliebt, dass er uns rettet und als Kinder annimmt. Daher der Friede als gegenwärtige Frucht und Form der Erlösung. Diesen Friede, den die Engel der heiligen Nacht nicht nur verheißen, sondern verkündet haben, ist der Friede mit Gott. Wer hat Frieden mit Gott? Nur der, welcher Gottes Willen zur steten Maxime seines Handelns macht. Dieser Frieden kann die Welt nicht geben, ihn kann nur Gott selbst geben, und er gibt ihn uns in Christus, der selbst unser Friede ist (Eph 2,11). Achten wir darauf, wie und unter welcher Bedingung uns der Friede Gottes zugesagt ist. Der Friede Gottes und der Friede mit Gott ist an die Anbetung und Ehrung Gottes gebunden. Friede den Menschen auf Erden kommt nur, wenn Gott in der Höhe Ehre erwiesen wird. Den Frieden kann man nur haben, wenn man Gott die Ehre erweist. Die Ehre Gottes und den Frieden der Menschen kann keine irdische Macht auseinanderreißen. Wer den Frieden Gottes gewinnen will, der muss die Ehre Gottes suchen. Aus Liebe schenkt uns Gott seinen Frieden. Zwischen der Liebe der Menschen und der Liebe Gottes besteht ein gewaltiger Unterschied. Wir sind in vielen Fällen machtlos, können denen, welchen wir helfen möchten, nicht helfen. Gottes Liebe aber ist machtvoll. Sie prallt zwar an eine Grenze bei dem Menschen, der diese Liebe von sich stößt. Aber für jeden, der sich aus Gnade der Liebe Gottes in Christus öffnet, erweist sich die Macht der Liebe Gottes. Wir erfahren diese Macht der Liebe Gottes zu uns, wenn wir sie da suchen, wo Gott sie zeigt und erweist: in Friede und Freiheit, in Geduld und in der Erwartung der glorreichen Wiederkunft Christi. Aus diesen Wirklichkeiten heraus ist das Weihnachtsfest für uns alle ein unausschöpflicher Grund der Freude, des Friedens und der Dankbarkeit.

O meine lieben Freunde. Heute ist ein Freudentag. Heute erinnern wir uns der Erfüllung der Weissagung aus alter Zeit: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Auf seinen Schultern ruht Weltherrschaft. Sein Name ist: Künder des großen Ratschlusses.“ Heute ist Weihnacht. Heute gedenken wir der Verwirklichung des ewigen Planes Gottes: „Als die Fülle der Zeit gekommen war, entsandte Gott seinen Sohn, geboren aus einer Frau, gestellt unter das Gesetz, auf dass er die, welche unter dem Gesetz stehen, loskaufe und wir die Annahme an Kindes Statt empfangen.“ Heute dürfen wir mit dem Evangelisten Johannes jubeln: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, voll der Gnade und Wahrheit.“ So jubelt der Apostel Paulus: Er hat mich geliebt und sich für mich hingegeben (Gal 2,20). „Wenn Gott für uns ist, wer ist dann wider uns? Wird der, der seinen eigenen Sohn nicht geschont, sondern ihn für uns alle hingegeben hat, uns nicht mit ihm alles andere schenken? Was sollte uns trennen von der Liebe Christi? Trübsal, Bedrängnis, Verfolgung, Hunger, Blöße, Gefahr oder das Schwert? In alledem bleiben wir Sieger um dessentwillen, der uns geliebt hat. Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Gewalten, weder Höhe noch Tiefe noch irgendein anderes Geschöpf kann uns trennen von der Liebe Gottes in Christus Jesus unserem Herrn.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Weihnachten in Lagern

26.12.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Weihnachten ist gekommen, das Fest der Geburt unseres Gottes und Heilandes, des Sohnes der Jungfrau Maria. Wir haben schon viele Weihnachtsfeste erlebt. Der Inhalt war stets derselbe: Das Wort Gottes, der ewige Logos ist ein Mensch geworden. Er blieb, was er war, aber er nahm an, was er nicht hatte. Er kam, um uns zu erlösen. Der Inhalt des Weihnachtsfestes bleibt sich gleich, nicht aber die Umstände. Als Kind erlebt man Weihnachten anders denn als Erwachsener, im Frieden anders als im Kriege. Es scheint mir nützlich, uns an Weihnachtsfeste zu erinnern, die unter außergewöhnlichen Verhältnissen begangen wurden. Es war Weihnachten 1942 an der Ostfront. Anstatt des „Gloria“ heulten die Granaten, und ihre schrillen Dissonanzen erschienen wie ein Hohn auf den Frieden der Heiligen Nacht. – Da fasst sich ein deutscher Soldat ein Herz. Unter den Protesten seiner entsetzten Kameraden steigt er aus dem Schützengraben; den Russen eine leichte Beute – so schien es. Dann begann er zu singen. Er hatte eine mächtige Stimme, die selbst das Dröhnen der Einschläge übertönte. Man musste es als Wunder bezeichnen, dass die Russen nicht auf ihn schossen. Vielleicht glaubten sie zunächst an eine Kapitulation der Deutschen. Seine Stimme aber schallte über die friedlose Erde, über die tausendfach umgepflügte russische Erde. Dann hörte man nur noch diese eine Stimme über all dem Greuel und all der Angst und Not. Die Stimme – so könnte man sagen – eines Engels, eines Boten der „frohen Botschaft“; denn die Russen stellten spontan ihr Feuer ein. – Vielleicht wurde in ihnen die heimliche Sehnsucht nach einer besseren Welt, nach dem Glauben ihrer Großväter und Ahnen. – Und kein einziger Schuss fiel mehr in dieser Heiligen Nacht. Für kurze Zeit war mitten in einem fürchterlichen Krieg der Friede eingekehrt. Weihnachtsfriede ist möglich, wenn die Menschen ihn sich schenken lassen.

Es war Weihnachten 1943 im Reservelazarett Warstein im Sauerland. Alle hatten sich im Festsaal der früheren Heilanstalt für Geisteskranke versammelt: Ärzte, Schwestern und Helferinnen, die Verwundeten, die Kranken, die Amputierten, alles, was einigermaßen gehfähig war. Der große Weihnachtsbaum war mit nordischen Runenzeichen und roten Wachskerzen bestückt. Davor stand ein Chor von Mädchen des BDM und sang: Hohe Nacht der klaren Sterne, das Ersatzweihnachtslied für jene, die dem Christentum den Abschied gegeben hatten. Dazu gab es Sprüche und Zitate von Adolf Hitler, Alfred Rosenberg und zeitgenössischen Dichtern. Die „Weihnachtsfeier“ sollte mit einer Rede eines Parteifunktionärs sowie mit dem Deutschland- und Horst-Wessel-Lied abgeschlossen werden – so stand es im Programm. Doch kurz vor der unvermeidlichen Rede geschah etwas, was im Programm nicht vorgesehen war. Eine der Helferinnen, ein 18-jähriges Mädchen, trat plötzlich vor, hielt ein Blatt in der Hand und begann: „Kriegsweihnacht 1943“. Und dann: „Wir wollen beten! O Kind, so neige dich in dieser Nacht.“ In dem großen Saal wurde es totenstill. Mit angehaltenem Atem lauschten die Landser, die Ärzte in Uniform und die Parteigenossen. Das Mädchen las das Weihnachtsgebet seines Bruders, der Soldat war, vor. Eine unglaubliche Herausforderung. Besonders die letzten Worte: „Wir haben deinen Stern gesehen, o göttliches Kind. Und wenn die Reiche untergehen, dein Reich wird immer ohne Ende sein.“ Nach diesen Worten war eine atemlose, gespannte Stille in



dem Saal. Dem jungen Oberarzt, der dieses Gedicht zuerst gelesen und das Mädchen überredet hatte, es bei der Feier vorzulesen, wurde plötzlich klar, was jetzt geschehen konnte – oder geschehen musste. Das Mädchen hatte soeben sein Leben oder seine Freiheit aufs Spiel gesetzt und wusste es nicht. Plötzlich hatte er große Angst. Doch da begann mitten unter den verwundeten Soldaten einer mit brüchiger Stimme zu singen. Ein paar noch zaghafte Stimmen fielen ein. Dann wurden es immer mehr. Und schließlich sang der ganze Saal: Stille Nacht, heilige Nacht. Christ, der Retter ist da! Christ, der Retter ist da! Die Rede wurde nicht gehalten. Das Horst-Wessel-Lied wurde nicht gesungen. Die Feier hatte ein unvorhergesehenes Ende gefunden. Dem Mädchen, das solchen Mut bewiesen hatte, geschah nichts. Niemand erstattete Anzeige. Eine einzelne, leise Stimme hat damals „das Reich des Kindes“ verkündet. Eine unhörbare Stimme im lauten Lärm des Krieges. Doch es gibt viele solche kleinen und leisen Stimmen. Es ist fast immer ein Einzelner, der mitten im Hass seinen Glauben an die Liebe bekennt. Doch es gibt viele solche Einzelne. Und das Reich des göttlichen Kindes wächst in den Herzen.

Es war im Jahre 1946. Eine furchtbare Kälte ließ alle erstarren. Der Mond warf sein volles Licht über die schneebedeckte Landschaft. In seinem bleichen Schein lag ein Kriegsgefangenenlager im hohen Norden des Ural. Ein vergessener Friedhof mit wandelnden Leichnamen. Schleppend und müde der Gang, gebeugt die Haltung, eingefallen die Wangen, glanzlos die Augen, Hunger, Durst, Kälte, Angst, Sehnsucht die steten Begleiter. Und heute war Heiliger Abend. Die Kameraden erwarteten den mitgefangenen Priester zur Feier der Weihnacht. Armselig der äußere Rahmen: ein Kerzlein flackerte auf dem Tisch, einige Tannenzweige schmückten den armseligen Raum, auf den doppelstöckigen Betten rechts und links saßen, lagen, hockten die Landser, misstrauisch, erwartungsvoll. Manche hatten sich den Glauben ihrer Kindheit entreißen lassen. Alle aber waren erfüllt von der Sehnsucht nach einer starken Hand, die fähig wäre, die Fesseln der Gefangenschaft zu lösen und die Tore zur Heimkehr zu öffnen. Der Priester las die Weihnachtsgeschichte vor aus einem Schott-Messbuch, das ein Kamerad durch viele Filzungen hindurch hatte retten können. Dann hielt er die Weihnachtsansprache. „Wehe“, so hob er an, „wir hätten Glaube, Hoffnung und Liebe in unseren Herzen ersterben lassen. Dann brächte uns der heutige Heilige Abend einen Tiefpunkt unserer Einsamkeit und Verlassenheit. Wer aber glaubt an die Botschaft über Bethlehems Fluren, wer Vertrauen hat auf den gütigen Vatergott, wer sich das Licht bewahrt hat, das ihm in der Taufe geschenkt ward, der darf auch in unserer verzweifelten Lage auf Rettung hoffen. Er schaut nicht nach unten, denn wir wollen nicht, dass uns die kalte Erde Russlands bedeckt. Er schaut nicht um sich, denn ihm öffnet sich kein Fluchtweg. Nein, er schaut über sich. Der Himmel hat sich geöffnet, und Gottes Sohn stieg herab, um Angst und Not mit uns zu teilen. Wer Ausschau hält nach dem Christkind, der erlebt auch heute und hier das Wunder der heiligen Weihnacht: Christus, der Retter ist da.“ Und die deutschen Kriegsgefangenen im hohen Ural erlebten das Wunder: „Christus, der Retter ist da.“ Ein Leuchten trat in das Antlitz der Kameraden, Tränen quollen aus vielen Augen. Als der Priester die Baracke verlassen wollte, sprangen alle, ja alle, auf, die Glaubenden wie die Zweifler, und streckten die Hände dem Priester entgegen, als wollten sie an ihm neuen Glaubensmut entzünden.

Ein schlesisches Mädchen wurde nach dem Eindringen der Roten Armee nach Russland verschleppt. Mit 200 anderen Mädchen brachte man sie an einen Ort nahe der Grenze zu China. Sie erzählt: Es kam das Weihnachtsfest, für uns das erste Mal in Sibirien. Viele der Frauen und Mädchen wollten an nichts erinnert werden, was die Sehnsucht nach der Weihnacht in der Heimat nur verstärkt hätte. Da aber der Gedanke daran nicht auszuschalten war, beschlossen meine Schwester und ich, eine kleine Weihnachtsfeier im Rahmen des Möglichen zu halten. Aus Papierschnitzeln machten wir abends zuvor Sternchen und schrieben darauf den frohen Weihnachtsgedanken: „Christus, der Retter ist da!“ Wer tagsüber einige Kartoffelschalen finden oder beim Abladen des Wagens ein erfrorenes Krautblatt erhamstern konnte, nahm das mit Freude mit, um es in getrocknetem Zustand als willkommenen Zusatz zu dem kleinen Stückchen Brot zu genießen. Hunger und Kälte und großes Heimweh quälten uns, als der Heilige Abend kam. Unter dem sehr schwachen Schein der kleinen Notlampen, die längs den Lagerstätten angebracht waren, saßen meine Schwester und ich und beteten aus dem Schott die Frohbotschaft der Heiligen Nacht und sangen die trauten Weihnachtslieder aus unserer glücklichen Kinderzeit. Alle anderen aber weinten. Da kam mir eine liebe Erinnerung aus der

Heimat, und ich sagte sie den anderen, sprach über den tiefen Sinn einer solchen Weihnacht, in der wir, verlassen und in bitterer Not, die Armut des Christkinds teilen dürften. Und Er, der Welterlöser, werde uns bestimmt nicht vergessen. Er werde hierher zu uns kommen, um uns mit seiner Gnade und mit seinem Trost zu beschenken, viel reichlicher, als es je in der Heimat zu Weihnachten war. So war es auch. Langsam, langsam versiegteten die Tränen, und es wurde ganz still und feierlich in dem Raume.

Meine lieben Freunde! Wir wissen nicht, was uns bevorsteht. Ob und wie wir in einem, dem nächsten Jahr das Fest der Christgeburt begehen werden. Die Zeichen stehen auf Sturm. Eines aber wissen wir: Der Retter ist da. Er ist gekommen und bei uns geblieben. Er thront nicht nur im Himmel zur Rechten des Vaters. Seine Vorsehung und seine Fürsorge wachen über uns. Welt ging verloren, Christ ward geboren. Christ ist erschienen, um uns zu dienen. Freue dich, freue dich, o Christenheit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Apostel und Evangelist Johannes

27.12.2020

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Johannes war der Sohn des galiläischen Fischers Zebedäus und der Salome. Er war der jüngere Bruder des Jakobus des Älteren. Sie waren Berufsgenossen des Simon und des Andreas (Lk 5,10; Joh 21,2). Johannes und Andreas waren ursprünglich Jünger des Täufers. Johannes schloss sich früh Jesus an und begleitete ihn zeitweilig (Joh 1,37ff.). Er wurde zur ständigen Nachfolge des Herrn berufen. Den Titel des „Apostels“ erhält Johannes aufgrund der Gleichsetzung der von Jesus berufenen Zwölf mit den Aposteln bei Lk 6,13. Johannes war der Lieblingsjünger Jesu. Er war sein Vertrauter (Joh 13,23ff.). Beim Letzten Abendmahl ruhte er an der Brust des Herrn. Die beiden Zebedaiden genießen mit Simon Petrus eine Vorzugsstellung: bei der Auferweckung der Tochter des Jairus (Mk 5,37), der Verklärung (Mk 9,2), in Gethsemani (Mk 14,33) durften sie dem Herrn nahe sein. Johannes war beim Herrn bei dessen Leiden und Sterben. Simon Petrus und ein anderer Jünger folgten dem verhafteten Jesus in den Hof des Hohenpriesters. Jener Jünger war mit dem Hohenpriester bekannt. Da der ungenannte Jünger ein Bekannter des Hohenpriesters ist, kann er ungehindert den Hof betreten und auch seinem Begleiter Zutritt erwirken. Man nimmt an, dass dieser Jünger der Apostel Johannes war. Johannes war also wahrscheinlich im Palast des Annas (Joh 18,15f.), als Jesus dort verhört wurde. Er folgte aller Wahrscheinlichkeit dem Herrn auf dem Weg zur Hinrichtung. Johannes stand unter dem Kreuz (Joh 19,26) als einziger der Jünger Jesu. Glaubwürdig kann er den Austritt von Blut und Wasser aus der geöffneten Seite Jesu bezeugen. Johannes wurde von Jesus vor seinem Tode in ein Sohnesverhältnis zu Maria eingesetzt (19,26f.). Er darf die Worte vernehmen: „Frau, siehe deinen Sohn!“ „Siehe, deine Mutter!“ (Joh 19,26f.). Johannes hat dieses Vermächtnis erfüllt. Er nimmt Maria zu sich. Johannes war Zeuge des leeren Grabes (Joh 20,3-8). Als erster der Jünger, noch vor Petrus, erfasst er im leeren Grab die Auferstehung Jesu. Ebenso erkennt er vor Petrus den Auferstandenen am Ufer des Sees.

Johannes war von feurigem Temperament. Er und sein Bruder Jakobus wurden Boanerges = Söhne des Donners genannt. Nach der wahrscheinlichsten Deutung soll der Beiname die beiden Brüder als Aktivisten kennzeichnen, die auch einmal ungestüm aufbrausen können. „Meister“ – erklärte Johannes eines Tages dem Herrn – „wir sahen einen in deinem Namen Dämonen austreiben, der uns nicht nachfolgt, und wir suchten ihn zu hindern, weil er uns nicht nachfolgt.“ Entweder – oder! So radikal versteht Johannes Recht und Pflicht der Jesusnachfolge. Noch charakteristischer ist eine zweite Begebenheit. Jesus betrat mit seinen Jüngern ein samaritanisches Grenzdorf. Seine Bewohner weisen Jesus ab, als sie erfahren, dass er nach Jerusalem reist. Da geraten die beiden Zebedaiden in hellen Zorn: „Herr, willst du, dass wir sagen, es solle Feuer vom Himmel fallen und sie verzehren?“ (Lk 9,52ff.). Auf der Stelle möchten sie die ihrem Meister begegnende Feindseligkeit durch ein Strafgericht Gottes vergolten haben.

Es sollte uns nicht überraschen, dass dieselben Zebedäussöhne eines Tages auch ihre persönlichen Erwartungen sehr konkret an den Mann ihrer Hoffnung zu bringen wissen. Sobald Jesus in Jerusalem die messianische Macht ergreift, möchten sie mitregieren und schon jetzt, also doch ja rechtzeitig, eine bindende Zusage der Erfüllung ihrer Bitte erhalten (Mk 10,30-37). Der Weg zur Herrlichkeit führt

aber durch das Leiden; so muss der wahre Messias den noch ganz in ihre jüdisch-natürlichen Heilserwartung befangenen Jüngern erwidern: „Ihr wisst nicht, was ihr verlangt. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinke?“ Sie antworten: „Wir können es.“ Diese Antwort ist der Donnersöhne würdig. Aus einem Herzen feuriger Liebe und Nachfolgebereitschaft meinen sie versichern zu können, dass sie mit ihrem Meister auch Verfolgung und Leiden zu teilen vermögen (Mk 10,38-40). Auch die temperamentvolle Aktivität der Donnersöhne ist durch den erlösenden Tod und die erlösende Auferweckung des Messias getauft, gereinigt und gewandelt worden. Nun gilt das ganze Sinnen und Mühen des Johannes der Verkündigung des gekreuzigten und zur Herrlichkeit Gottes erhöhten Messias Jesus.

Nach der Himmelfahrt des Herrn wurde Johannes nach Petrus der maßgebende Mann im Kreis der Altapostel. Paulus zählt (Gal 2,9) Johannes zusammen mit Petrus und dem Herrenbruder Jakobus zu den „Angesehenen“ der Jerusalemer Urgemeinde, mit denen er um die Anerkennung seiner Heidenmission ringt, als „Säule“ der Gemeinde geachtet (Gal 2,9) in Jerusalem und Samaria (Apg 8,14). Johannes ist der einzige, der in der Apostelgeschichte aus dem Kreis der Zwölf heraustritt und ausdrücklich mit Petrus auftritt (3,1-11; 4,13-22; 8,14-25). „Ob es recht ist vor Gott, euch mehr zu gehorchen als Gott, das entscheidet selbst, denn wir können unmöglich schweigen von dem, was wir gesehen und gehört haben.“ So antwortet Johannes mit Petrus in allem Freimut auf die Aufforderung des Hohen Rates, nie mehr im Namen Jesu zu reden (Apg 4,19).

Der Ausbruch des jüdisch-römischen Krieges (67 n. Chr.) besiegelt das Schicksal der Kirche Jerusalems und Palästinas. Die Christen beteiligten sich nicht an der Auflehnung der Juden gegen die römische Besatzungsmacht. Sie flohen in die umliegenden Regionen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Johannes nach Kleinasien gegangen und hat in der Metropole Ephesus ein neues Wirkungsfeld gefunden. Sein Aufenthalt in Ephesus ist gesichert und durch keine Hypothese zu erschüttern. Von Ephesus aus leitete er die umliegenden Kirchen. Johannes wurde auch verfolgt. Er befand sich in einer zeitlich begrenzten Verbannung (deportatio oder relegatio, die Schutzhaft) auf der wasserarmen Insel Patmos (34 km<sup>2</sup>) im Dodekanes (südöstlichen Ägäischen Meer) zur Zeit des Kaiser Domitians (81-96 n. Chr.). Als dessen Akten wegen allzu großer Grausamkeit vom Senat zerrissen wurden, durfte er unter Kaiser Nerva nach Ephesus zurückkehren.

Der auferstandene Herr sagte Petrus den gewaltsamen Tod voraus. Als dieser nach dem Geschick des Johannes fragte, antwortete Jesus: „Wenn ich will, dass er bleibe, bis ich komme, was kümmert das dich? Du folge mir nach.“ Dieses Wort Jesu wurde so verstanden oder besser missverstanden, dass jener Jünger Johannes nicht sterben werde. Aber es deutet darauf hin, dass Johannes ein sehr hohes Lebensalter erreichte. Er starb zu Beginn der Regierung Kaiser Trajans (100/101 n. Chr.). Von einem Tod als Märtyrer kann keine Rede sein. Das älteste Zeugnis einer Verehrung des Johannes bildet um 200 die Johannes-Kirche über seinem Grab in Ephesus.

Johannes ist Apostel, Evangelist und Apokalyptiker. Er schrieb ein Evangelium und drei (erhaltene) Briefe sowie eine Apokalypse. Als Entstehungszeit des Evangeliums kommt aufgrund des Synagogenausschlusses der johanneischen Christen (Joh 9,22;34; 12,34; 16,2) am ehesten die späte Regierungszeit Domitians (81-96 n. Chr.) in Frage. Wurde Johannes mit 20 bis 22 Lebensjahren von Christus berufen, so stand er im Jahre 90 im Alter von 82 bis 84 Jahren. Spuren der Benutzung des Johannes-Evangeliums finden sich bereits bei Ignatius von Antiochien (Rom 7,1ff.; Philad. 7,1) und Justinos.

Johannes nennt als Zweck seines Evangeliums (20,30f.), den Glauben der Leser an Jesus als den Messias und wesenhaften Gottessohn zu befestigen und zu vertiefen und dadurch zu bewirken, dass sie aufgrund ihres Glaubens das ewige Leben haben. Das Buch verfolgt also einen lehrhaften und zugleich praktischen Zweck. Es will für Jesus als den Messias und Gottessohn Zeugnis ablegen, indem es sein Selbstzeugnis für seine göttliche Sendung zur Darstellung bringt. Der Zebedaide Johannes wurde von seinem Meister nachdrücklich und unvergesslich belehrt, dass der Weg zur messianischen Herrlichkeit durch das Leiden hindurchführt. Er ist am tiefsten betend, betrachtend und reflektierend in das Geheimnis Christi eingedrungen. Er steht als eigentlicher Gewährsmann hinter dem Evangelium, das wie kein anderes den Weg Christi in seinen vollen überweltlichen Dimensionen aufleuchten lässt.

Das Johannes-Evangelium ist verhältnismäßig reich an Orts- und Zeitangaben. Die Schauplätze der Tätigkeit Jesu werden in der Regel genau bezeichnet: Bethanien jenseits des Jordan, der Jakobsbrunnen, die Synagoge zu Kapharnaum, Bethanien bei Jerusalem, der Teich Bethesda in Jerusalem, die Siloaquelle, der Garten jenseits des Zedrontales. Die Feste, an denen Jesus in Jerusalem auftrat, werden mit Namen genannt: Osterfest, Laubhüttenfest, Tempelweihfest. Außerdem finden sich bei Johannes noch andere Zeitangaben (1,35-2,1; 6,4; 7,14; 7,37; 12,1; 18,28; 19,14; 20,26). Der Evangelist zeigt sich mit dem rabbinischen Judentum, seinen religiösen Vorstellungen und seiner Schriftauslegung vertraut. Das Evangelium enthält mache selbstständige, wertvolle, von einem Augenzeugen stammende Mitteilungen, die unsere Kenntnis des Lebens Jesu wesentlich bereichern.

Der Unglaube fällt auch über Person und Werk des Johannes her. Zu Unrecht. Das Johannes-evangelium ist nicht eine Dichtung von Reden und symbolischen Taten Jesu, sondern fortgeschrittene Evangelien-schreibung, das letzte, das pneumatische Evangelium. Das Christusbild der Kirche leuchtet schon in der Selbstoffenbarung Jesu auf. Es ist der Abschluss der Darstellungen der Geschichte Jesu. Es will diese Geschichte nicht verdecken, sondern feststellen, aber zugleich in ihrem eigentlichen Sinn erhellen und deuten. Das Johannesevangelium ist das reifste Christuszeugnis der Urkirche und das Glaubensbuch für die ihres innersten Wesens sich bewusst werdende und in neue geistige Räume vorstoßende Kirche am Ausgang des ersten Jahrhunderts. Das ist der Jünger, der diese Dinge bezeugt und dies geschrieben hat. Wir aber wissen, dass sein Zeugnis wahr ist.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Jahresanfang

01.01.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir beginnen heute das bürgerliche Jahr 2021. Das Jahr ist die Zeitdauer eines Umlaufs der Erde um die Sonne. Sie beträgt 365 oder 366 Tage. Der Jahresanfang fällt im gregorianischen Kalender mit dem 1. Januar zusammen. Er lag noch bis in die Neuzeit an sehr verschiedenen Daten. In England begann das Jahr bis zum Jahre 1752 am 25. März. Der Christ beginnt den Anfang eines neuen bürgerlichen Jahres mit Dank gegen Gott, der ihn diesen Zeitpunkt erleben ließ. Er schließt die Bitte zu Gott an, dass er das begonnene Jahr zu seiner Ehre, zum Wohl seiner Mitmenschen und zum Heil seiner eigenen Seele verbringen möge. Er bittet auch um Schutz und Geleit in den Fährnissen dieses Lebens. Er fleht, dass das neue Jahr ein Jahr des Heils für die Menschheit werden möge. Niemand weiß, wie das soeben begonnene Jahr verlaufen wird. Wird es wie das vergangene Jahr im Zeichen der Seuche stehen? Werden Unterricht und Bildung unserer Jugend, Arbeit und Verdienst der Erwachsenen, Unterbringung und Pflege der Kranken, Gebet und Gottesdienst der Gläubigen weiterhin gehemmt und beeinträchtigt werden? Werden die Menschen, die auf den Impfstoff vertrauen, lernen, mit den Fügungen und Führungen des lebendigen Gottes zu rechnen? Manche meinen, es könne nur besser werden. Ich teile den Optimismus nicht. Es kann auch schlimmer werden.

Von der Zeit geht der Blick des nachdenklichen Menschen in die Ewigkeit, vom Menschen zu Gott. Ewigkeit ist der Inbegriff eines stets dauernden, in sich selbst stets gleichen Seins und Lebens. Sie kommt nur einem Wesen zu; wir nennen es Gott. Gott ist von der Welt real und wesentlich verschieden und über alles, was außer ihm besteht und gedacht werden kann, unaussprechlich erhaben. Er ist das einzige aus sich seiende und notwendige Wesen. Gott hat nicht in der Zeit seinen Anfang; er allein ist ohne Ursprung, ist anfangslos. Seine Dauer ist unerschaffen. Gott hat auch kein Ende. Seine Existenz ist endlos. Er ist der ewige Gott. Da Gott das mit absoluter Notwendigkeit durch sich selbst existierende Wesen ist, kann es nie als nicht existierend gedacht werden. Die Ewigkeit ist das göttliche Sein in seiner Unbegrenztheit und Unveränderlichkeit gedacht.

Der Sohn Gottes, das Wort Gottes, der Logos teilt sein ganzes Wesen mit dem Vater. Im Prolog des Johannesevangeliums werden über den Logos folgende wesentliche Aussagen gemacht: unbegrenzte reale Präexistenz, personale Gottverbundenheit, wesenhafte Göttlichkeit (ohne Identifizierung mit Gott dem Vater). Das Sein beim Vater ist sein eigentlicher, primärer Seinszustand. Er hat mit dem Vater ein vorweltliches Sein. „Bevor Abraham wurde, bin ich“ (Joh 8,58). Er war vor aller Zeit beim Vater. Als die Fülle der Zeit gekommen war, entsandte Gott seinen Sohn, geboren aus einer Frau, gestellt unter das Gesetz, damit er die, welche unter dem Gesetz stehen, loskaufe. Der Logos nahm zu seiner ewigen Gottheit eine menschliche Natur an. Dieses Geheimnis ist der Inhalt des Weihnachtsfestes.

Gott ist anfangslos. Aber alles Außergöttliche hat einen Anfang. Am Anfang alles außergöttlichen Seins steht die Schöpfung aus dem Nichts. Gott ist der allmächtige Schöpfer, der die Welt in einem ersten Augenblick geschaffen hat. „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ So lautet die erste Zeile der Heiligen Schrift des Alten Bundes. Der Anfang, von dem hier die Rede ist, besagt den

Anfang der Schöpfung, nicht den Anfang Gottes; denn Gott ist von Ewigkeit, hat keinen Anfang. Mit der Tatsache der Schöpfung ist ihr zeitlicher Anfang notwendig verbunden. Eine anfanglose Schöpfung ist philosophisch unmöglich, da Quantität und Raum, Bewegung und Zeit korrelierte Begriffe sind und eine wirklich unendliche Zahl undenkbar ist.

Gott ist nicht nur der Schöpfer; er ist auch der Erlöser der Menschen. Gott wirkt das Heil der Menschen. Er wirkt es in der Geschichte. Es gibt eine Heilsgeschichte. Wie alle Geschichte hat die Heilsgeschichte einen Anfang und einen Verlauf. Die Heilsgeschichte dient der Erlösung der Menschen. Erlösung (im objektiven Sinne) ist die Befreiung der Menschheit durch den Gottmenschen Jesus Christus aus dem durch die Sünde verursachten Zustand der Ungerechtigkeit und Knechtschaft unter Satan und die Wiederherstellung des Zustandes der übernatürlichen Gerechtigkeit und Freundschaft Gottes. Erlösung ist immer Fremderlösung. Niemand kann sich selbst erlösen. Die Erlösung trägt einen Namen. Es ist der Name Jesus Christus. Die Erlösung war sein Beruf. Sein Erscheinen auf dieser Erde ist ihr Anfang. Deswegen hat das Geburtsfest des Erlösers, hat Weihnachten einen so hohen Rang. Das ganze Leben Jesu mit allen einzelnen Akten stellt das Gesamtwerk der Erlösung dar; jeder einzelne Akt hätte für die adäquate Erlösung genügt. Mit Vorzug wird die Erlösung dem Kreuzestod Jesu zugeschrieben, weil er die Vollendung der Erlösung ist und das überragende Werk Christi. Er selbst bezeichnet ihn als Sühnetod.

Christus hat die Erlösung grundsätzlich für alle bereitgestellt. Sie muss aber in jedem Einzelnen begonnen werden. Die objektive Erlösung, die von Christus vollbracht wurde, muss vom einzelnen Menschen subjektiv angeeignet werden. Diesen Vorgang nennt man Rechtfertigung oder Heiligung. Die Rechtfertigung vollzieht sich durch das Sakrament der Taufe (oder der Buße) als die werkzeugliche Ursache der Erlösungsgnade Christi. Sie ist ein Werk Gottes, eine Tat des Heiligen Geistes, die durch ein bestimmtes äußeres Zeichen gewirkt wird. Die sakramentalen Zeichen haben diese Kraft infolge der Einsetzung durch Christus. Sie sind als sinnbildliche Handlungen von ihm bestimmt worden, sein Erlösungsverdienst, die Gnade des göttlichen Lebens, den Seelen zuzuwenden. Der Empfang der Taufe, die von ihr bewirkte Gotteskindschaft ist der Anfang unseres übernatürlichen Lebens.

Im Leben eines jeden Menschen gibt es mannigfache Anfänge. Denken Sie an den Beginn der Schulzeit. Mit dem täglichen pflichtmäßigen Besuch des Schulunterrichts beginnt für den Sechsjährigen der Eintritt in den Ernst des Lebens, der Übertritt vom Spiel zur Pflicht. Wiederum ein Anfang ist die Wahl eines Berufes. Durch Überlegen und Auswählen, durch Beratenwerden und Entscheidung finden die meisten Menschen zu einem Beruf. Es besteht das innere Zugeordnetsein der Einzelperson zu konkreten Arbeitsaufgaben bzw. Berufen. Die Berufswahl sollte individuellen Neigungen folgen; denn mit der Berufsausübung wird die Selbstverwirklichung des Einzelnen angestrebt. In religiöser Hinsicht soll jeder nach seinen Fähigkeiten wirken, um Gott und dem Nächsten zu dienen. Dieses Motiv ist geeignet, den Menschen nachhaltigen Sinn ihrer Berufsarbeit zu vermitteln. Ein tiefer Einschnitt in das Leben des Einzelnen ist die Wahl des Ehestandes. Der Abschluss der Ehe steht dem Menschen frei; ihr Wesen ist der menschlichen Freiheit gänzlich entzogen. Der Eingang zum Ehestand und zur Familie ist mit dem Blute Christi gesalbt. Keiner darf mit unreinen Füßen diese Schwelle überschreiten. Im heiligen Sakrament der Ehe soll die Liebe wieder aus dem Staub erhoben und wie eine Kerze auf den Altar des Heiligtums gestellt werden. Die Rettung des Menschengeschlechtes fängt bei der Familie an, bei der Ehe, bei der Hochzeit, sagte der Gesellenvater Adolf Kolping. Ein Staat, ein Volk, das gleichgeschlechtliche Beziehungen mit dem geheiligten Namen der Ehe belegt, gräbt sich selbst das Grab. Der Wahl des Ehestandes steht gleichberechtigt gegenüber die Entscheidung für die Ehelosigkeit und Jungfräulichkeit. Sie besagt lebenslänglichen Verzicht aus sittlichen Beweggründen auf jegliche geschlechtliche Betätigung. Der sittliche Beweggrund „um des Himmelsreiches willen“ erhebt die geschlechtliche Enthaltensamkeit zur Tugend, also besonders das Motiv der ungeteilten Hingabe an die Gottes- und Nächstenliebe. Eine Kirche, die nicht mehr den überragenden Rang der gottgeweihten Jungfräulichkeit verkündet und nicht mehr zur Wahl der lebenslänglichen Enthaltensamkeit aufruft, übt Verrat an Lehre und Beispiel ihres Gründers.

Im Leben eines jeden Menschen gibt es mannigfache Anfänge. Alle diese Anfänge stellen hohe Herausforderungen an jeden Einzelnen dar. Die ganze Lebenszeit über sind wir aufgefordert, das Werk unserer Heiligung jeden Tag neu zu beginnen. Wenn wir am Abend unser Gewissen erforschen,

werden wir zu unserem Schmerz feststellen, dass wir Fehler, Nachlässigkeiten, Versäumnisse und Sünden begangen haben. Wir verurteilen Schwäche und Bosheit, bitten Gott um Verzeihung und nehmen uns vor: Morgen will ich es besser machen. Will ich dir lauterer dienen. Jesus, gib mir deine Gnade dazu. An jedem Tag müssen wir unseren Vorsatz erneuern und uns zum Eifer anspornen, als hätten wir heute erst unsere Bekehrung begonnen. Täglich müssen wir beten: Verleihe mir deinen Beistand, o Gott, zu meinem Vorsatz und zu deinem heiligen Dienste. Lass mich heute nochmals recht anfangen; denn alles, was ich bisher tat, ist nichts. Der Apostel Paulus mahnt: Kaufet die Zeit aus, denn die Tage sind böse. Das besagt: Benutze die Zeit, um Gott zu gefallen und den Menschen zu nützen. Das beste Gebet am Anfang eines Tages ist, dass wir seine Augenblicke nicht verlieren möchten. Jetzt Gutes tun, nicht später. Heute deinen Hauptfehler ablegen, nicht morgen. Das unermüdliche Streben nach geistlichem Fortschritt und das ständige Bemühen nach Besserung ist uns auferlegt. Dazu bedarf es der täglichen Anstrengung. In dem Maße wirst du im Guten voranschreiten, als du dir selbst Gewalt antust. Um gut zu bleiben, muss man immer besser werden wollen. Täglich ergeht die Mahnung Gottes an uns: Seid heilig, wie ich, euer Gott heilig bin! Erneuert euch in eurem Sinn und zieht den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist.

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Weisen und der Stern

03.01.2021

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Evangelien sind Glaubenszeugnisse. Es kommt ihnen nicht in erster Linie darauf an, den Gang der geschichtlichen Ereignisse im Sinne einer modernen Biographie nach unserem heutigen Verständnis darzustellen. Doch kann nicht bestritten werden, dass die Evangelien von geschichtlichen Ereignissen berichten wollen. Diese Berichte verlieren nicht dadurch ihre Glaubwürdigkeit, dass sie unter einem heilsgeschichtlichen Vorzeichen stehen. Es ist geradezu das Kennzeichen der Heilsgeschichte, dass geschichtliche Fakten in der Hand Gottes zu Trägern des Heiles werden. Gott bedient sich des menschlichen Handelns und der Naturerscheinungen, um seinen Heilswillen zu bekunden und zu erfüllen. Matthäus und Lukas sind die beiden Evangelisten, die der Darstellung der öffentlichen Wirksamkeit Jesu einen Bericht über seine Geburt und Kindheit voranstellen. Beide bringen eine Auswahl von Begebenheiten, und zwar derart, dass kein einziges Stück sich bei beiden findet. Die beiden Kindheitsgeschichten unterstreichen die Realität, die geschichtliche Wirklichkeit des auf Erden erschienenen Rettergottes. Matthäus erwähnt die Geburt Jesu nur in einem Nebensatz. Dafür bringt er einen herausgehobenen Bericht über den Besuch der Weisen bei dem neugeborenen „König der Juden“. Der Unglaube versucht, die Geschichtlichkeit der Erzählung von den Magiern aus den Angeln zu heben, indem er behauptet, es handele sich um einen Midrasch, eine erbauliche, volkstümliche Erzählung ohne Geschichtswert. Dieser Einwand ist hinfällig. Ein Midrasch will ein Wort der Heiligen Schrift auslegen. Die Kindheitsgeschichte des Matthäus hat nicht die Auslegung eines Schriftwortes zum Gegenstand, sondern ein Ereignis. Hier wird nicht geflunkert, sondern berichtet.

Eine große Rolle in der Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande spielt der Stern, der ihnen Anlass ihres Aufbruches und Führer zu ihrem Ziel war. Der Astronom Johannes Kepler hielt den Stern der Weisen für eine Nova, einen neuen Wunderstern, als Folge einer Konjunktion (Annäherung) der Planeten Jupiter und Saturn. Viele Astronomen sahen dagegen in der Konjunktion der beiden Planeten den Stern der Weisen. Eine Konjunktion besagt, dass die beiden Planeten so eng beieinander rücken, dass sie wie ein riesiger Stern leuchten. Anders ausgedrückt: Eine Konjunktion zweier Planeten liegt vor, wenn diese Gestirne mit der Erde eine Gerade bilden. Konjunktionen sind seltene Ereignisse am Sternenhimmel. Noch seltener sind wiederholte Konjunktionen. Nur alle 258 Jahre kommt es zu einer dreimaligen Begegnung, die dann aber jeweils in einem anderen Zeichen des Tierkreises stattfindet. Eine dreifache Konjunktion im gleichen Sternbild des Tierkreises ereignet sich alle 794 Jahre. Die letzte geschah 1940/41 im Sternbild des Widders. Im Jahre 7.v. Chr. fand sie im Sternbild der Fische statt.

Es ist klar, dass eine so seltene Himmelserscheinung die höchste Aufmerksamkeit der Sternkundigen in der Alten Welt erwecken musste. Sie verknüpften das Geschehnis am Sternenhimmel mit ihren astrologischen Kenntnissen. Die Magier oder die Weisen waren die im Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris staatlich angestellten Sternbeobachter. Der Planet Jupiter galt ihnen als Stern des Weltherrschers; Jupiter ist der Königsstern. Der Planet Saturn bezeichnete in der hellenistischen Sterndeutung den Stern der Juden. Die Weisen beobachteten nun die Annäherung Jupiters an Saturn.

Da stellten sie ihre Deutung auf: Im Judenland geschieht die Geburt eines hochbedeutsamen Königs. Die Weisen entschlossen sich zu einer Reise. Was veranlasste die Weisen, aus dem Morgenland nach Jerusalem zu ziehen? Die Antwort lautet: Die Gnade Gottes knüpfte an das astronomische Ereignis an. Der etwa 1200 km lange Weg führte über Palmyra und Damaskus nach Jerusalem. Dort stellten die Weisen die Frage: „Wo ist der neugeborene König der Juden? Denn wir haben seinen Stern im Aufgang gesehen und sind gekommen, um ihm kniefällig zu huldigen.“

Die Kunde von dem Eintreffen der Weisen und die Erklärung, die sie für ihr Kommen abgaben, waren eine Sensation. Sie bewegten die Bevölkerung und drangen bis zum Thron des Herrschers. Der König Herodes war alarmiert. Ein neuer König, das konnte nur heißen: Ein Thronprätendent, der ihm die Macht streitig machen würde. Er musste gefunden und beseitigt werden. Herodes identifizierte den angeblichen König mit dem von den Juden erwarteten Heilsbringer, dem Messias. Die Messiaserwartung war Herodes bekannt, auch wenn er selbst nicht daran glaubte. Er musste in Erfahrung bringen, wo sie lokalisiert war. Die Fachleute mussten es wissen. Der König Herodes versammelte die Hohenpriester und die Schriftgelehrten des Volkes und erforschte von ihnen, wo der Messias geboren werden sollte. Sie antworteten: in Bethlehem in Judäa. Diese Auskunft bestätigte die Erkenntnis, welche die Weisen aus der Konstellation der Gestirne gezogen hatten. Die Weisen stellten erleichtert fest: Sie waren keinem Hirngespinnst nachgelaufen, sondern ihre Überlegungen realisierten sich mit jedem Schritt. Den Ort der Geburt des angeblichen Königs der Juden hatte Herodes herausgebracht. Jetzt musste er noch erfahren, wann dieser König geboren worden war. Von den Weisen belehrt, identifizierte er den Zeitpunkt der Geburt mit dem (erstmaligen) Erscheinen des Sterns. Darum erforschte er von den Weisen den Tag, an dem sie den Stern zum ersten Mal gesehen hatten. Die Weisen eröffneten ihm dem König. Danach konnte er das Alter des Rivalen berechnen und seine Verfolgungsmaßnahme einrichten. Die Weisen waren wohl zu diesem Zeitpunkt ahnungslos und gutgläubig, was den Herrscher Palästinas anging. Deswegen gaben sie ihm willig Auskunft.

Als die Weisen den König gehört hatten, reisten sie ab nach Bethlehem. Jetzt wussten sie, wo der neue König zu finden war. Und der Stern, den sie im Aufgang gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis er mitkommend stehen blieb, wo das Kind war. Mit dem Stillstehen ist in der astronomischen Fachsprache das scheinbare Stillstehen der Planeten im Hin- und Hergehen vor dem Hintergrund der Fixsterne gemeint. Als die Weisen den Stern sahen, hatten sie eine überaus große Freude. Ihre Vermutung wurde zur frohen Gewissheit: Sie waren auf dem richtigen Wege. Der etwa 8 km lange Weg von Jerusalem nach Bethlehem ist die uralte Karawanenstraße in Richtung Hebron. Die Weisen dürften Jerusalem durch das Jaffator am späten Nachmittag verlassen haben. Dann stand der Königsstern Jupiter mit dem Saturn wie eine leuchtende Laterne in Richtung des Weges am südlichen Himmel. Sie marschierten auf den Stern zu oder (wie der Evangelist sagt) der Stern zog vor ihnen her. Natürlich wussten die Weisen so gut wie wir, dass es kein wirkliches Voranziehen war. Aber der Sprachgebrauch war eingebürgert. Sie gelangten nach Bethlehem, fanden das Kind und seine Mutter, und huldigten ihm kniefällig. Sie kamen nicht mit leeren Händen. Sie brachten kostbare Geschenke mit, Gold, Weihrauch und Myrrhe. Die Dreizahl der Geschenke lässt vermuten, dass die Weisen zu dritt unterwegs waren. Inzwischen waren sich die Weisen über das wahre Wesen des Herodes klar geworden. Sie handelten daher entgegen seiner Aufforderung, ihm die Wohnstätte des Wunderkindes zu melden, und kehrten auf einem anderen Weg in die Heimat zurück. Damit verlieren wir sie aus den Augen. Der Stern der Weisen war eine sichtbare Realität am Himmel. Aber er war noch mehr. Er war auch ein Zeichen Gottes. Die Weisen aus dem Morgenland trieben nicht nur Wissenschaft. Sie erkannten auch dieses Zeichen. Sie fielen nieder und huldigten dem neugeborenen König der Juden. Wenn man in den Hirten die Angehörigen des Volkes Israel sieht, die den auf Erden erschienen Gottessohn verehrten, so erkennt man in den Weisen Vertreter der Heidenwelt, die ihre Knie vor dem Erlöser der Menschheit beugen. In tausenden Krippen, die von Bethlehem bis zum Eismeer aufgestellt sind, wartet das Krippenkind, dass alle Menschen kommen, vor ihm niederfallen und den wahren Gott anbeten.

Amen.